

Bernard Goldstein

# Die Sterne sind Zeugen

Der Untergang  
der  
polnischen Juden



dtv  
dokumente

Bernard Goldstein

wurde 1889 in Schedltze bei Warschau geboren. Er gehörte schon in seiner frühen Jugend als Mitglied der Allgemeinen Sozialistischen Arbeiter-Union der antizaristischen Bewegung in Polen aktiv an und mußte deswegen mehrfach ins Gefängnis. Während des Ersten Weltkrieges wurde er von den Russen nach Moskau deportiert. Er entfloh, setzte in Kiew seine revolutionäre Tätigkeit fort und wurde schließlich nach Sibirien verbannt. Nach der russischen Revolution 1917 ging Goldstein erneut nach Kiew und trat in die Revolutionsarmee ein. 1919 kehrte er nach Warschau zurück und arbeitete wieder für die Sache der jüdischen Arbeiterbewegung: im Vorstand des Warschauer Bundes und im Exekutiv Ausschuß der Gewerkschaftsföderation. In der Auseinandersetzung mit der faschistischen und kommunistischen antisemitischen Bewegung spielte Goldstein in den folgenden Jahren eine führende Rolle. Auch als 1939 nach dem Einmarsch der Deutschen der Terror gegen die jüdische Bevölkerung immer mehr zunahm, führte Goldstein den Kampf um das Existenzrecht seiner Leidensgenossen mutig fort. Er gehörte zu den Verteidigern des Warschauer Ghettos und zu den wenigen Überlebenden, die die Russen bei der Einnahme der Stadt vorfanden. Doch auch Stalins NKWD trachtete ihm nach dem Leben und zwang ihn zu erneuter Flucht. In den USA fand er schließlich eine neue Heimat.

Großband



**Deutscher  
Taschenbuch  
Verlag**

## Über dieses Buch

Unerbittlich hart waren die Existenzbedingungen für die polnischen Juden während der dreissiger und vierziger Jahre. Bedrohten zunächst die einflussreichen polnischen Faschisten ihre primitivsten Menschenrechte, so begann bald nach dem Einmarsch der deutschen Truppen der infernalische NS-Terror. Ausschluss vom Arbeitsprozess, von Schulen und Universitäten, Plünderungen, Massenverschleppungen und Erschiessungen gehörten nun zum Alltag.

Bernard Goldstein^ einer der Führer der jüdisch-sozialistischen Bewegung, berichtet in diesem Buch mit beklemmender Wahrhaftigkeit über jene Schreckensjahre, die ihre Höhepunkte im Warschauer Ghetto-Aufstand vom April 1943 und in der Erhebung vom August 1944 hatten. Doch auch nach dem Einmarsch der russischen «Befreier» – die in Warschau nur wenige Überlebende vorfanden – war für die polnischen Juden die Leidenszeit noch nicht zu Ende. Denn Stalins Gefolgsleute richteten eine neue Gewaltherrschaft auf, die rigoros jede demokratische Betätigung verhinderte. Nur durch die Flucht konnte sich Goldstein vor dem Zugriff des NKWD retten.

«Goldsteins Buch ist mehr als ein sachlicher Bericht. Vielmehr ein Document humain, eine grosse Sage vom Menschen, und es zeigt alle Abgründe, die seinem Wesen offenstehen . . .»

(Die Welt)

Ungekürzte Ausgabe

Januar 1965

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Lizenzausgabe der Europäischen Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main

Aus dem Amerikanischen übertragen von Paul Stamford

Titel der amerikanischen Ausgabe ‚[The Stars Bear Witness](#)‘

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Foto: Keystone

Gesamtherstellung: C.H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Printed in Germany

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)

Bernard Goldstein:  
**Die Sterne sind Zeugen**

**Der Untergang der polnischen Juden**

*t*

Deutscher Taschenbuch Verlag



Wir schwören, zu streiten für Freiheit und Rechte, zu kämpfen  
gegen Tyrannenknechte.  
Wir schwören, das Dunkel der Nacht zu besiegen, selbst wenn  
wir im Feuer der Schlacht erliegen.  
Verpfändet sei unser Leben dem Schwur!

Himmel und Erde hören uns an, Die Sterne sind unsere Zeugen.

*Aus der Hymne*

*des Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes von Polen*

*(Der Bund)*

## Vorwort zur Originalausgabe

Als Freunde in Amerika vorschlugen, dieses Buch über das Warschauer Ghetto in Deutschland herauszubringen, war die erstaunte, ungläubige Antwort vom amerikanischen Mitarbeiter des Verfassers: «Ein solches Buch wird nie in Deutschland erscheinen! Wer würde es dort wagen, die geschichtliche Wahrheit über das furchtbare Geschehen zu verbreiten?»

Indem wir die deutsche Übersetzung des Buches, das erst in jiddischer und dann in englischer Sprache erschien, hier vorlegen, leisten wir nicht nur eine Ehrenrettung, sondern glauben auch, eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Nicht durch Verschweigen, Vergessen und Nicht-wahr-haben-Wollen lassen sich die noch nachwirkenden Geschehnisse aus jüngster Vergangenheit abtun, wohl aber kann ein klarer und lauterer Bericht zur Besinnung und befreienden Überwindung jener dunklen Epoche führen. Im deutschen Volk ist – wenn auch dem oberflächlichen Blick nicht immer sichtbar – bei vielen Menschen ein tiefes Bedürfnis nach echter Erkenntnis und gültigen Massstäben für den Aufbau einer neuen, wertvolleren Gemeinschaft vorhanden. Das Buch wird mit seiner eindringlichen Wahrhaftigkeit einem solchen Streben unmittelbaren Anstoss geben können; denn obwohl es von tausendfacher Vernichtung des Lebens spricht – sprechen muss, wird es zu einem Buch des mutigen Kampfes für das Leben.

Seit etwa 900 Jahren wohnten Juden in Osteuropa, bildeten ein Volk und entwickelten eine Tradition und Kultur, über die wir nur wenig wissen. In jahrhundertelangem Kampf hat das eingeschüchterte Volk der Ostjuden sich mühsam und langsam emporgerungen und erst in aller jüngster Zeit die Vorstufe – die letzte Stufe, wäre zuviel gesagt – der Gleichberechtigung unter seinen Wirtschaftskern erklommen. Auf der Höhe dieser Entwicklung erfolgte in den Jahren 1939 bis 1944 sein Untergang. Es drängt sich ein Vergleich mit der Ausrottung der Indianer durch die Weissen auf. Hier wie dort sollte der Anspruch einer überlegenen, sich höher dünkenden «Rasse» die Untat des Stärkeren rechtfertigen. Die Verfolgung der Juden ging noch schneller und radikaler vor sich, und die «Reservate», in die sie getrieben wurden, waren enge Ghettos und dann die Gaskammern, Krematorien und Massengräber. In dem ungleichen Kampf leisteten Gruppen von ihnen Wi-

derstand mit dem Mut der Verzweiflung. Es ist ein erschütterndes Drama. Doch heller als die Flammen des brennenden Ghettos leuchten die heroischen Taten, die schönen Beispiele von Hingabe und menschlicher Grösse.

Unter den Gruppen von Menschen, die der Verzweiflung Trotz boten, ragt der «Bund» hervor, eine jüdisch-sozialistische Organisation, über die auf den nachfolgenden Blättern ausführlich berichtet wird. In den Jahrzehnten, die dem Untergang vorausgingen, hatte er in hingebungsvoller Arbeit an dem Aufbau der starken Gemeinschaft gewirkt und im Besonderen zur Emanzipation der jüdischen Arbeiterschaft in Polen beigetragen. Die Handvoll entschlossener Männer und Frauen, getragen von dem Idealismus für ihre gute Sache und von der Solidarität mit ihren Schicksalsgenossen – auch sie konnten nicht die kaum und nicht einmal voll erworbenen Bürgerrechte verteidigen, wohl aber wussten sie für die unveräusserlichen Menschenrechte bis zum Letzten zu kämpfen und zu sterben.

Bernard Goldstein – einer der Geschlagenen, Niedergerungenen, aber innerlich Unbesiegbaren – legt hier in schlichter und würdiger Weise von dem Geschehen Zeugnis ab. Vor dem Schicksal, das Millionen jüdischer Menschen in gleicher Weise getroffen hat, treten die Erlebnisse und Taten Einzelner zurück. Was die Bescheidenheit dem Chronisten versagt, über sich selber zu sagen, das bringt ein dem Bericht vorausgeschicktes Kapitel von Leonard Shatzkin.

Es erfüllt den Autor mit Genugtuung, dass sein Buch gerade auch in Deutschland erscheint und hier durch Verbreitung der Wahrheit mitwirken kann, den Weg zum friedlichen Beieinanderleben der Völker zu bereiten.

Mancher deutsche Leser wird bei der Aufrollung dieses Geschehens Beschämung und Bitterkeit empfinden. Sollten wir deshalb nicht lieber auf die Veröffentlichung eines solchen Buches verzichten? Wir glauben, dass dieses Verlangen zurücktreten muss vor der höheren Aufgabe, die das Buch zu erfüllen hat. Ja, es wird dazu beitragen können, das eigene, oft schwere Schicksal besser zu verstehen. Mögen diese Blätter helfen, das Streben nach Menschlichkeit und Güte in uns zu stärken.

Der Verlag

## Über den Autor

Seit meiner Kindheit habe ich über den «Genossen Bernard» sprechen hören. Er war für mich fast ein sagenhafter Held. Aber für die Hunderttausende der Juden Polens war er viele Jahre lang ein Vorkämpfer in der rauhen Wirklichkeit, der gegen sehr nahe und ganz unromantische Feinde kämpfte.

Mein Vater hatte Polen am Ende des Ersten Weltkrieges verlassen, um dem Militärdienst gegen das junge revolutionäre Regime Sowjetrusslands zu entgehen. Er brachte nach Amerika den Geist der jüdischen sozialistischen Bewegung mit, die in seiner alten Heimat für ihn das Leben bedeutet hatte. An den Abenden kamen häufig andere ausgewanderte Landsleute zu uns; sie sangen dann ihre alten revolutionären Lieder, sprachen von vergangenen Tagen, von der illegalen politischen Tätigkeit und von ihrem oft knappen Entkommen vor der zaristischen Polizei. Der Name des Genossen Bernard kam in ihren Erzählungen ständig vor.

Das Interesse der jüdischen sozialistischen Einwanderer in Amerika war jedoch nicht nur rückwärts gerichtet. Sie hielten sich über die Ereignisse in der alten Heimat gut unterrichtet, besonders über die Aktivität der Allgemeinen Sozialistischen Arbeiter-Union – den Bund. Von Zeit zu Zeit kam ein Delegierter des Bundes nach den Vereinigten Staaten, gewöhnlich um Geld für eine neue Druckpresse, für die Einrichtung eines Theaters, den Ausbau des Medem-Kindersanatoriums oder für sonst eines der mannigfachen Projekte der Organisation zu sammeln. Solche Besuche waren für mich stets wahre Festtage. Ich durfte dann lange aufbleiben und zuhören, wenn unsere Gäste über die Juden in Polen erzählten.

Immer wieder kam die Rede auf den Genossen Bernard, und ich lauschte mit aufgerissenen Augen den Berichten über die erstaunlichen Dinge, die er getan hatte. Es waren für mich Blicke in eine Wunderwelt; die abenteuerlichsten Indianer- und Cowboygeschichten verblassten dagegen. Aber es waren auch Blicke in eine wirkliche Welt, in der die Menschen des Alltags den Kampf ums Leben führten.

Bernard Goldstein wurde 1889 in Schedltze, etwa drei Wegstunden von Warschau entfernt, geboren. Er gehört einer Genera-

tion an, die bestimmt war, ihre besten Söhne der steigenden revolutionären Welle in Osteuropa zu geben, und Bernard schloss sich früh der Bewegung an. Die Phantasie des dreizehnjährigen Jungen wurde durch die Erzählungen seiner beiden älteren Brüder über die antizaristische Agitation in Warschau angefeuert. Er begann, verbotene revolutionäre Literatur zu lesen und Veranstaltungen illegaler Jugendgruppen zu besuchen. Mit sechzehn Jahren erhielt er seine Feuertaufe.

An einem Tag im Mai des Jahres 1905 – es war während des russisch-japanischen Krieges – waren etwa vierhundert Leute im Jugan-Wald, nicht weit von Bernards Hause, heimlich zusammengekommen. Die Versammlung war vom Bund organisiert worden, der damals eine noch ganz junge jüdische politische Partei war.

Plötzlich fand sich die Gruppe von einer grossen Abteilung Soldaten, zu Fuss und zu Pferde, umgeben.

«Wer ist der Sprecher?» fragte barsch Kosakow, der Offizier der Truppe.

Keiner antwortete.

«Gebt den Sprecher an!» wiederholte Kosakow lauter. Die Menge verharrte in Schweigen.

«Säbel raus!» kommandierte Kosakow.

Die umzingelten Menschen schlossen sich dichter zusammen, sie hakten die Arme ineinander und begannen trotziger revolutionäre Lieder zu singen. Die Berittenen sprengten in die Menge. Mit Säbeln und Bajonetten hieben die Soldaten erbarmungslos auf die Menschen ein. Als Kosakow endlich Einhalt gebot, lagen achtzig Verwundete am Boden. Bernard trug für den Rest seines Lebens eine Säbelnarbe am Kinn davon.

Die Versammlungsteilnehmer wurden geschlossen abgeführt. Im Gefängnis von Schedltze mussten sie zwischen zwei Reihen Soldaten Spiessruten laufen. Der sechzehnjährige Knabe wurde mit den Schwerverwundeten ins Krankenhaus geschickt, aus dem er bald nach seiner Einlieferung entfloh. Unter seiner blutigen Kleidung trug er um seinen Leib gewickelt die rote Fahne des Bundes, die nie in die Hand des Feindes fallen sollte.

Ende desselben Jahres verliess Bernard sein Heimatdorf und ging nach Warschau, dem grossen Schmelztiegel der osteuropäischen Judenheit und dem Zentrum der antizaristischen Agitation. Dort stürzte er sich als Mitglied des Bundes mitten in die revolutionäre Bewegung.

1906 wurde Bernard von Warschau nach dem Vorort Kaluschin

geschickt, um den streikenden Pelzarbeitern beizustehen. Als er und der Streikleiter mit den Unternehmern am Verhandlungstisch sassen, kam die Polizei ins Zimmer. Die beiden Männer wurden verhaftet, gebunden und in einem offenen Karren durch die Stadt gefahren.

Im Gefängnis tat man sie mit Kriminellen zusammen, die die Revolutionäre schlimmer als die korrupte Polizei hassten, weil die radikalen Arbeiter energisch gegen das Verbrechen auftraten. Hier in den Gefängnissen fanden die Kriminellen Gelegenheit, an den «Politischen» ihr Mütchen zu kühlen. Eine Gruppe von Strolchen drückte Bernard in eine Ecke und traktierte ihn mit Puffen und Schlägen. Einer von ihnen, ein Dieb namens Piesak, der wegen seiner Messergewandtheit bei seinen Kumpanen besonderen Respekt genoss, befahl ihnen scharf: «Lasst den Jungen in Ruhe!» Piesak, der dem Opfer näher ins Gesicht gesehen hatte, erinnerte sich, dass dieser Junge im vergangenen Jahr sein Zellengenosse im Schedltzer Gefängnis gewesen war.

Die Verhaftung Bernards und seines Kollegen führte zum Boykott gegen die Pelzhändler von Kaluschin. Kein Wagen mit Pelzen von Kaluschin wurde nach Warschau durchgelassen, solange die beiden Gewerkschaftsvertreter im Gefängnis sassen. Die Pelzhändler sahen sich schliesslich veranlasst, einzugreifen, und sie taten es in der direkten und einfachen Weise, dass sie die Beamten bestachen, die Gefangenen freizulassen.

Die Jahre 1907 und 1908 brachten einen Rückgang der revolutionären Bewegung. Nach dem verfehlten Aufstand von 1905 wanderten Tausende ins Gefängnis, und noch mehr wurden durch den zaristischen Terror eingeschüchtert. Die Arbeiter wurden mutlos und indifferent. Zur Maifeier des Jahres 1908 sollte Bernard in einer Veranstaltung der Arbeiter einer Schuhfabrik an der Leshno-Strasse die Rede halten. Als er auf das Podium stieg, wurde er mit nassen Lappen beworfen und mit dem Ruf empfangen: «Wir wollen keine Streiks mehr! Nieder mit der Revolution!» Bernard kamen die Tränen. Er hatte nicht geweint, als er im Jugan-Wald verwundet und im Kaluschiner Gefängnis geschlagen worden war, aber diese Preisgabe durch die Arbeiter schmerzte ihn tief.

Doch solche bitteren Erlebnisse vermochten ihn nicht von der einmal als notwendig erkannten politischen und gewerkschaftlichen Arbeit abzurufen. Bald organisierte er die Malergehilfen und wurde wegen Aufwiegelung zu einem Malerstreik verhaftet.

Als er die Schlosser und Tischler gewerkschaftlich organisierte, wurde er abermals festgenommen. Nach Verbüßung einer Strafe wurde er nach einem entfernten polnischen Dorf verbannt. Er fand die Verbannung unerträglich, floh und kehrte nach Warschau zurück. Die revolutionäre Bewegung war nun wieder im Anwachsen, und Bernard war aktiver denn je. Unter anderem befasste er sich auch mit der Jugendarbeit, und im Jahre 1913 war er führend an einem Proteststreik gegen den schandbaren Prozess beteiligt, der einem Juden wegen angeblichen Ritualmordes gemacht wurde. – Bernard Goldstein war einer der beiden Delegierten des Bundes, die zu dem 1914 geplanten sozialistischen Kongress nach Wien gehen sollten; der Ausbruch des Krieges vereitelte diese Zusammenkunft.

Bei einer geheimen Sitzung der Gewerkschaftsführer in Warschau im Jahre 1915 wurde Bernard Goldstein abermals verhaftet. Als dann die Deutschen auf Warschau zu marschierten, liess die russische Regierung alle Gefangenen evakuieren. Bernard wurde erst nach Moskau und dann nach Twer gebracht, wo er gegen Ehrenwort entlassen wurde. Er entfloh nach Moskau und von da nach Kiew unter falschem Namen und mit gefälschten Papieren. In Kiew, wo er seine revolutionäre Tätigkeit fortsetzte, wurde er von der Polizei gefasst und nach Sibirien in die Verbannung geschickt.

Die Reise zu Fuss nach Sibirien war lang und beschwerlich, sie dauerte mehrere Monate, mit vorübergehendem Aufenthalt in vielen Gefängnissen auf dem Wege. Endlich kam er an den Ort seines Exils, in die Stadt Lukjanowa in Jenusseisk. Bald darauf wurde er krank. Der nächste Arzt wohnte in Pirowsk, fünfzig Meilen entfernt, und kein Exilierter durfte seinen Aufenthaltsort ohne besondere Genehmigung verlassen. Bernard ging also zur Ortspolizei, um sich die Erlaubnis für die notwendige Reise nach Pirowsk zu holen.

Der Polizeikommissar untersuchte den Gefangenen, indem er dessen Augenlider zurückschob, um zu sehen, ob er nicht simulierte. Das ärgerte Bernard: «Sind Sie ein Arzt?» fragte er ihn ironisch. Solche Respektlosigkeit von einem Exilierten fand jener unerhört und antwortete ihm mit einer schallenden Ohrfeige. Bernard ergriff eine auf dem Tisch stehende Kerosinlampe und zerschlug sie auf dem Kopf des Polizeikommissars. Durch den Lärm aufgeschreckt, stürzten mehrere Burschen herein, um die verletzte Ehre des Repräsentanten Seiner Majestät zu rächen. Sie prügelten den

kranken Gefangenen, banden ihn an Händen und Füßen und schleppten ihn in seine Wohnung zurück.

Der Vorfall, der schnell im ganzen Umkreis bekannt wurde, löste die Empörung der Exilierten aus. Sie schickten Resolutionen an den Gouverneur von Krasnojarsk, in denen sie gegen die unmenschliche Behandlung eines politischen Gefangenen protestierten.

Drei Wochen später kam der Befehl vom Gouverneur, dass Bernard Goldstein zum Arzt nach Pirowsk gebracht werden sollte. Der Arzt, selber ein Exilierter, stellte fest, dass Bernard an einer schweren Lungenentzündung litt, und liess ihn ins Krankenhaus einliefern. Bernards Mitexilierte machten sich eine Ehre daraus, für den Genossen zu sorgen, der so selbstbewusst auf die Beleidigung von einem Polizisten reagiert hatte. Sie sahen in seiner Handlung eine Verteidigung der Würde aller politischen Gefangenen. Als Bernard aus dem Hospital entlassen werden sollte, forderte der Polizeikommissar wiederholt seine Rückkehr nach Lukjanowa. Aber der Doktor lehnte beharrlich ab, seinen Patienten gesund zu schreiben, der sich inzwischen die Zeit mit Fischen und Jagen in der Umgebung von Pirowsk vertrieb.

Eines Tages kam ein aufgeregter Bauer von Jenusseisk mit der Nachricht, dass Väterchen Nikolaus nicht länger Zar wäre und dass es im Lande Unruhen gäbe. Traurig schlug er vor, dass alle Leute im Dorf für das Wohl von Väterchen Zar beten sollten. Die bolschewistische Revolution in Russland war bereits zehn Tage alt. Da traten auch die politischen Exilierten von Pirowsk in Aktion. Mit Jagdfinten bewaffnet, holten sie die fünf Polizisten des Bezirks ab, entwaffneten sie, besetzten das Postamt und hissten die rote Fahne.

Ohne etwas von der politischen Veränderung zu ahnen, erschien der zaristische Kommissar von Lukjanow in Begleitung zweier Wachen zu einem Inspektionsbesuch in Pirowsk. Sein schöner, mit drei Pferden bespannter Schlitten wurde angehalten. Den Revolutionären von Pirowsk fiel eine reiche Beute zu. Sie hielten Kriegsrat über das Schicksal ihres Gefangenen. Viele Exilierte hatten unter ihm gelitten und wollten nun Rache nehmen. Sie verurteilten den Kommissar zum Tode. Die Ehre, das Urteil zu vollstrecken, fiel Bernard Goldstein zu.

Man band den Kommissar an einen Baum. Bernard, mit einem Revolver in der Hand, stand ihm gegenüber. Als Bernard die Todesangst auf dem Gesicht des Mannes sah, weigerte er sich, ihn

zu erschiessen. Seine Gefährten warfen ihm Schwäche vor, er aber erklärte ihnen ruhig, dass die siegreiche Revolution selbst den schlechten Dienern des Zaren eine humane Haltung bezeigen müsste.

Im Triumph zogen die Exilierten heim, an jeder Eisenbahnstation von fröhlich singenden Demonstranten begrüsst. In der russischen Hauptstadt wartete eine grosse Menschenmenge, geführt von einer Delegation des Petrograder Sowjet, die mit ihnen durch die Strassen marschierte. Bernard gönnte sich nicht lange Ruhe. Er kehrte nach Kiew zurück und meldete sich freiwillig zur Armee für die Verteidigung der jungen Revolution. Seine Kameraden bei der Truppe wählten ihn in den ukrainischen Sowjet. In Kiew organisierte er eine Miliz der jüdischen Arbeiter, die aktiv an dem Umsturz der reaktionären Regierung des Hetmans Skoropadsky mitwirkte.

Im Jahre 1919, als die ersten Schatten die revolutionäre Sonne zu verdunkeln begannen, zog es Bernard heim nach seinem geliebten Warschau. Dort, in dem nun unabhängigen Polen, nahm er wieder seinen alten Platz in der jüdischen Arbeiterbewegung ein. Die Ereignisse der vorausgegangenen Jahre hatten Arbeiter in grosser Zahl in die revolutionären Organisationen gebracht. Der Bund und die Gewerkschaften waren wieder erstarkt. Fast unmittelbar nach seiner Rückkehr wurde Bernard Goldstein in den Vorstand des Warschauer Bundes und den Exekutivausschuss der Gewerkschaftsföderation gewählt.

Ihm wurde die Arbeit in den schwächsten Gewerkschaftsgruppen zugewiesen. Die Bäcker, die Transportarbeiter und die Schlachtergehilfen – die als widerspenstige und schwierig zu behandelnde Elemente angesehen wurden – waren seine hauptsächlichen Sorgenkinder. Sein Einfluss unter ihnen und die Erfolge, die er in dieser Arbeit erzielte, sollten in den folgenden schweren Jahren von entscheidender Bedeutung sein. Seine unbedingte Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit gewannen ihm das Vertrauen und die Anhänglichkeit von Männern, die bisher nur an List und Gewalt gewöhnt waren.

Die Transportarbeiter waren eine besonders wichtige Gruppe. In Warschau verdienten Tausende von Juden ihren Lebensunterhalt als Lasträger, Fuhrleute, Droschkenkutscher und später als Kraftfahrer. Der menschliche Rücken war das wichtigste Transportmittel, und die Träger waren die bestbezahlte Gruppe, sie waren die Aristokratie ihres Berufszweiges. Körperlich stark, waren sie jedoch kulturell und geistig sehr rückständig. Die Transport-

arbeiter hatten enge Beziehungen zur Unterwelt, sie wohnten häufig mit den Kriminellen in denselben Strassen und Häusern und waren nicht selten mit ihnen verwandt und verschwägert. Immer bestand Gefahr, dass die unsichtbare Trennungslinie zwischen den Schwerarbeitern und den Leichtverdienern verwischt wurde. Bernard musste dauernd darüber wachen, dass eine Scheidewand zwischen diesen beiden Kategorien aufrechterhalten blieb.

Ebenso aktiv war Bernard (unter den Fleischergeesellen. Diese bildeten mit bestimmten, überkommenen sozialen Abstufungen ihre eigene, seltsame Welt für sich. Die Schlachthausgesellen rangierten und dominierten über den Fleischern und den Arbeitern in den Wurstfabriken. Sie waren jederzeit für einen Kampf zu haben, doch verloren sie nicht leicht den Kopf. Ein losbrechender Streit kündigte sich durch das Aufklingen ihrer blutigen Messer auf dem Steinfussboden an; denn um in der Hitze des Gefechts nicht etwa einen Kameraden zu töten, zogen sie die Messer aus ihren Stiefeln und warfen sie von sich. Bei der Arbeit waren sie meist in Gruppen von 60 oder 70 zusammengeschlossen und wurden kollektiv bezahlt. Juden und Polen arbeiteten Seite an Seite, und ihre Beziehungen waren gut trotz der Tatsache, dass beide Teile stark nationalistisch, recht ungebärdig und impulsiv waren.

All diesen rauen, ungeschliffenen Arbeitern mussten noch die elementarsten Dinge beigebracht werden. Die Gewerkschaften hatten ihnen den Brauch abzugewöhnen, ihre Streitigkeiten den Stärksten der Gruppe zur Schlichtung zu bringen, die wie kleine Tyrannen herrschten. Für ernste Vergehen wurden Mitglieder aus den Gewerkschaften ausgeschlossen. In jedem Falle musste der Mitgliedschaft deutlich gemacht werden, dass der Betreffende ein Unrecht getan hatte und sein Ausschluss unerlässlich war. Durch Beispiel und geduldiges Verstehen brachte Bernard ihnen Sinn für Recht und Unrecht bei und zeigte ihnen, wie man selbst unter ärmlichen Bedingungen ein ordentliches und würdiges Leben führen konnte. Er war ihnen mehr als ein politischer Funktionär und Gewerkschafts Sekretär, er wurde auch ein Beichtvater und Berater für ihre häuslichen Angelegenheiten.

Ein peinlicher Zwischenfall mit einem jungen Gewerkschaftskollegen sei hier erzählt, der bezeichnend für Bernards Erziehungsarbeit unter diesen Leuten ist. Ein Lastträger hatte den Spitznamen «Klein-Mutter», weil seine Mutter sehr klein war und er

selber auch. Aber er war breitschultrig und ausserordentlich stark. Die gutbezahlten Fleischerei- und Transportarbeiter lebten auf ziemlich grossem Fuss und liebten es, ihre Familienfeste in grosser Aufmachung zu feiern. «Klein-Mutter» gab eine solche Festlichkeit bei sich zu Hause und hatte Bernard dazu eingeladen. Als dieser ankam, spielte eine Musikkapelle zur Begrüssung die Hymne des Bundes. Mit grossem Pomp wurde er ins Wohnzimmer geführt, an den mit Wein und Bergen von Essen beladenen Tisch. Bernard sah sich den Tisch, die Wände, den Fussboden, die Frau des Gastgebers und ihr Kind an, dann drehte er sich schweigend um und verliess das Zimmer. Die Gäste waren bestürzt, und das ganze schöne Fest war verdorben.

«Klein-Mutter», der Mitglied der Bund-Miliz war, weigerte sich nach diesem Vorfall, zur nächsten Versammlung zu kommen, und seine Freunde forderten lärmend von Bernard eine Erklärung wegen der Beleidigung auf der Festlichkeit des Genossen. Er antwortete: «Als ich in die Wohnung kam, sah ich, dass die Wände unsauber und mit Spinnweben bedeckt waren, der Fussboden voller Schmutz war, seine Frau und sein niedliches Kind ungewaschen und in Lumpen gingen. Wenn jemand es sich leisten kann, ein Fest in so grossem Stil zu geben, dann soll er erst einmal darauf sehen, dass seine Wohnung und seine Familie ordentlich gepflegt sind.» Daraufhin waren sie still.

Ein paar Wochen später lud «Klein-Mutter» Bernard wieder ein – in eine frisch gestrichene und sauber geschrubbte Wohnung; Frau und Kind glänzten in neuen weissen Kleidern. Diesmal gab es keine Störung, «Klein-Mutter» sass strahlend unter seinen fröhlichen Gästen, und alles war eitel Freude. Die Geschichte machte im ganzen Stadtviertel die Runde.

«Ich konnte mich heiser reden über Sauberkeit und Hygiene», sagte Bernard später, «und sie wussten nicht einmal, wovon ich überhaupt sprach. Aber dass ich ihnen ihre ‚Simcha‘ (Freudenfest) verdarb, das gab ihnen zu denken.»

Die Gewerkschaftsarbeit nahm den grössten Teil von Bernards Zeit in Anspruch, aber daneben vernachlässigte er keineswegs seine Tätigkeit im Bund. In den zwanzig Jahren zwischen den beiden Weltkriegen gab es keine Massenversammlung oder grössere Demonstration des Warschauer Bundes, die er nicht organisierte oder leitete. Bei seiner ausgedehnten politischen und gewerkschaftlichen Arbeit kam er in ständigen Kontakt mit den polni-

schen Arbeiterführern und vielen anderen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens.

Als in den Jahren 1920/21 die immer häufiger und heftiger werdenden Angriffe der Antisemiten es nötig machten, besondere Gruppen zum Schutz von Demonstrationen und Versammlungsräumen zu bilden, wurde Bernard Goldstein mit deren Aufbau und Leitung betraut. Nicht nur diesen Abwehrkampf gegen die Störenfriede von der Strasse und in späteren Jahren gegen organisierte faschistische Banden musste die Miliz führen, sondern auch gegen kommunistischen Terror vorgehen. Bei ihren Versuchen, die Arbeiterschaft zu spalten und die Sozialisten aus dem Felde zu schlagen, machten die Kommunisten vor nichts halt. Einschüchterung war ein oft gebrauchtes Mittel. Sie schickten ihre Leute in die Arbeiterversammlungen, um diese zu sprengen. Einmal unternahmen sie es, einen Landeskongress der Jüdischen Transportarbeiter-Union durch Schüsse zu stören; sogar vor einem Angriff auf das Medem-Kindersanatorium bei Warschau schreckten sie nicht zurück.

Die Miliz des Bundes wäre an sich kräftig genug gewesen, den kommunistischen Angreifern eine gehörige Lektion zu erteilen. Dies hätte unvermeidlich zu Blutvergiessen geführt, und das wollte Bernard unter keinen Umständen zulassen. Obwohl er die Miliz strikte nur zur Abwehr und zum Selbstschutz einsetzte, trieb die kommunistische Presse eine pöbelhafte Hetze gegen ihn. Dennoch unterhielten führende Kommunisten freundschaftliche Beziehungen zu ihm. Der kommunistische Sejm-Abgeordnete Stefan Krulikovsky zum Beispiel brachte nach dem Tode seiner Frau seine kleine Tochter in Bernards Haus. Einsichtigere Kommunisten erkannten auch, dass mit einer Beseitigung Bernards der wichtigste Damm gegen eine blutige Rachekampagne fiel, mit der sie dann zu rechnen hätten. Das erklärt, wenigstens zum Teil, warum sich Bernard offen in den gefährlichsten Situationen zeigen durfte, ohne dass ihm etwas geschah.

Tatsächlich wurde im Jahre 1929 ein Attentat auf Bernards Leben gemacht als Folge eines formalen Todesurteils, das die Kommunistische Partei über ihn verhängt hatte. Als er eines Nachts spät nach Hause kam, sprangen mehrere Männer aus einem haltenden Auto und schossen auf ihn. Er erwiderte das Feuer und verwundete einen der Angreifer. Die anderen schleppten den Verwundeten in ihr Auto und fuhren davon.

Bernard blieb unverletzt. Danach wurden keine weiteren Versuche gemacht, das Urteil zu vollstrecken.

Viele Menschen wandten sich an den Bund um Hilfe und Schutz gegen Ungerechtigkeiten. Sie stellten sich in ihrer Not und Unwissenheit vor, dass der Bund imstande wäre, so gut wie alles zu erreichen. Gewöhnlich wurden solche Gesuche an Bernard gegeben, der sich keine Mühe verdrissen liess, den Bedrängten zu helfen.

Nachdem Hitler in Deutschland an die Macht gekommen war, nahm der Antisemitismus in Polen merklich schärfere Formen an. Die reaktionären antisemitischen «Endeks» (National-Demokraten) und die faschistische Falange (Narodowa Młodzież) hatten seit Langem versucht, sich von der Welle antijüdischer Schlagworte an die Macht tragen zu lassen. Nun hatten sie ein konkretes Vorbild, wie man mit den Juden zu verfahren hatte. Die polnische Regierung, die damals aus den Nachfolgern Pilsudskis bestand, nahm ebenfalls einen antisemitischen Kurs, zum Teil um dem Vorwurf zu begegnen, dass sie judenfreundlich sei. Die Falangisten und Endeks begnügten sich jedoch keineswegs mit der blossen Propaganda, sie setzten ihre Worte in entsprechende Taten um. Ausser dem Bund gab es in Warschau keine Organisation, die einen direkten Kampf gegen die Antisemiten wagte. Die Hauptverantwortung für den aktiven Widerstand fiel Bernard Goldstein als dem Leiter der Miliz zu. Oft erhielt er Unterstützung von den organisierten polnischen Arbeitern, an die er sich wandte. Er achtete besonders darauf, dass der Konflikt nicht zu einem allgemeinen Gegensatz zwischen Juden und Nichtjuden ausartete.

Die Anführer der Falange wussten, dass das Zentrum des Widerstandes im Bund lag. Eines Tages warfen sie in dessen Büro in der Długa-Strasse eine Zeitbombe. Solch ein Angriff konnte nicht einfach hingenommen werden. Bernard mobilisierte eine Gruppe seiner Miliz und polnischer Sozialisten, die zum falangistischen Hauptquartier in der Bratska-Strasse zogen und dort die faschistischen Rädelsführer verprügelten. Die Falange und die Endeks hatten den Eindruck hervorzurufen gesucht, die Juden wären ihnen völlig hilflos ausgeliefert und könnten ungestraft misshandelt werden. Nun lernten sie etwas anderes kennen. Wenn die offiziellen Organe der Gerechtigkeit passiv blieben, so mussten die jüdischen Arbeiter es selbst auf sich nehmen, die jüdische Bevölkerung zu beschützen und es den Angreifern heimzuzahlen.

Bernards Aktivität konzentrierte sich auf Warschau, aber hin und wieder musste er auch in andere Städte gehen, um dort helfend einzuspringen. 1930 kam es zu antijüdischen Exzessen in Minsk-Mazovietsky. In solchen Fällen verbot der Zensor, von «Pogromen» zu sprechen. Diesmal wurden zwar keine Juden umgebracht, aber viele schwer misshandelt, und die Fenster in jüdischen Häusern wurden eingeworfen. Ein Gebäude wurde in Brand gesteckt. Der Pogrom brach los, als ein geistesgestörter junger Jude aus dem Nachbarort Kaluschin einen Sergeanten der polnischen Armee erschoss. Die Endeks gaben darauf die Losung aus: «Blut für Blut!», und alle Juden sollten für die Untat büßen.

Ein paar Tage darauf sollte die Beerdigung des ermordeten Sergeanten stattfinden, und es bestand die Gefahr, dass sie zum Anlass eines neuen Pogroms würde. Das Zentralkomitee des Bundes sandte Goldstein und einen anderen Genossen nach Minsk. Mit Hilfe der örtlichen Polnischen Sozialistischen Partei und der Lederarbeiter-Gewerkschaft organisierten sie eine Kampagne gegen die antijüdische Propaganda unter der Bevölkerung.

In den kritischen Stunden, die dem Begräbnis vorausgingen, steckten die Endeks ein jüdisches Haus an, das von seinen eingeschüchterten Bewohnern verlassen worden war. Doch das Feuer beschränkte sich nicht auf die jüdischen Mauern und griff auf das benachbarte Haus eines Nichtjuden über. Niemand rührte einen Finger, um das Feuer einzudämmen. Die Menschenmenge sah gelassen zu, wie die Flammen an dem Dach des zweiten Hauses leckten. Plötzlich stürzte ein Mann in das brennende Haus, trug kleine Kinder heraus und brachte eine alte Frau in Sicherheit. Dann stieg er auf das Dach und rief nach Wasser, um die Feuersbrunst zu löschen.

Jemand rief: «Seht, die Endeks stecken ein jüdisches Haus an – und ein Jude kommt und bekämpft die Flammen!»

«Nieder mit den Endeks! « liessen sich nun auch andere laut vernehmen.

Der Jude auf dem Dach des nicht jüdischen Hauses war Bernard Goldstein.

Die Geschichte, wie die Endeks ein Haus in Brand gesteckt hatten und ein Jude sein Leben riskierte, um polnische Kinder zu retten, ging durch das ganze Dorf. Das brachte einen unmittelbaren Stimmungsumschlag unter der Bevölkerung. Bernard und sein Begleiter liefen durch die Strassen und trieben die in ihren Häusern

sich verbarrikadiert haltenden Juden heraus, damit sie den günstigen Augenblick ausnutzten und mit ihren polnischen Nachbarn wieder freundschaftliche Beziehungen aufnahmen.

Im Jahre 1936 wurde Bernard auf eine schwierige Mission nach Łódź geschickt. Łódź, das grosse Industriezentrum und die zweitgrösste Stadt Polens, hielt in diesem Jahr Gemeindewahlen ab. Die Endeks in Łódź, unter Führung von Kowalski, waren draufgängerischer als anderswo und äfften Hitlers Methoden getreu nach. Zu Beginn der Wahlkampagne schlugen sie Plakate an, mit denen sie die Juden davor warnten, sich in den Wahllokalen blicken zu lassen. Die Endeks hatten gut bewaffnete Banden in Łódź, und Bernard, der gekommen war, ihren Plan zu vereiteln, wusste, dass die organisierten jüdischen Arbeiter ihnen längst nicht gewachsen waren. Was es jedoch für die Juden von ganz Polen bedeutet hätte, wenn der erste Versuch, die Juden an der Ausübung ihrer Bürgerrechte zu hindern, gelingen würde, das war jedermann klar. Das Experiment in Łódź würde dann überall im Lande nachgeahmt werden.

Bernard Goldstein kam vierzehn Tage vor den Wahlen in Łódź an und suchte als erstes einen kleinen, runzligen Juden auf, der Mendele hiess. Dieser hatte den Beinamen «König der Starken», weil er über ein kleines Reich von Dieben und Gaunern regierte. Bernard versuchte ihn zu überzeugen, dass seine Hilfe zum Schutz der Juden von Łódź erforderlich wäre. Erst wollte Mendele nichts davon hören. Was wüsste er denn von den Wahlen; er hätte seine eigenen Probleme und dächte nicht daran, sich in irgendwelche politische Dinge einzumischen, die ihn nichts angingen. Schliesslich brachte Bernard ihn dahin, nach Warschau zu telefonieren und die Ansicht einiger seiner einflussreichen Freunde zu hören. Nach dem Telefongespräch war Mendele wie umgewandelt; die hohe Meinung, die seine Warschauer Freunde von Bernard hatten, tat Wunder. Er brachte nun eine Gruppe schlagkräftiger Leute zusammen, Juden und Christen, und stellte sie Bernard zur Verfügung.

Die Endek-Rauf bolde, von denen manche Spiessgesellen von Mendeles Kumpanei waren, wurden rechtzeitig darüber aufgeklärt, dass es am Wahltag heiss hergehen würde. Die Aussicht, sich mit einer Gruppe schlagen zu müssen, die ihre Pappenheimer kannte und ihnen durchaus gewachsen war, kühlte die Kampfes-

freude der Endek-Leute. So verlief denn auch der Wahltag in Łódź – abgesehen von den paar üblichen Reibereien – normal und friedlich.

Am Abend nach der Wahl rief Mendele seine Leute zusammen, um den Sieg gebührend zu feiern. Bernard kam zu ihrer Feier, um ihnen zu danken. Stolz und befriedigt hielt Mendele eine lange Rede, reichlich gespickt mit mancherlei Anspielungen und kräftigen Sprüchen. Die heldische Tafelrunde hörte seiner begeisterten Rede mit wachsender Aufmerksamkeit zu. Sie hätten, so sagte er ihnen, ein grossartiges Werk vollbracht, indem sie einen blutigen Pogrom verhütet hätten. Es tat auch ihrer gehobenen Stimmung keinen Abbruch, als er ihnen zurief: «Wir haben eine grosse ‚Mitzwah‘ (Wohltat) getan, und für Mitzwahs gibt es keine Bezahlung! «

Bernards umfangreiche Tätigkeit bei der Verteidigung der jüdischen Bevölkerung war natürlich kein Geheimnis für die Behörden. Als er einmal während eines Strassenkrawalls in Warschau verhaftet worden war, drohten der Gouverneur von Warschau und der Chef der Geheimpolizei, Hauptmann Runge, ihn in das berüchtigte Konzentrationslager Kartuz Bereza zu bringen. Henryk Erlich, der Vorsitzende des Bundes, ging zu Runge und bat um Bernards Freilassung. Runge liess Bernard in Anwesenheit Erlichs zu sich kommen. Als er ins Zimmer geführt wurde, schrie Runge voller Wut: «Wer ist Herr in Polens Hauptstadt, Sie oder ich?» Bernard antwortete ruhig: «Solange Sie sich weigern, die jüdische Bevölkerung zu schützen, werde ich es tun. Wenn Sie mich dafür nach Kartuz Bereza schicken wollen, so kann ich Sie nicht daran hindern.»

Wohl die schwierigste Aufgabe in Bernard Goldsteins langer politischer Laufbahn war es, die Geschichte niederzuschreiben, die auf den folgenden Blättern steht. Erst nach wiederholten Bitten seiner Freunde, besonders des verstorbenen Schloime Mendelsohn, fand er sich bereit, es zu versuchen.

Seine führende Stellung in der jüdischen Arbeiterbewegung vor dem Krieg und seine Tätigkeit in der Untergrundbewegung während all der Kriegsjahre qualifizieren ihn als Chronisten der jüngsten und letzten Geschichte der Juden von Warschau. Aus der quälenden Erinnerung an jene fünfeinhalb Jahre hat er das Bild in allen seinen Schattierungen aufgezeichnet: die schönen wie die schlimmen Erlebnisse, die feigen wie die heroischen Taten, die schändlichen wie die rühmlichen Züge. Dies ist sein Abschied von

den Kampfgefährten, sein letzter Dienst an den Juden von Warschau.

Der Appell an sein Pflichtgefühl überwand seine anfängliche Weigerung, das Buch zu schreiben; aber nichts konnte seine Bescheidenheit umstossen. Der vollständige Bericht über Bernards Tätigkeit während der Besatzung wird nicht in den Aufzeichnungen gefunden werden. Wir wissen aus anderen Quellen, dass es blutige Zusammenstösse gab, bei denen Bernard eine aktive oder auch führende Rolle spielte. Aber er lehnte es ab, über all das zu sprechen.

Die Helden des Warschauer Ghettos sind im Kampf gefallen. Niemand soll auf ihren Gräbern sich eigner Taten rühmen.

Leonard Shatzkin

**Die Sterne sind Zeugen**

## I.

In den gespannten Jahren vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges blickten die Menschen in den Ländern, die bald zum Schlachtfeld werden sollten, mit Erschauern auf die Ereignisse, die die bereits unvermeidliche Katastrophe anbahnten. Wohl keine Gruppe von Menschen sah sie näher und gefährlicher herankommen als wir, die wir ein Teil der grössten Konzentrierung von Juden in Europa, polnische Staatsbürger und Sozialisten waren. Hitler hatte dreifach unseren Untergang beschlossen: uns als Polen zu verderben, als Sozialisten zu vernichten und als Juden auszurotten.

Die Jahre, die folgten, machten jedes dieser Versprechen wahr und erfüllten alle unsere Befürchtungen. Unsere schlimmsten Angstträume wurden schreckliche Wirklichkeit; Bestialität und Mord waren etwas Alltägliches.

Manches davon war uns durch realistische Warnungen unserer politischen Schriftsteller und durch eindringliche Kassandrarufer angekündigt worden, aber niemand hätte einen so dramatischen Ablauf der Ereignisse ausmalen, noch den Heroismus aus Verzweiflung ahnen können, der unser gefügiges, seit Generationen verfolgtes Volk dazu trieb, mit Fäusten gegen eine der mächtigsten Kriegsmaschinen anzukämpfen, die die Welt je gesehen hat.

Nachdem Hitler 1933 die Deutsche Sozialdemokratische Partei besiegt hatte, spürten wir immer dichter über unseren Köpfen die doppelte Drohung eines Weltkrieges und einer Ausbreitung der Hitlerherrschaft von Gewalt und Antisemitismus. Jeder erfolgreiche Vorstoss der Faschisten irgendwo in der Welt machte unsere heimischen Antisemiten frecher. Die halbfaschistische Regierung in Polen verschloss ihre Augen vor dem Treiben antisemitischer Banden. Die Angriffe auf Juden, die sich häuften und die Ausmasse von Pogromen annahmen, mussten wir mit unseren eigenen Kräften abwehren, da die Polizeiorgane in eine andere Richtung sahen.

Diese wachsenden Gefahren vor Augen, arbeiteten wir unbeirrt weiter für die soziale, wirtschaftliche und politische Gleichstellung der Juden im Lande, für eine demokratischere Organisation der Wirtschaft und eine gerechtere Verteilung des Volkseinkommens. Bei jeder Aktion der polnischen Antisemiten schlugen wir

zurück, weil wir der Ansicht waren, dass die Juden ihre Bürgerrechte nur wahren könnten, wenn sie bewiesen, dass sie sich selber schützen könnten. Auf internationalem Gebiet taten wir das nur Mögliche, um das System der kollektiven Sicherheit zu unterstützen, das die Angreiferstaaten im Zaum halten sollte. Der Krieg fegte es hinweg. Unser Beitrag war nicht ausreichend und konnte die Mächte nicht davon abhalten, eine gleichgültige und widerstandslose Welt in den Abgrund zu stürzen.

Wenn ich sage «wir», so meine ich in erster Linie die grosse Masse der Juden in Osteuropa, die Wiege der neuen jüdischen Kultur und, bevor Hitler kam, die grösste jüdische Bevölkerung in der Welt. In Polen gab es viele Dörfer und Städte, in denen die Juden eine Mehrheit bildeten. Wir waren eine Nation innerhalb einer Nation, geformt und geprüft durch jahrtausendelangen Kampf, und wir schätzten unser Erbe und die Rechte, die wir unseren unfreundlichen Gastgebern abgerungen hatten. Wir waren innerlich gefestigt durch unsere Sprache, Kultur und Schulen, durch unsere Handwerkerverbände und Arbeiterorganisationen, wie auch durch unsere eigenen internen Auseinandersetzungen über jüdischen Klerikalismus.

In zweiter Linie, und ganz im Besonderen meine ich, wenn ich «wir» sage, die Anhänger und Mitglieder des *„Allgemeinen Jiddischen Arbeiter-Bundes von Polen“*, meist einfach «*der Bund*» genannt. In Polen war der Bund die wichtigste Verkörperung des modernen Juden, der sich aus der jahrhundertelangen Dunkelheit des Mittelalters emporgearbeitet hatte. In der späten Erringung des Rechts der Juden auf nationale Anerkennung war der Bund nicht nur der politische Motor, sondern auch eine kulturelle, erzieherische und soziale Kraft.

Der Bund wurde 1897 in Wilna gegründet, nur wenige Jahre nach den ersten nationalen Regungen unter den Ostjuden. Teils infolge ihrer eigenen beschränkten und abergläubischen Vorstellungen, teils wegen der unfreundlichen Haltung ihrer Nachbarn haben die Juden ihre Renaissance erst so viele Jahre später erlebt als die christlichen Nationen in Europa. Ähnlich wie bei Volksbewegungen in anderen Ländern, in denen die Renaissance spät erreicht wurde, verband der Bund das neue nationale Bewusstsein mit einer sozialistischen Weltanschauung der Arbeiterklasse. Der Bund war geschaffen worden, um sowohl den Zarismus, der den jüdischen Arbeiter als Werk tätigen wie als Juden unterdrückte, als auch die feudalen Schichten in der jüdischen Gemeinschaft zu bekämpfen.

Von Anfang an war der Bund mehr als eine nur politische Organisation. Schon in den ersten Tagen seines Bestehens übernahm er neben seiner politischen Funktion die Aufgabe, jüdische Schulen zu errichten und den jiddischen Dialekt auf den Stand einer anerkannten Sprache zu bringen. Er bemühte sich darum, Dichter, Dramatiker und Schriftsteller, die die jiddische Sprache verwandten, in ihrem literarischen Schaffen zu ermutigen. Der Bund organisierte die jüdischen Arbeiter in Gewerkschaften, die ihre wirtschaftlichen Interessen den jüdischen und christlichen Unternehmern gegenüber vertraten; er richtete Handwerksschulen ein, um für die Juden einen Platz in der Wirtschaft des Landes zu erobern. Erholungs- und Heilstätten wurden durch den Bund ins Leben gerufen. Indem er eine neue Ethik der Brüderlichkeit, der gegenseitigen Achtung und persönlichen Würde lehrte, übte er auch eine geistige Funktion aus; er setzte diese Begriffe an die Stelle der alten religiösen Vorurteile.

So wurde der Bund unmittelbar zu einem wichtigen Faktor im jüdischen Leben. Mit Ausbruch der Revolution im Jahre 1905, nur ein paar Jahre nach seiner Gründung, warf sich der Bund in den Kampf gegen den Zarismus. Die grosse Zahl unserer Genossen, die danach in die russischen Gefängnisse und sibirischen Läger kamen, war eine Bestätigung des weitgehenden Einflusses des Bundes unter der jüdischen Bevölkerung. Man konnte ausserdem beobachten, dass sich die Verbundenheit der Mitglieder des Bundes mit ihrer Organisation von der Haltung der Anhänger anderer politischer Parteien unterschied. Der Jude, der sich dem Bund anschloss, fand hier nicht nur den politischen Boden, sondern auch den Ausdruck seines Nationalbewusstseins und seiner Lebensweise, so dass die Loyalität, die sich sonst meist zwischen politischer Partei, Kirche und Nation teilt, sich ganz dem Bund zuwandte. Vielleicht war er etwas Besonderes unter den Parteien deshalb, weil die in Osteuropa in grosser Zahl zusammengeballten Juden eine Nationalität ohne Nation bildeten, wie sie unter den Völkern einzigartig dastand.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und mit der Errichtung eines unabhängigen Polen wurde der Bund zu einer mitwirkenden Kraft auf der politischen Bühne Polens. Er war der tatkräftigste Kämpfer gegen die antisemitischen Elemente im polnischen Volk. Das war nur natürlich; denn die alleinige Hoffnung der Juden auf ein menschenwürdiges Dasein lag darin, sich ihre Rechte in Polen zu sichern, und den einzigen Weg zue Erreichung dieses Zieles

sah der Bund darin, dass sie dafür kämpften. Wir betrachteten uns nicht als Durchreisende, die darauf warteten, nach einem fernen, verheissenen Land gebracht zu werden, sondern als Bürger von Polen, die hier ein besseres Leben für ihre Kinder und spätere Generationen aufzubauen hatten.

Für Amerikaner und Westeuropäer mag es überraschend sein zu hören, dass der Bund dem Zionismus ablehnend gegenüberstand. Sein Trachten war, politische, soziale und wirtschaftliche Rechte für die Juden da zu erreichen, wo sie lebten – in unserem Fall in Polen. Das erscheint uns so natürlich, wie es für die amerikanischen Neger ist, ihre Rechte in den Vereinigten Staaten zu fordern und nicht die Lösung des Problems der Rassenungleichheit in Amerika etwa in einer Rückwanderung nach Afrika zu suchen.

Bis in die 1930er Jahre konzentrierte der Bund seine politische Tätigkeit auf das öffentliche Leben in Polen und hielt sich abseits von der *Kehilla* dem Jüdischen Gemeinderat, der von der polnischen Regierung als die zuständige Stelle für jüdische religiöse Angelegenheiten anerkannt worden war. Die *Kehilla* hatte offiziellen Status, sie zog Gemeindesteuern von allen jüdischen Bürgern ein, war verantwortlich für die Instandhaltung des jüdischen Friedhofs, für Religionsunterricht und andere Funktionen auf kulturellem Gebiet.

Ein paar Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges begann der Bund, sich an den jüdischen Gemeindewahlen mit dem ausgesprochenen Ziel zu beteiligen, die *Kehilla* in eine weltliche Organisation umzuwandeln. Gleichzeitig suchte er von der Regierung das Recht zu erwirken, das Aufgabengebiet der *Kehilla* zu erweitern. Mit dem Anwachsen des europäischen und besonders auch des polnischen Faschismus und mit dem Bewusstwerden der wachsenden Gefahr für die Juden Polens erhielt der Bund grossen Zulauf und nahm an Stärke sprunghaft zu. Er wurde nicht nur zum wichtigsten jüdischen Sprachrohr in der gesetzgebenden Körperschaft Polens, sondern auch die stärkste Gruppe innerhalb der *Kehilla* selber. Nach den Gemeindewahlen von 1936, in denen der Bund eine Mehrheit errang, löste die polnische Regierung die *Kehilla* auf, um so der Annahme einer Resolution zuvorzukommen, wonach die *Kehilla* bürgerliche Funktionen übernehmen sollte. Bei den Gemeindewahlen von 1938 im ganzen Land erhielt der Bund eine absolute Mehrheit aller jüdischen Stimmen.

Mit dem Anwachsen des Bundes in jenen Jahren wuchs auch der Jude selber. Es war eine nicht zu übersehende Tatsache, dass der polnische Jude ein neuer Mensch war, der zum ersten Male aufrecht, mit erhobenem Haupte und selbstbewusst einherging. Es war die Krönung eines jahrelangen Kampfes um das Recht, ein Handwerk zu erlernen und auszuüben, einen Beruf zu ergreifen, seine Kinder, nach bestem Ermessen zu erziehen, zu den Schulen und Hörsälen frei wie alle anderen Mitbürger zugelassen zu werden, ohne auf «Ghetto»-Bänken sitzen zu müssen. Auf der höchsten Stufe, die der Jude auf dem Wege zur Anerkennung als menschliches Wesen erklommen hatte, im Genuss von nationalen und sozialen Rechten, wurde er von Hitler niedergeschlagen.

Uns kam der deutsche Überfall auf Polen nicht unerwartet. Ein unschuldiger Mann, der vor einem Erschiessungskommando steht, ist nicht überrascht, wenn die Kugeln seinen Körper durchbohren. Gegen alle Erwartung hatten wir noch zu hoffen gewagt, dass uns irgend etwas im letzten Augenblick retten würde, aber die Logik der Ereignisse war ganz klar. Wir hatten die polnische Regierung bestürmt, ausreichende Vorbereitungen zur Verteidigung zu treffen; wir hatten die Bewaffnung der Bevölkerung und die Organisation von Freiwilligenkompanien gefordert, um das Land zu verteidigen und als Partisanen zu kämpfen. Innerhalb des Rahmens der Regierungspolitik hatten wir alles zu tun versucht, was die Verteidigung des Landes hätte stärken können. Auch hatten wir gehofft, dass die Situation selber die Russen notwendigerweise dahin bringen würde, uns zu Hilfe zu kommen. Polen allein war natürlich nicht stark genug, die deutsche Armee aufzuhalten. Niemand hatte auch nur im Traum daran denken können, dass die polnische Armee mehr zu tun vermöchte, als das Tempo des Vordringens der Angreifer zu verlangsamen, wodurch unsere stärkeren Alliierten Zeit gewinnen würden, ihre Streitkräfte zu mobilisieren.

Aber die Durchschlagskraft der deutschen Panzerwagen war grösser, als die Militärstrategen und auch die einfachen Leute im Volk sich gedacht hatten. So schnell und überrumpelnd war das Vorrücken der deutschen Kriegsmacht auf polnischem Gebiet, dass schon wenige Tage nach Kriegsbeginn Warschau sich vor die unmittelbare Aufgabe gestellt sah, die Stadt zu verteidigen. Nach einigem Schwanken erklärte die polnische Regierung Warschau zur offenen Stadt. Diese Entscheidung gründete sich auf die Mei-

nung des Militäroberkommandos, dass eine Verteidigung längs der Weichsel aussichtslos sei und die Zivilbevölkerung nur all den Schrecknissen moderner Kriegsführung aussetzen werde. Es wurde allen waffenfähigen Männern befohlen, die Stadt zu verlassen, damit sie nicht in die Hand des Feindes fielen; sie sollten sich zu der neuen Verteidigungslinie längs des Flusses Bug begeben. Gleichzeitig begann die Regierung, alle wichtigen staatlichen Einrichtungen und die Garnison aus der Stadt wegzuschaffen. Eine Organisation nach der andern, einschliesslich aller politischen Parteien, evakuierten ihr Personal und liessen nur ein paar Leute zurück, die den Einmarsch der deutschen Armee erwarten sollten. Sogar die Feuerwehr zog mit allen ihren Geräten ab.

Wir beriefen am 6. September 1939 eine Notstands Sitzung unseres Zentralausschusses. Es war eine tragisch-ernste Sitzung, erfüllt von Befürchtungen und Vorahnungen. Die Entscheidung, Warschau den Deutschen preiszugeben, war der polnischen Regierung sicherlich nicht leichtgefallen. Aber was auch immer die polnische Bevölkerung der Stadt unter der Besatzung zu leiden haben würde – es liess sich nicht mit dem Unheil vergleichen, das den Juden bevorstand. Wäre es nicht besser, dass wir bis zum letzten Atemzug kämpften, statt 500'000 Juden dem Schicksal zu überantworten, das Hitler ihnen in Aussicht gestellt hatte? Wir wussten, dass die Juden von Warschau eine Entscheidung von uns erwarteten, und wir fühlten die Augen der ganzen Welt auf uns gerichtet, als wir uns ausweglos in unserem Dilemma wanden.

Was würde geschehen, wenn wir, entgegen der Entscheidung der polnischen Behörden, aktiven Widerstand zu organisieren versuchten? Wie würden die Polen reagieren, wenn wir damit eine Situation heraufführten, die ihre Hauptstadt zur Zerstörung verurteilen und Tausende von unwilligen und unschuldigen Zivilisten in den Tod schicken würde? Konnten wir denn selbst unter den Juden von Warschau auf bereitwillige Unterstützung für ein verzweifeltes Unternehmen rechnen, das einen heftigen Ausbruch von Antisemitismus in ganz Polen auslösen und den Deutschen den Schein einer Berechtigung geben würde, mit wilden Vergeltungsmassnahmen zu antworten? Warschauer Juden hatten zwar von 20 Abgeordneten 17 aus unseren Reihen gewählt, aber sie würden uns kaum in einer Massnahme folgen, die ihnen als ein Massensebstmord erscheinen musste.

Unausweichlich sassen wir in der Falle. Zögernd verstanden wir uns nun dazu, die Evakuierung mitzumachen. Wir bestimmten einen Stab von wenigen, die in der Stadt bleiben sollten, und forderten alle wehrfähigen Mitglieder der Partei auf, sich dem durch die Regierung angeordneten Zug nach Osten anzuschliessen.

Zusammen mit Viktor Alter und mehreren anderen Genossen verliess ich am 7. September Warschau zu Fuss in der Richtung auf den Bug. Nach mancherlei Schwierigkeiten, die durch den wirren Strom der Flüchtenden auf der Landstrasse verursacht wurden, kamen wir nach Myendzyzhetz, in die Nähe der vorgesehenen Verteidigungslinie am Bug. Dort hörten wir die Radiomeldung, dass der Evakuierungsbefehl widerrufen wäre, dass Warschau verteidigt werden sollte, Freiwilligenkompanien gebildet und bewaffnet würden und die Stadt Widerstand bis zum Äussersten leisten sollte.

Wir riefen die Mitglieder des Zentralausschusses zusammen, um über die plötzliche Änderung der Situation zu beraten. Alle stimmten dafür, dass Viktor Alter und ich möglichst schnell nach Warschau zurückkehren sollten. Doch das war leichter beschlossen als ausgeführt. Alle Wege waren durch Militär blockiert und für den Verkehr von Zivilisten gesperrt. Der Umweg über Lublin schien für uns der einzig mögliche Weg zurück.

Am 11. September gelangten wir nach Lublin und fanden die Stadt in grösstem Durcheinander. Ein furchtbares Bombardement durch die Deutschen hatte Zerstörung und Chaos angerichtet. Die hysterische Verwirrung der Bevölkerung schien auch auf die Garnison übergegriffen zu haben. Militärpolizei holte sich willkürlich Leute von der Strasse und steckte sie in Arbeitskolonnen zum Schuttwegräumen. Die rigorose Haltung des Militärs erhöhte die Schrecken der Bevölkerung. Wir gingen zum Kommandanten und boten unsere Hilfe durch Organisation von freiwilligen Arbeiterbrigaden für diese Arbeiten sowie für die Aufrechterhaltung der lebensnotwendigen öffentlichen Dienste an, wenn er die terrorisierenden Massnahmen seiner Soldaten abstellen würde. Er fand sich dazu bereit, und unsere Genossen machten sich unter Anspannung aller Kräfte an die Arbeit. Es gelang uns sogar, eine Ausgabe unserer Lubliner Zeitung herauszubringen, die zur Beruhigung der jüdischen Einwohner von Lublin wesentlich beitrug.

Aber das Problem, nach Warschau zu kommen, blieb ungelöst. Alter und ich beschlossen, uns zu trennen, um so die doppelte Chance zu haben, dass einer von uns die Hauptstadt erreichte. – Wir waren alte Freunde. Er war dem Bund 1905 beigetreten, als er noch Student in Warschau war. Beide hatten wir die zaristischen Gefängnisse und die trostlose Wüste der sibirischen Verbannung kennengelernt. Viktor war immer ein Dynamo der Aktivität. Ausser dass er Mitglied des Zentralausschusses war, sass er im Warschauer Stadtrat, war Herausgeber einer Zeitung des Bundes in polnischer Sprache, war Vorsitzender der Jüdischen Gewerkschafts-Föderation, gehörte zum Vorstand des Allgemeinen Polnischen Gewerkschaftsbundes, hatte eine leitende Funktion in der Genossenschaftsbewegung und fand nebenher noch Zeit, verschiedene Bücher in Polnisch, Französisch und Jiddisch zu schreiben. Er hatte die seltene Gabe, sowohl ein tiefer Denker wie ein liebenswerter Freund und ein uneigennütziger Helfer für viele zu sein. Viktor Alters grosse, schöne Erscheinung, sein schwarzes Haar und seine leuchtenden, dunklen Augen waren den jüdischen und polnischen Arbeitern gut bekannt. In einer begünstigteren und mächtigeren Nation, als die Juden von Polen es waren, würde Viktor Alter zu hohen politischen Positionen aufgestiegen sein, vielleicht zu internationalem Ruf. Er hatte keinen persönlichen Ehrgeiz und war zufrieden mit dem, was sein eigenes armes Volk ihm darreichte – aufrichtige Liebe und Dankbarkeit.

Es fiel mir schwer, Viktor Lebewohl zu sagen. Es wurde ein Abschied für immer.

Ich verliess Lublin, ging östlich und kam bis Wlodawa, wo ich hörte, dass Lublin inzwischen auch von den Deutschen besetzt worden war. Da ich nun von Warschau abgeschnitten war, blieb mir nichts anderes übrig, als hinter die deutschen Linien zu gehen und zu warten, bis die Hauptstadt fiel. Daher kehrte ich nach Lublin zurück.

Dort erhielt ich den Vorgeschmack des Lebens unter der deutschen Besatzung. Die Sieger plünderten und terrorisierten die jüdischen Stadtteile. Unsere Stimmung hob sich vorübergehend wieder, als wir erfuhren, dass die Rote Armee die Ostgrenze überschritten hatte und nach Polen einrückte. Dann aber meldete der deutsche Rundfunk, dass die Russen als deutsche, nicht als polnische Verbündete kämen und Polen zwischen Sowjetrussland und Deutschland aufgeteilt würde. Aber unser Optimismus konnte

selbst unter diesem schweren Schlag nicht völlig ausgelöscht werden. Wir vernahmen Gerüchte, dass die Weichsel die Teilungslinie sein sollte, mit Lublin in der russischen Zone. Wir verloren jedoch auch diesen schwachen Trost noch, als sich die Russen an den Bug zurückzogen und die Stadt Wlodawa, die ich einige Tage vorher verlassen hatte, mit grosser, freundlicher Geste den Deutschen übergaben.

Ich erfuhr, dass Viktor Alter hinter der russischen Front verhaftet worden war. Es war nicht das erstmal, dass die Bolschewisten ihn festnahmen. Als der Bund im Jahre 1921 darandachte, sich der Dritten Internationale anzuschliessen, war Alter nach Moskau gegangen, um mit den Bolschewisten zu verhandeln. Während seines Aufenthaltes dort erhielt er Protestschreiben von Sozialisten und demokratischen Antibolschewisten, die in russischen Gefängnissen sass. Viktor machte kein Geheimnis aus dem Inhalt der Briefe, aber er lehnte das Verlangen der Kommunisten ab, die Briefschreiber zu nennen. Erbst über seine Weigerung, die Genossen zu verraten, warfen seine Gastgeber ihn ins Gefängnis. Er wurde nach achttägigem Hungerstreik entlassen und an die polnische Grenze eskortiert. – Seit 1921 hatte der Bolschewismus Fortschritte gemacht. Diesmal wurde Viktor Alter nicht mehr entlassen. Zusammen mit dem grossen und geliebten jüdischen Sozialisten Henryk Erlich wurde er heimlich und ohne Prozess in den Kellern der NKWD umgebracht.

Als schliesslich Warschau der erdrückenden Macht der Deutschen nach einem heroischen und standhaften Verteidigungskampf der Bürger erlag, war es mir möglich, in die Stadt zurückzukehren. In der Zeit seit meinem Fortgang von Warschau hatte ich mir einen Bart wachsen lassen. Obwohl er noch ziemlich dünn war, trug er dazu bei, mich unkenntlich zu machen, und bald hatte ich einen schönen, dicken Vollbart, der einem polnischen General Ehre gemacht hätte. Die Vermummung erfüllte sehr gut ihren Zweck und half mir, als Nichtjude durchzukommen.

Am 3. Oktober kam ich nach Warschau zurück, fast einen vollen Monat, nachdem ich es verlassen hatte. Nun begann mein eigentliches Leben unter der deutschen Besatzung.

## II.

Warschau lag in Trümmern. Nach Lublin war ich darauf gefasst gewesen, es beschädigt wiederzufinden, aber die Ruinen waren schlimmer, als ich mir vorgestellt hatte. Überall ausgebombte und zerstörte Häuser mit aufgerissenen Wänden, die gefährlich die Strassen umsäumten, es gab kaum noch eine heile Fensterscheibe. Warschau hatte das Wagnis des Widerstandes schwer büssen müssen. Mit Absicht hatten die Deutschen viel zerstört. Warschau sollte der Welt eine dramatische Warnung dafür sein, dass Widerstand vergeblich wäre und teuer zu stehen käme.

Kameraden gaben mir eine Beschreibung der Schreckenstage der Belagerung. Nachdem im letzten Moment alle wichtigen staatlichen Gebäude und die Kasernen schon geräumt worden waren, gingen die polnischen Sozialisten Niedzialkowsky und Zarembo zum Oberkommandierenden General Tschuma und zum Bürgermeister von Warschau, Starzinski, und verlangten, dass die Stadt verteidigt werde. Zum Teil auf ihr Eingreifen hin wurde der Plan der kampfflosen Übergabe fallengelassen. Was an Waffen aufgetrieben werden konnte, wurde unter die Freiwilligenkompanien verteilt, Barrikaden wurden errichtet, Unfallstationen und Lebensmittelverteilungsstellen organisiert, und so wurde die Stadt in grösster Eile in den Belagerungszustand versetzt. Militär aus der Umgebung wurde in die Stadt gebracht, um die verlassenen Kasernen neu zu besetzen. Der Bund bildete zusammen mit der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS) Kampfkompanien, die, wie alle Freiwilligen, unter das Kommando der polnischen Armee gestellt wurden. Unsere Genossen stürzten sich in die Arbeit, geleitet von dem Wissen um das Schicksal, das sie von den Deutschen zu erwarten hatten.

Der Widerstand der Bevölkerung hielt die Deutschen noch lange ausserhalb der Stadtmauern, nachdem die polnische Heeresleitung zum Schluss gekommen war, dass der Kampf aussichtslos war. Ein bewaffnetes Volk, organisiert von den politischen Parteien und Gewerkschaften, wie wir es bei Ausbruch des Krieges schon gefordert hatten, war das Rückgrat der Verteidigung der Stadt.

Viktor Schulman, ein unnachgiebiger Revolutionär, und Artur Ziegelboim, die einen Tag vor Kriegsausbruch von Łódź gekom-

men waren, ersetzten die Redaktion unserer Tageszeitung (‚Die Volkszeitung‘). Der Vorsitzende der jüdischen Sektion der Buchdrucker-Gewerkschaft, Loeser Clog, brachte die nötigen Fachkräfte zusammen, und die Zeitung konnte in verkleinertem Format herauskommen. Das regelmässige Erscheinen der Zeitung unter so schwierigen Verhältnissen trug wesentlich dazu bei, die Haltung der Juden in Warschau zu stärken. An Tagen, an denen die Bombardierung weniger heftig war, so dass die Verteilung ungehindert vor sich gehen konnte, wurden bis zu 12'000 Exemplaren ausgegeben. Nachdem die Gaswerke zerstört worden waren und deshalb die Linotypesetmaschinen nicht mehr arbeiten konnten, wurde die Zeitung ganz im Handsatz hergestellt. Bald danach wurde auch der elektrische Strom abgeschnitten, und das Drucken musste mit der Handpresse vorgenommen werden. Ein paar Tage vor dem Fall der Stadt, als alle öffentlichen Dienste, einschliesslich der Wasserzufuhr, zu funktionieren aufhörten, musste das Erscheinen der Zeitung eingestellt werden. Kurz vorher war es noch möglich, auf Betreiben des Jugendbundes eine Ausgabe der Jugendzeitschrift ‚Der Jugendwecker‘ herauszubringen.

Der Fall von Warschau konnte nicht länger aufgehalten werden. Das erste, was die Deutschen nach ihrem Einzug in die Stadt forderten, waren zwölf Geiseln als Garantie des guten Verhaltens der Bevölkerung. Bürgermeister Starzinski forderte vom Bund, einen Mann zu stellen. Artur Ziegelboim wurde für diese gefährliche Rolle bestimmt. Da er mehrere Jahre von Warschau abwesend gewesen war, glaubten wir, dass er als Geisel geringere Gefahr liefe als andere, besser in Warschau bekannte Genossen. Er war zum Bund nach dem ersten Weltkrieg gekommen und hatte sein ganzes Leben der politischen Tätigkeit gewidmet. Er kam aus einer ärmlichen Arbeiterfamilie und war Handschuharbeiter von Beruf. Viele Jahre war er in Warschau aktiv gewesen als Sekretär des Gewerkschaftsbundes und Mitglied des Zentralausschusses vom Bund. 1937 war er in die Industriestadt Łódź gegangen, wo er in den Stadtrat gewählt wurde.

Als die Deutschen in Polen einfielen, war Artur Ziegelboim nach Warschau geeilt. Obwohl er eigentlich zu denen gehörte, die die Stadt oder, besser noch, das Land hätten verlassen sollen, um von aussen sicherer arbeiten zu können, blieb er und verwandte alle seine Fähigkeiten darauf, die jüdischen Organisationen für den Widerstand zu mobilisieren. In dem Chaos und der Ungewiss-

heit der ersten Tage gab seine ruhige, bestimmte Entschlossenheit den ratlosen, aufgeschreckten jüdischen Arbeitern einen Halt. Es war charakteristisch für ihn, dass ihn der Auftrag, als Geisel zu den Deutschen zu gehen, nicht schreckte; in der Hingabe für unsere Sache und unser Volk gab es für ihn keine Schranken. Später in London sollte er dies bis zum Letzten unter Beweis stellen.

Glücklicherweise wurden die Geiseln bald wieder freigesetzt. Aber die Gestapo begann unverzüglich eine Jagd auf bekannte Sozialisten. Sie suchten vergeblich nach Henryk Erlich, dem anerkannten Führer der jüdischen sozialistischen Bewegung in Polen und einem der hervorragendsten Männer in der Sozialistischen Internationale. Niemand ahnte, dass Erlich schon in einem Sowjetgefängnis sass und die kommunistischen Henker seiner warteten.

Ich kehrte in meine alte Wohnung in der Nowolipya-Strasse zurück und fand, dass mein Bruder Laeb mit Frau und zwei Kindern eingezogen war. Sein Haus war durch Bomben ausgebrannt. Wir vernagelten die zertrümmerten Fenster unserer Wohnung notdürftig und richteten uns ein, so gut es ging.

Die Stadt erholte sich mühsam von der Zerstörung; langsam nur vermochte man die Gas-, Wasser- und anderen Zuleitungen wieder in Ordnung zu bringen. Die Leute holten sich Wasser in Eimern aus der Weichsel und mussten dabei Schlange stehen. Brennmaterial war so knapp, dass es kaum reichte, das Trinkwasser abzukochen. Um der Gefahr von Epidemien zu begegnen, wurden die Toten, die überall in den Strassen lagen, so schnell wie möglich in den Anlagen und Parks der Stadt eingescharrt.

Die Schwierigkeiten, in einer so schwer zerbombten Stadt zu leben, wurden aber für die Juden von Warschau vertausendfacht. Es dauerte nicht lange, bis die Deutschen in den jüdischen Wohnvierteln Schrecken verbreiteten. Soldaten gingen von Haus zu Haus, von Laden zu Laden, angeblich um nach Waffen zu suchen, und nahmen dabei mit, was ihnen gefiel. Karren und Lastwagen standen auf der Strasse bereit für die Beute, und Passanten wurden angehalten, um beim Aufladen mitzuhelfen. Deutsche Soldaten griffen Juden in den Strassen auf, leerten ihnen die Taschen und machten sich einen Sport daraus, sie anschliessend zu verprügeln. Um 7 Uhr abends war Sperrstunde, und wenn alle Hoftore geschlossen waren, brachen Soldaten in die Häuser ein, plünderten

oder zerschlugen alles. Rollkommandos durchzogen die Strassen und ergriffen Juden, um sie zur Wegräumung von Trümmern und zu anderer Zwangsarbeit abzuführen. Zur Linderung der schrecklichen Nahrungsnot und um gleichzeitig das Wohlbefinden der Bevölkerung zu erkaufen, richteten die Deutschen Suppenküchen ein – «nur für Arier». Polen halfen dabei eifrig mit, jeden Juden zu ermitteln, der sich etwa mit in die Reihe stellte. Die Atmosphäre in der ganzen Stadt war so mit Furcht erfüllt, dass die Leute nur ungern die vermeintliche Sicherheit der eigenen Wohnung verliessen und nur, wenn es unvermeidlich war, auf die Strasse gingen.

Die Deutschen proklamierten das Wiederaufleben der Kehilla, des jüdischen Gemeinderates, dem sie neue Funktionen gaben und den sie in den «Judenrat» umtaufte. Dieser war nun nicht mehr eine religiöse, sondern eine rassenmässige Institution und musste die Verantwortung für alle Angelegenheiten übernehmen, die die jüdische «Rasse» betrafen. Auch getaufte Juden und Personen mit einer Beimischung jüdischen Blutes wurden zur jüdischen Gemeinde gezählt. Adam Cherniakow, ein Mitglied der alten Kehilla, wurde zum Vorsitzenden des Judenrats ernannt und musste die Aufgabe übernehmen, eine Liste von 24 Mitgliedern zur Begutachtung durch die Deutschen aufzustellen. Cherniakow, ein Ingenieur, war vor dem Krieg ein nur wenig bekannter Leiter der Handwerkervereinigung gewesen. Politisch betrachtete er sich als Zionist, aber im jüdischen Gemeindeleben hat er nie eine wichtige Rolle gespielt. Er sprach ausschliesslich polnisch, was in der jüdischen Gemeinde als ein Zeichen von «Assimilations»-Tendenzen angesehen wurde.

Cherniakow verlangte, dass der Bund als die grösste jüdische Partei ein Mitglied für den Judenrat stelle. Artur Ziegelboim, der nun schon einmal exponiert war, fand sich bereit, die Rolle auf sich zu nehmen.

Unter dem Vorsitz von Cherniakow übernahm der Judenrat solche neuen Funktionen, wie Registrierung der jüdischen Einwohner, Ausstellung von Geburtsscheinen, von Gewerbelizenzen und anderen Dokumenten, Einziehung der Staatssteuern von den Juden, Ausgabe von Lebensmittelkarten, Registrierung der Arbeiter und ähnliche Aufgaben.

Die registrierten Juden wurden häufig und zu verschiedenen Perioden für nichtbezahlte Zwangsarbeit ausgehoben. Die Organi-

sierung dieser Zwangsarbeit war die erste grössere Aktion, die der Judenrat unternahm. Um dem Terror der Rollkommandos, die willkürlich Leute in den Strassen aufgriffen, entgegenzuarbeiten, erbot sich der Judenrat, Arbeitskolonnen in gewisser Anzahl und auf bestimmte Zeit den deutschen Behörden zur Verfügung zu stellen. Die Deutschen gingen auf den Vorschlag ein. Der Judenrat stellte seinen Plan in fairer Weise auf, so dass alle registrierten Juden für den Arbeitsdienst einmal an die Reihe kämen. Doch erlebte man bald, dass die praktische Durchführung korrupt gehandhabt wurde.

Die meisten Funktionen, die der Judenrat ausübte, waren zugleich seine Einnahmequellen. Die wichtigste davon war diese Arbeitsregistrierung. Reiche Juden zahlten nämlich Gebühren, die in die Tausende von Zlotys gingen, um von der Zwangsarbeit befreit zu werden. Der Judenrat zog solche Lösegelder in grossen Mengen ein und sandte arme Leute an Stelle der wohlhabenden Bürger in die Arbeitsbataillone.

Von Anfang an wirkte sich die Rassenpolitik der Nazis als eine Bedrückung für alle Juden aus, aber die reicheren fanden bald Wege, um die Wirkung für sich abzuschwächen. Sie konnten sich nicht nur von der Zwangsarbeit loskaufen, sondern wussten sich auch Nahrungsmittel und sonstige Vorteile zu beschaffen, während die Armen oft noch nicht einmal die paar Zlotys aufbringen konnten, die für die Eintragung der Lebensmittelkarte erforderlich waren. Einige Familien verkauften aus Not sogar die Zuteilungskarten einiger ihrer Mitglieder im Voraus, um wenigstens das Geld für die Karten der übrigen zu haben.

Der Judenrat brauchte Gelder für die Unterstützung Bedürftiger, die Instandhaltung des jüdischen Friedhofs und für die neuen Verpflichtungen, die der jüdischen Gemeinde auferlegt worden waren: Unterhalt des jüdischen Krankenhauses, den Betrieb von Suppenküchen – um nur die dringendsten dieser Aufgaben zu erwähnen. Ein Drittel seiner Einnahmen wurden für die Arbeitsbataillone ausgegeben, die Verpflegung der Arbeiter selber, Unterstützung ihrer Familien, Gehälter an das Büropersonal usw. Ein Ausgabenposten, der früher einen erheblichen Teil des Haushaltes der Kehilla ausgemacht hatte, existierte jedoch nicht mehr, nämlich die Unterhaltskosten für die jüdischen Schulen. Die Deutschen hatten den Unterricht der jüdischen Kinder in jeder Form verboten.

Entgegen dem Bestreben seiner Mitglieder wurde der Judenrat dahin gebracht, zu einem Instrument der anti jüdischen Unterdrü-

ckungspolitik der Behörden zu werden. Die Schläge der Nazis gegen die Juden erfolgten durch den Judenrat, der als unfreiwilliger Büttel der Besatzungsmacht diente.

Im Oktober rief die Gestapo den Judenrat zusammen und befahl ihm, ein jüdisches Ghetto aufzurichten. Mehrere Tage diskutierte der Judenrat diese an ihn gestellte Forderung, aber über das Resultat einer solchen Diskussion konnte eigentlich kein Zweifel bestehen. Die meisten der Mitglieder hatten sich schon daran gewöhnt, Befehlen zu gehorchen. Die Abstimmung brachte dann auch eine Mehrheit für die Durchführung der Gestapo-Anordnung.

Darauf stand Artur Ziegelboim auf und gab folgende Erklärung ab: «Ihr habt fetzt eine historische Entscheidung gefällt. Offenbar war ich zu schwach, euch zu überzeugen, dass wir uns hierzu nicht ergeben dürfen. Aber ich kann es nicht über mich bringen, an einer solchen Aktion teilzunehmen. Ich fühle, dass ich nicht länger das Recht hätte weiterzuleben, wenn ein Ghetto aufgerichtet würde und ich nicht im Kampf dagegen meinen Kopf einsetzte. Deshalb lege ich hiermit mein Mandat nieder. Ich weiss, dass der Vorstand verpflichtet ist, die Gestapo unverzüglich von meiner Mandatsniederlegung zu unterrichten. Ich bin bereit, die Konsequenzen meiner Handlungsweise auf mich zu nehmen. Ich kann nicht anders handeln.»

Seine Erklärung machte den Judenrat bestürzt und veranlasste ihn, die Frage erneut zu diskutieren. Den Mitgliedern stieg nun doch ein Unbehagen bei dem Gedanken auf, was die jüdische Bevölkerung wohl sagen oder auch tun würde, wenn sie der Entscheidung des Judenrats die Unnachgiebigkeit Ziegelboims gegenüberhielte. So entschied sich der Judenrat schliesslich für einen Kompromiss: Er würde nicht die Verantwortung für die Errichtung des Ghettos übernehmen, sondern lediglich die Juden davon unterrichten, was geplant wäre, so dass sie sich darauf vorbereiten könnten, aus den für sie verbotenen Stadtteilen wegzuziehen.

Die Nachricht, dass in Warschau ein Ghetto errichtet werden sollte, verbreitete sich in jener Nacht in den jüdischen Quartieren. Tausende von Juden erschienen am nächsten Morgen vor dem Gemeindehaus in der Grzibowska-Strasse und verlangten Gewissheit. Vor einer tausendköpfigen Menge wurde Artur Ziegelboim von zwei Kameraden auf die Schultern gehoben. Im Namen der jüdischen Gewerkschaften und des Bundes forderte er die versam-

melten Menschen auf, Mut zu fassen, nicht in das Ghetto zu ziehen und, wenn sie gezwungen werden sollten, sich der Gewalt zu widersetzen. Der Inhalt seiner trotzigen Ansprache ging schnell von Mund zu Mund durch die ganze Stadt. Solche Kühnheit im Angesicht der Deutschen war etwas Unerhörtes; sie wirkte aufmunternd und stärkte den Widerstandsgeist unter den Juden.

Die vorbehaltlose Zustimmung, mit der die jüdische Bevölkerung Ziegelboims mutige Haltung begrüßte, hatte ihre Wirkung auch auf den Judenrat. Er sandte darauf eine Delegation an den Wehrmachtkommandanten von Warschau, um von ihm eine Widerrufung des Gestapobefehls zu erwirken; denn die Armee war noch die höchste Autorität in Warschau. Der Kommandant, der vorgab, dass er nie etwas von einem solchen Vorhaben der Gestapo gehört habe, erließ die erforderlichen Befehle zur Streichung dieses Planes. Die Drohung eines Ghettos trat damit für eine Zeitlang in den Hintergrund.

Es war klar, dass Artur Ziegelboim mit jener Rede sein eigenes Todesurteil unterschrieben hatte. Also musste er sofort untertauchen. Wir hielten ihn bis Dezember in Warschau versteckt. Inzwischen wurden für ihn falsche Papiere beschafft, und es gelang dann, ihn durch die Hilfe von Paul Henri Spaak über Deutschland nach Belgien zu schmuggeln. Er kam dramatischerweise gerade in Brüssel an, als dort das Exekutivkomitee der Sozialistischen Internationale tagte, dem er dann über die Situation in Polen Bericht erstatten konnte.

Wir waren natürlich sehr erfreut, als wir die Bestätigung bekamen, dass Artur Ziegelboim in Sicherheit war. Nach kurzem Aufenthalt in Brüssel ging er nach den Vereinigten Staaten und später nach London, wo er der Repräsentant des Bundes in der polnischen Exilregierung wurde.

Während der schrecklichen Tage des Ghetto-Aufstandes ging er in London von einer amtlichen Stelle zur anderen, um Hilfe für die verzweifelt ringenden Juden in Warschau zu erbitten. Er erhielt nichts als schöne Worte der Sympathie. Als es ganz deutlich war, dass weder die britische Regierung noch irgendeine der Gesandtschaften in London an dem furchtbaren Schicksal der Juden von Warschau interessiert waren, die ihren letzten Kampf kämpften, beging Ziegelboim Selbstmord als Protest gegen die hartherzige Haltung der gesamten alliierten Welt gegenüber seinen Kameraden im brennenden Ghetto. Sein bewegender Abschiedsbrief, an das Gewissen der Welt gerichtet, ist eines der grossen

Dokumente aller Zeiten und wird für immer ein Bestandteil der jüdischen Literatur sein, wie die Erinnerung an seine heroische Tat in den Herzen der Juden fortleben wird.

In den ersten Wochen des Krieges war das zerstörte Warschau das Ziel von Zehntausenden jüdischer Flüchtlinge, die aus allen Teilen des Landes in die Stadt strömten. Dadurch wuchs die Zahl der jüdischen Bevölkerung von 350'000 auf über eine halbe Million an. Erschreckt und hilflos kamen sie zu ihren Brüdern in die Hauptstadt in der vagen Hoffnung, dass sie hier in der grossen Menge der Juden untertauchen und unbehelligt bleiben könnten. Viele kamen in Karawanen aus Dörfern, die durch den Krieg zerstört waren, oder aus Bezirken, aus denen die gesamte jüdische Bevölkerung durch die Deutschen vertrieben worden war.

Die Flüchtlinge stellten für die Warschauer Juden eine starke Belastung dar. Lebensmittel waren ohnehin schon knapp, und es gab keinen Wohnraum für den grossen Zustrom. Die Ankommenden füllten jedes leerstehende Gebäude, zogen in die Synagogen, die Schulen und die Büroräume, die dem Judenrat gehörten. Ein paar reiche Flüchtlinge zahlten phantastische Preise für Wohnungen; andere hatten das Glück, bei Verwandten unterzukommen. Die überwiegende Mehrzahl aber war arm, litt Hunger und wanderte, Hilfe suchend, von einer Stelle zur anderen. Täglich starben viele an Hunger und Krankheit.

Die Warschauer Juden der Arbeiterschicht und der unteren Mittelklasse, die kein Geld oder sonstige Tauschwerte besaßen, waren selber schlimm dran. Sofort nach der Besetzung waren alle jüdischen Angestellten von Banken, Büros und Ämtern entlassen worden. Ebenso hatten die im Druckerei-, Zeitungs- und Verlagswesen beschäftigten Juden ihre Stellen verloren. Die Deutschen verboten die Produktion von Schuhen, Kleidern, Textilien und Metallwaren für den jüdischen Markt, und die Arbeiter der Industrien, die früher für jüdische Abnehmer gearbeitet hatten, wurden brotlos. Das jüdische Nahrungsmittelgewerbe war durch die ausserordentlich niedrigen Rationen, die den Juden zugestanden wurden, ebenfalls hart betroffen.

Um dem Mangel an lebensnotwendigen Gütern und der plötzlichen Massenarbeitslosigkeit zu begegnen, nahmen die Juden zu

allen Arten von Notlösungen Zuflucht, zu erlaubten und verbotenen. Die Schuhmacher verfertigten mit Genehmigung der deutschen Behörden Schuhe mit Holzsohlen und Ersatzoberteilen. Da die Juden von der Textil- und Bekleidungsindustrie ausgeschaltet waren, hatten die Schneider nur elende Flickarbeit zu tun, um aus jedem Stückchen altes Zeug das Letzte herauszuholen. Das städtische Schlachthaus war für jüdische Arbeiter gesperrt, die einen beträchtlichen Teil der Belegschaft ausgemacht hatten. Viele von ihnen richteten kleine «schwarze» Schlachtereien ein, die unter lebhafter Mitwirkung von Schmugglern vom Lande florierten. Da den Juden auch Kerzen und Seife versagt waren, entstanden illegale Betriebe, die von den Geheimschlachtereien Fett zur Herstellung jener Produkte bezogen. Die Zuckerknappheit rief eine illegale Sacharinindustrie hervor. Eine «schwarze» Zigarettenindustrie verschaffte einer ziemlich grossen Zahl arbeitsloser Juden Beschäftigung. Teils wurde der Tabak durch die Bauern in die Stadt geschmuggelt, teils beschafften ihn christliche Tabakarbeiter, die ihn in den Fabriken stahlen. Um mit dem heimlich präparierten Material weiter zu reichen, wurde der Tabak oft recht grosszügig mit Rübenkraut und anderen Ersatzblättern vermischt. Altmaterial stieg hoch im Kurs. Viele verdienten sich ihren Unterhalt durch Sammeln von Lumpen, Papier, Knochen, Blech und anderem Metall aus Abfalltonnen oder von ausgebombten Häusern; sie verkauften das Altmaterial meist an die Deutschen.

Das Bedürfnis, die unzähligen zerbrochenen Fensterscheiben in der ganzen Stadt zu reparieren, schuf ein Heer von Glasern besonderer Art. Da es kein neues Glas gab, waren zunächst die Fenster meist notdürftig mit Holz verschlagen worden, wodurch zwar die Kälte und die Zugluft abgehalten, aber die Räume dunkel und höchst ungemütlich wurden. Eine andere, um vieles bessere Methode kam auf, kleine Glasstücke mit Kitt zu einer Art Mosaik zusammenzusetzen und so grössere Scheiben herzustellen. In kurzer Zeit bildeten sich Tausende von Juden zu Fachleuten dieses besonderen Glaserhandwerks aus.

Trotz des schlimmsten Konkurrenzkampfes der Menschen, um auch nur das Lebensnotwendigste zu ergattern, blieb dennoch ein Gefühl der sozialen Verantwortlichkeit lebendig. Schon in den ersten Schreckenstagen ging man daran, Hilfsaktionen ins Werk zu setzen. Wie vor dem Kriege, so war auch jetzt das amerikanische *Joint Distribution Committee* (JDC) das wichtigste Unterstüt-

zungs- und Hilfswerk. Es verschaffte die Fonds für mehrere Organisationen, im Besonderen für *Toz* (ärztliche Hilfe und Hygiene), für *Centos* (Hilfe für arme und verwaiste Kinder) und den *ORT* (Handwerkerschulen und Trainingszentren). Neben dem JDC gab es noch einige andere Stellen, durch die für diese Zwecke Geld gesammelt wurde.

*Toz*, die jüdische Organisation für Gesundheitswesen, übernahm die Aufgabe, die hygienischen Verhältnisse in den jüdischen Wohnvierteln zu verbessern. Sie richtete ärztliche Kliniken, Kinderheime, Gemeindegärten und öffentliche Badeanstalten ein; sie führte Impfungen durch und sorgte für Säuglingspflege. Doch, gemessen an den grossen Bedürfnissen, war die Wirkung aller dieser Anstrengungen und Hilfen recht klein.

*Centos*, das Zentrum für Waisenhilfe, unterhielt Waisenhäuser und übernahm die Pflege von Kindern, deren Eltern in die Arbeitslager verschickt worden waren. Es leistete einen Beitrag zu dem Jüdischen Kinderkrankenhaus in der Schliska-Strasse und unterstützte die Heime von taubstummen Kindern und Flüchtlingskindern. Während des Sommers organisierte es Ferienlager für Kinder, und seit es verboten war, die Stadt zu verlassen, schlug es Tageslager in den nicht benutzten jüdischen Schulgebäuden und auf freiem Gelände innerhalb der Stadt auf. Allgemein war *Centos* für die Sorge aller jüdischen Kinder verantwortlich.

Der *ORT* unterhielt weiter seine handwerklichen Schulen. Ausserdem richtete er mehrere kleine Fabriken ein, die als Unterabteilungen von polnischen und deutschen Firmen arbeiteten. Zusammen mit dem JDC eröffnete er Schuhreparatur- und Kleiderausbesserungs-Werkstätten sowie Sammelstellen für Kleidung, Nahrungsmittel und andere Bedarfsgegenstände zur Verteilung an Bedürftige.

Das JDC errichtete in allen jüdischen Wohnvierteln Suppenküchen für die Flüchtlinge. Die Hungrigen standen hier jeden Tag Schlange, um ihren Teller Suppe und ein Stück Schwarzbrot zu bekommen. Das JDC beschaffte auch Mittel, um Handwerkern zu helfen, die ihr Handwerkszeug verloren hatten.

Auch die anderen jüdischen politischen und sozialen Organisationen richteten Versorgungsstellen für ihre Mitglieder und Anhänger ein. Der Bund hatte sieben Suppenküchen und zwei Teestuben. Sie dienten zugleich als Zusammenkunftsräume für seine Mitgliedergruppen. Andere politische Gruppen, wie die Orthodoxen, die Zionisten, die Poale-Zionisten, hatten ebenfalls ihre Spei-

sehäuser. Sie alle erhielten Unterstützung vom JDC, das die nie ausreichenden Mittel, die die Organisationen selber aufzubringen vermochten, ergänzte. Anfangs waren alle diese Unterstützungsmassnahmen hauptsächlich für die Flüchtlinge gedacht, doch später war die ganze jüdische Bevölkerung Warschaws darauf angewiesen.

Ende Oktober, kurz vor der historischen Rede Artur Ziegelboims im Judenrat, hielt das Zentralkomitee des Bundes eine Sitzung ab, um zu beratschlagen, wie wir unsere Arbeit unter der Besatzung am besten durchführen könnten. Das Komitee bestand zu jener Zeit aus Sonja Nowogrodsky, Abrasha Blum, Loeser Clog, Artur Ziegelboim, Berek Schnaidmil und mir. Es war klar, dass sich in einer Zeit, da wir schon in die Illegalität gezwungen worden waren, unsere Arbeit ausserordentlich schwierig gestalten würde. Um für die kommenden Tage gewappnet zu sein, beschlossen wir, so schnell wie möglich eine illegale Kaderorganisation zu schaffen.

Drei Ausschüsse wurden gebildet, die die organisatorische Arbeit leisten sollten. Der erste war ein Unterstützungsausschuss mit den Aufgaben, Suppenküchen zu organisieren, Nahrungsmittel zu sammeln und zu verteilen und allgemein die grosse Not lindern zu helfen. Der zweite war ein Gewerkschaftsausschuss, der den Kontakt mit wichtigen Funktionären in den Gewerkschaften aus der Vorkriegszeit herstellen und eine illegale Gewerkschaftsorganisation aufbauen sollte. Drittens wurde ein politischer Ausschuss zur Schaffung einer illegalen politischen Organisation gebildet.

Meine Person stellte für unser Zentralkomitee ein besonderes Problem dar. Durch meine Arbeit vor dem Kriege war ich stadtbekannt, nicht nur kannte mich eine grosse Anzahl polnischer und jüdischer Arbeiter, sondern auch fast jeder Polizist und Kriminalbeamter der Stadt. Während so mein weiter Bekanntenkreis für unsere Arbeit von Wert sein konnte, barg diese Popularität doch auch eine Gefahr in sich; denn die Chance, von der unrichtigen Person wiedererkannt zu werden, hätte meiner Laufbahn ein schnelles Ende bereiten können. Das Zentralkomitee verpflichtete mich daher, nur unter Deckung zu arbeiten. Meine Zusammenarbeit mit dem politischen und dem Gewerkschaftsausschuss sollte nur im verborgenen geschehen. Auf keinen Fall sollte ich an Aktionen mit legalen Organisationen teilnehmen oder in Delegatio-

nen beteiligt werden, die zu irgendeiner amtlichen Stelle gesandt würden. Ich durfte mich nicht in öffentlichen Lokalen sehen lassen und meine Wohnung nur verlassen, wenn es absolut notwendig war. Mein Kontakt mit Genossen der noch erlaubten Organisationen sollte stets durch Mittelspersonen aufrechterhalten werden.

Die Gewerkschaftsarbeit wurde unmittelbar in Angriff genommen. Für jede der alten Gewerkschaften ernannte ich einen vertrauenswürdigen Verbindungsmann. Dieser hatte den Auftrag, unter den Kollegen in den Gewerkschaftsgruppen die verlässlichsten auszusuchen; dabei mussten jedoch die früheren Funktionäre ausgelassen werden, die in den amtlichen Akten vermerkt und allgemein bekannt waren. Nachdem das Zentralkomitee die Auswahl der Kollegen genehmigt hatte, gingen diese daran, Organisationsausschüsse für ihre einzelnen Gewerkschaften einzurichten.

Diese Ausschüsse fingen gewöhnlich damit an, Suppenküchen aufzumachen. Die Küchen hatten zwei Funktionen zu erfüllen. Sie lieferten nicht nur nahrhaftes Essen zu niedrigem Preise, sondern dienten auch als Sammelplätze, an denen die Gewerkschaftsmitglieder sich trafen und die kleinen, ausgewählten illegalen Gruppen ihre Tätigkeit erweitern konnten.

Von jeder Gewerkschaft wurde ein Delegierter in einen zentralen Gewerkschaftsausschuss für das gesamte Stadtgebiet geschickt. Drei Mitglieder dieses Ausschusses bildeten das Exekutivkomitee, das die Arbeit in der Zeit zwischen den nur selten abzuhaltenden Sitzungen des Zentralausschusses verrichten sollte. In der Exekutive sassen ausser mir Laible Kersch, ein aktiver Gewerkschaftler der Bekleidungsarbeiter, und Mirmelstein, der frühere Vorsitzende der Łódźer Angestellten-Gewerkschaft.

Sobald die Arbeit der Gewerkschaftsorganisation angelaufen war, begannen wir mit dem Aufbau der politischen Organisation. Als erstes schufen wir Zellen innerhalb der Gewerkschaften. Jede dieser Zellen bestand aus fünf oder zehn Personen. Der Organisator einer Zelle hatte dem Zentralkomitee seine Namensliste zur Genehmigung vorzulegen, bevor die Genannten als Mitglieder zugelassen wurden und die Zelle ihre Arbeit aufnahm. Soweit es sich durchführen liess, sollte jeder nur die Mitglieder seiner eigenen «Fünfer»- oder «Zehner»-Gruppe kennen. Später, als die Organisation wuchs, wurden mehrere Zehner-Gruppen unter die Leitung eines Genossen gestellt. Er hielt den Kontakt mit anderen Grup-

pen aufrecht, die selber einander nicht kennen sollten, und war auch der Verbindungsmann für die Zentrale. Die Gruppen waren gewöhnlich nach Berufszweigen zusammengefasst, so dass ein Kollege für alle Gruppen innerhalb der Metallindustrie verantwortlich war, ein anderer für jene in der Bekleidungsindustrie usw. Die verantwortlichen Funktionäre bildeten ein «Kollektiv», das die politischen Fragen diskutierte, die Entscheidungen fällte und diese den Fünfer- und Zehner-Gruppen weitergab, denen es zufiel, die Beschlüsse in die Tat umzusetzen.

Nachdem diese organisatorischen Vorarbeiten geleistet worden waren, wandten wir unsere Aufmerksamkeit der Errichtung einer illegalen Presse zu. Alle jüdischen Druckereien, einschliesslich der unbedeutendsten, waren von den Deutschen beschlagnahmt worden; nur eine kleine Druckpresse hatte man dem Judenrat zur Verfügung gestellt. Unsere Untergrundpresse bestand aus zwei Vervielfältigungsapparaten, die in kluger Voraussicht beizeiten von Kollegen aus Büros mitgenommen und versteckt worden waren. Doch der kleine Bestand an Farbe, Papier und Wachsbogen war bald aufgebraucht, und neues Material konnten wir nur unter grössten Schwierigkeiten beschaffen. Dabei arbeiteten wir unter der ständigen Furcht, dass die Gestapo, wenn ihr Exemplare unserer Zeitung in die Hand fielen, durch Aufdeckung unserer Bezugsquellen von Farbe und Papier uns leicht auf die Spur kommen könnte. Aus Sicherheitsgründen wurde die redaktionelle Arbeit ganz von der technischen Ausführung getrennt. Eine Vertrauensperson stellte die Verbindung zwischen den beiden her. Die Verteilung der Blätter war wiederum völlig losgelöst von der Herstellung, so dass ein Zeitungsverteiler, der von der Gestapo gefasst würde, selbst dann nicht die Druckerei gefährden konnte, wenn er zu einer Aussage bereit gewesen wäre.

Im Anfangs stadium gaben wir die Exemplare nur an uns bekannte Menschen ab. Sie mussten an die Zentralstelle zurückgegeben werden, wo die Zirkulation durch chiffrierte Merkmale auf allen ausgegebenen Blättern genau kontrolliert wurde. Als unsere Organisation breiter wurde, waren wir in der Lage, die Literatur in grossen Mengen zu verteilen.

Ferner richteten wir ein Sozialistisches Rotes Kreuz ein, dessen Tätigkeit in drei Abteilungen vor sich ging. Die eine übernahm die Versorgung von Kranken und Notleidenden, verschaffte ärztliche Hilfe und Medikamente, sammelte Kleidung und Nahrungsmittel. Die zweite Abteilung besorgte Verstecke und kümmerte

sich um Kameraden, die in die Illegalität gehen mussten. Der dritte Zweig hatte die Aufgabe, den Menschen, die in die Gefängnisse oder Arbeitslager gekommen waren, in jeder Weise praktisch zu helfen.

Schliesslich stellten wir eine Untergrund-Miliz auf, wobei wir ähnlich vorgingen wie schon bei der Organisation des illegalen Bundes, indem wir nur verlässliche Mitglieder unserer Vorkriegsmiliz aufnahmen. Ich übernahm wieder meine alte Stellung als Kommandant. Zusammen mit Berek Schnaidmil, der vor dem Krieg die Jugendmiliz befehligt hatte, und Abrasha Blum bildeten wir ein Drei-Männer-Oberkommando.

Berek war ein junger Reserveoffizier der polnischen Armee. Bei den recht chaotischen Zuständen der Militärbehörden war es unterlassen worden, ihn vor der Besetzung zu mobilisieren. Vor dem Krieg hatte er an der Warschauer Universität Jura studiert, doch aus Geldmangel das Studium aufgeben müssen. Sein magerer, sehniger Körper strahlte Energie aus. Er tat alles mit Enthusiasmus: Parteiarbeit, Studium der Militärstrategie, Bergsteigen. Seine witzige, unbeschwerte und draufgängerische Art hatte wohl etwas Sarkastisches, und doch war er ein unheilbarer Romantiker. Einige Jahre vor dem Krieg hatte ihm ein Streit auf der Strasse mit einem Offizier eine Duellforderung eingebracht. Obwohl Berek eigene Einsicht und der Rat seiner Genossen ihn davon überzeugten, dass eine solche billige feudale Prahlerei eines Sozialisten unwürdig war, hatte es sein romantischer Stolz nicht zulassen können, die Forderung zu ignorieren. Auch sein Sozialismus war romantisch.

Mit den Evakuierten hatte er Warschau verlassen. Als er nach Wilna kam, rief ihn unser alter, treuer Genosse Noah Portnoy zu sich, der sich durch seine lebenslange revolutionäre Tätigkeit hohes Ansehen erworben hatte, und forderte Berek auf, nach Warschau zurückzukehren und sich dort der illegalen Organisation anzuschliessen. Berek stand steif vor dem Patriarchen des jüdischen Sozialismus und sagte dramatisch und gemessen: «Ich werde Ihnen dienen», küsste Noah die Hand und ging. Zweimal versuchte Berek darauf vergeblich, die Demarkationslinie ins deutsche Gebiet zu überschreiten; er wurde von den Grenzposten gefasst und schwer geschlagen. Er probierte es ein drittes Mal und kam durch nach Warschau. Auf Berek konnte man sich verlassen.

Abrasha Blum war eine ganz andere Persönlichkeit, er war der grosse, schlanke und ruhige Intellektuelle, ein ausgezeichneter

Schriftsteller und Redner. Seine Brille und sein dünn werdendes Haar liessen in ihm kaum den militärischen Kommandanten vermuten. Er stammte aus Wilna, wo seine Eltern eine Zuckerwarenfabrik besessen hatten, und hatte in Lüttich Ingenieurwissenschaft studiert. Bevor er in unser Zentralkomitee gewählt wurde, war er der Leiter der Jugendbewegung «Zukunft» und Mitglied des Warschauer Bund-Ausschusses gewesen. Er war einer der beliebtesten Führer der Untergrundbewegung. Seine freundliche Art und sein ausgeglichenes, ruhiges Auftreten, selbst in den aufregendsten Situationen, flossten seiner Umgebung Mut und Selbstvertrauen ein. Ein Magenleiden bereitete ihm unter den schlechten Ghettobedingungen dauernd grosse Schmerzen, aber nie hörte man ihn darüber klagen. Er war mehr Humanist als Marxist, er sah nicht nur die Massen, sondern auch den Einzelmenschen, und man fand ihn stets hilfsbereit. Im Ghetto war er oft für Wochen von seiner Familie getrennt, und wenn er dann nach Hause kam, spielte er mit seinen zwei Kindern, selbst sorglos wie ein Kind.

Diese beiden Männer, Schnaidmil und Blum, waren aussersehen, in dem Kampf auf Leben und Tod im Warschauer Ghetto eine führende Rolle zu spielen.

Als unsere Arbeit in der Hauptstadt ziemlich gut lief, sandten wir in andere Städte Polens Vertrauensleute, um dort ähnliche Organisationen schaffen zu helfen, Literatur zu verbreiten sowie Geld und Hilfsmittel hinzubringen. Wir richteten einen Kurierdienst ein, der die Verbindung und den Austausch von Informationen zwischen den Organisationen im ganzen Lande besorgte. Nach Ablauf des ersten Besatzungsjahres hatten wir auf diese Weise den Zusammenhalt von Gruppen in sechzig Städten und Dörfern Polens hergestellt. Es gelang uns ausserdem, illegale Ableger unserer Vorkriegs-Jugendorganisationen – der «Zukunft», für Jugendliche von 16 bis 21 Jahren, der «Skiff», für Kinder von 12 bis 16 Jahren, und der Frauenorganisation «Yaff» – zu schaffen.

Da die Nazis die Erziehung der jüdischen Kinder untersagt hatten, gingen wir daran, ein illegales Schulsystem aufzubauen. Dies war eine unserer schwierigsten Aufgaben, weil man bei Kindern ja nicht auf die notwendige Geheimhaltung rechnen kann. Wir schufen mehrere Untergrund-Schulen, darunter einige höhere Schulen. Häufig dienten die Gemeindegärten dazu, die Kinder in Gruppen zusammenzubringen. Abgesehen von allen anderen

Schwierigkeiten litten unsere Lehrer unter dem äussersten Mangel an Schulbüchern und Schreibpapier. Es erforderte von Lehrern und Eltern grösste Anstrengung, die Erziehung der Kinder weiter zu betreiben.

Mit der illegalen nicht jüdischen Bewegung in Polen in regelmässigen Kontakt zu kommen, war für uns eine dringende Notwendigkeit. Anfangs bestand er nur in der Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften und den beiden Flügeln der polnischen sozialistischen Bewegung sowie mit der illegalen polnischen Regierung. Eine der wichtigsten Persönlichkeiten, die dazu beitrugen, uns aus der Isolierung herauszubringen, war der Generalsekretär des polnischen Gewerkschaftsbundes, Antoni Zdanowski. Vor vielen Jahren hatte ich in der revolutionären Bewegung unter dem Zaren mit demselben Zdanowski zusammen im Gefängnis gesessen. Wir hatten damals viele Stunden in politischen Diskussionen verbracht, während er auf die Vollstreckung des Todesurteiles wartete, das dann in Kerker strafe umgewandelt wurde. Später, während der polnischen Unabhängigkeit, wurde Zdanowski ein prominenter Arbeiterführer, und er schrieb seine Bekehrung zum Sozialismus öffentlich jenen Gefängnisgesprächen zu. Wir waren gute Freunde und enge Genossen geworden, und dies half uns, die Brücke zwischen polnischen und jüdischen Arbeitern zu schlagen. – Nach der Befreiung Polens durch die Russen wurde Zdanowski von den Kommunisten verhaftet. Er starb im Gefängnis.

Der individuelle, monotone Tageskampf ums Dasein wurde von Zeit zu Zeit durch ein Ereignis oder eine Krise unterbrochen wie die, der Artur Ziegelboim im Judenrat so überlegen begegnet war.

Kurz nachdem die Deutschen in Warschau eingerückt waren, wurde ein polnischer Polizist von einem Mann getötet, der der Unterwelt angehörte und der, wie wir später herausfanden, im Solde der Deutschen stand. Als Sühne für das Attentat erschossen die Deutschen 53 Juden, die sie aus einem Wohnblock in der Nalefky-Strasse herausholten. – Ein anderes Beispiel: Im Hause eines polnischen Intellektuellen am Uyasdowsky-Boulevard wurde ein Radioapparat gefunden; dafür verhafteten und erschossen die Deutschen mehrere hundert polnische und jüdische Männer der freien Berufe. Auf solche Weise brachten die Nazis der Bevölkerung ihre Auffassung von der kollektiven Verantwortung bei: Für das Vergehen eines Einzelnen mussten viele büssen.

Langsam aber systematisch fingen die Nazis an, Kunstschätze in Warschau zu sammeln und in die Heimat zu verfrachten. Sie schafften den gesamten Inhalt des Städtischen Kunstmuseums, des Jüdischen Kunstmuseums und der Jahrhunderte alten Jüdischen Bibliothek weg. Wir befürchteten, dass dasselbe Schicksal unserer Bronislaw-Grosser-Bibliothek blühen würde, die unter vielen Schwierigkeiten und Opfern von den jüdischen Arbeitern Warschaws aufgebaut worden war. Wir waren entschlossen, unsere Bücher um jeden Preis zu retten.

Unter der Leitung des Bibliothekars Moische Suffit machten sich einige Genossen ans Werk. Von dem Keller des benachbarten Gebäudes in der Leshno-Strasse aus gruben sie einen Tunnel zu der Bibliothek. Eine Woche lang brachten sie Haufen von Büchern heraus, verdeckt unter Gemüse, Kartoffeln, Kohlen und anderen unverdächtigen Sachen. Suffit hatte Listen angefertigt, um zu ermöglichen, dass die wertvolleren Bücher sowie Kartothekkarten und wichtige Akten zuerst in Sicherheit gebracht wurden. Wie vorausgesehen, kamen am Ende jener Woche die Deutschen, um das Siegel abzunehmen und die Bücher abzuholen. Der von uns bestochene Wachmann des Hauses kam aufgeregt zu uns gelaufen und veranlasste uns, das Loch im Keller zuzumauern und alle Spuren zu verwischen.

Die geretteten Bücher wurden als kleine Leihbüchereien in verschiedenen Häusern aufgestellt. Die grösste Sammlung davon wurde in der Wohnung eines Genossen Schur untergebracht, der später in Treblinka starb. Mit grösster Liebe und Verehrung pflegte er die wertvollen Bücher und gab sie vorsichtig an einen geheimen Lesezirkel aus. Hunderte von Menschen benutzten diese Bücher, und sie halfen ihnen, wenn auch nur vorübergehend, die furchtbare Wirklichkeit ihres Daseins zu vergessen.

Im Februar 1940 waren wir in der Lage, an Stelle der Flugblätter, die wir bis dahin gedruckt hatten, eine vierzehntägliche Zeitung herauszubringen. Wir erwogen zunächst, die Zeitung als das offizielle Organ des illegalen Bundes auszugeben, liessen sie jedoch aus Klugheitsgründen anonym unter dem einfachen Titel ‚Bulletin‘ erscheinen. Jede Nummer war 10 bis 12 und sehr viel später 16 Seiten stark. Die ersten Herausgeber waren Abrasha Blum und ich, später kamen Morizi Orzech und Berek Schnaidmil hinzu. Die Verteilung der Zeitung besorgten hauptsächlich Frauen, weil sie weniger der Gefahr ausgesetzt waren, durch die Strassenkommandos aufgegriffen zu werden.

Nach der zweiten Ausgabe erhielten wir freiwillige Beiträge zu unserem Pressefonds, obwohl wir keinen Aufruf zur Unterstützung gebracht hatten. Die Zeitung erregte grosses Interesse. Leute ausserhalb unseres regelrechten Leserkreises boten bis zu 20 Złoty für das Exemplar. – In derselben Weise brachten wir auch die Monatszeitschrift ‚Die Jugendstimme‘, das Organ der Jugendgruppe «Zukunft», heraus.

Die Beschaffung von Mitteln, um unsere Tätigkeit weiterführen zu können, wurde zu einem dringenden Problem. Wir erhoben Beiträge von unseren Mitgliedern, aber diese waren nicht in der Lage, die Gelder aufzubringen, die zur Weiterführung und Erweiterung unseres Werkes unter den obwaltenden Bedingungen erforderlich waren. Eine wichtige Finanzierungsmöglichkeit wurde die «Transferierung» von Geld. Freunde in Amerika sammelten auf manche Weise Gelder für uns. Von Leuten in Polen liessen wir uns nun Geld geben und schrieben unseren Freunden in New York, an eine bestimmte Person, die uns von unserem Warschauer Geldgeber genannt worden war, eine entsprechende Summe auszahlten. Auf diese Weise erreichten die Menschen in Polen ihre Absicht, sich Konten in Übersee anzulegen, und wir erhielten die nötigen Mittel, um unsere Arbeit weiterzuführen. Darüber hinaus war es uns auch möglich, Geld – und sogar ganz beträchtliche Summen – geliehen zu bekommen. Der gute Ruf des Bundes war eine genügende Garantie dafür, dass das Geld zurückgezahlt werden würde, wenn nur irgendeiner von uns diese Periode überlebte. In der Zwischenzeit war das Geld als Schuld beim Bund sicherer als in den Taschen seiner Besitzer.

Ohne Unterlass ging die deutsche Propagandatrommel, um den Hass gegen die Juden zu schüren. Dabei erhielten sie rückhaltlose Unterstützung von jenen Gruppen in Polen, denen der Antisemitismus schon immer ein Bestandteil ihres politischen Programms gewesen war. Die Juden wurden als verkommene, verlauste, aussätziges Wesen hingestellt, die Krankheiten und Epidemien verbreiteten. Die Propagandisten forderten im Besonderen, dass die Juden isoliert würden, weil sie eine Gefahr für die Gesundheit der gesamten polnischen Bevölkerung darstellten. Natürlich wurden die Juden Polens auch beschuldigt, die Verbündeten der internationalen jüdischen Plutokratie zu sein, die den Krieg mit allen seinen Schrecknissen angezettelt hätte. Die Deutschen zwangen die Juden, Armbinden zu tragen, so dass es den Polen möglichst ein-

fach gemacht wurde, ihren Hass auf die richtigen Leute zu konzentrieren. Die Propaganda tat ihre Wirkung, und die Zwischenfälle häuften sich.

Anfang April 1940, kurz vor Ostern, griff ein polnischer Strolch einen alten religiösen Juden in den Strassen von Praga an und zerrte ihn am Bart. Der Genosse Friedman, ein starker Schlachtergeselle, kam gerade des Weges, er eilte dem alten Mann zu Hilfe und verabreichte dem Polen eine tüchtige Tracht Prügel. Daraus entwickelte sich schnell eine Strassenschlacht zwischen Juden und Polen. Die deutsche Polizei verhaftete Friedman und erschoss ihn am folgenden Tag. Die Juden von Praga sassen in schreckensvoller Erwartung der Folgen dieser Kühnheit Friedmans.

Der Pogrom, der darauffolgte, war offenbar jedoch lange vor diesem Zwischenfall vorbereitet worden. Gruppen von Raufbolden, meist Jugendliche, durchzogen die jüdischen Viertel von Warschau mit den Rufen: «Juden raus! Schlagt die Juden tot!» Sie brachen in jüdische Wohnungen und Läden ein, zerschlugen Möbel, raubten Wertgegenstände und prügeln die Einwohner. In dem Bezirk, in dem die polnische Höhere Gewerbeschule lag, beteiligten sich die Studenten an dem Pogrom. Überall in der Stadt verbarrikadierten die Juden die Türen ihrer Häuser und versteckten sich in Kellern und Dachkammern. Panik breitete sich in der jüdischen Gemeinde aus. Die Deutschen liessen die Dinge gewähren, halfen weder den Pogrommachern noch wehrten sie ihnen. Wir sahen viele Deutsche, die lächelnd mit ihren Kameras die Szenen photographierten. Später erfuhren wir, dass Bilder davon in deutschen Illustrierten erschienen und auch in Kinos als Nachweis dafür dienten, dass die Polen darangingen, sich von der jüdischen Beherrschung frei zu machen.

Wir wurden von unseren Genossen bestürmt, gegen diese Umtriebe in Aktion zu treten. In meiner Wohnung wurde eine dringende Sitzung des Ausschusses vom Bund abgehalten, in der wir die Möglichkeit des aktiven Widerstandes diskutierten. Über uns hing die Gefahr der deutschen Lehre von der Kollektiv-Verantwortung. Was immer wir gegen die Anstifter der Pogrome unternehmen würden, konnte eine schreckliche Vergeltung der Deutschen an allen Juden heraufbeschwören. Trotz dieser Gefahr fanden wir, dass uns keine andere Wahl blieb als zurückzuschlagen. Nur «kalte» Waffen wollten wir gebrauchen, Eisenrohre, Schlagringe, aber keine Messer und Schusswaffen.

So wollten wir möglichst die Gefahr vermeiden, dass ein Gegner von ungefähr getötet würde. Wir hofften, auf solche Weise den Banditen eine Lektion zu erteilen und doch die Möglichkeit herabzumindern, dass die Deutschen irgendeine schreckliche Strafmassnahme gegen die gesamte jüdische Gemeinde anwenden würden.

Alle unsere Kampfeinheiten wurden mobilisiert: die Schlachthausarbeiter, Transportarbeiter, Parteimitglieder. Sie wurden in drei Gruppen eingeteilt: eine wurde nahe dem Mirowsky-Markt, eine andere im Distrikt Franciskanska-Nalefky-Zamenhof-Strasse und die dritte im Bezirk Leshno-Karmelitzka-Smotcha-Strasse in den Hinterhalt gelegt. Als die Pogromisten am nächsten Morgen in diesen Bezirken erschienen, erlebten sie die Überraschung, dass unsere Leute dort auf sie warteten. Sofort ging ein blutiger Strassenkampf los. Ambulanzen wurden herbeigerufen, um verwundete Pogromisten wegzufahren. Unsere eigenen Verwundeten wurden in Privathäusern versteckt und dort gepflegt, um ihre Verhaftung durch deutsche oder polnische Polizei zu vermeiden. Der Kampf gegen verschiedene Gruppen von pogromistischen Banden in grossen Teilen der jüdischen Wohnbezirke dauerte mehrere Stunden. Auch in anderen Stadtteilen flammte der Kampf auf, wo unsere organisierten Gruppen spontan von anderen Arbeitern verstärkt wurden. Im Wola-Bezirk erhielten unsere Genossen tatkräftige Hilfe von nicht jüdischen sozialistischen Arbeitern, an die wir uns gewandt hatten. Viele Christen versuchten durch Zureden, die Pogromisten von ihrem Tun abzubringen. Und nicht wenige Juden gab es, die aus Angst vor der «Kollektiv-Verantwortung» uns von dem Zurückschlagen abzuhalten suchten. Erst mit Beginn der Sperrstunde, um 8 Uhr abends, wurde der Kampf abgebrochen, um am folgenden Morgen neu aufgenommen zu werden. Um 1 Uhr mittags erschien schliesslich die polnische Polizei und zerstreute die Kämpfenden.

Die erwartete Vergeltung an der ganzen Gemeinde wurde jedoch nicht geübt. Die Juden in Warschau atmeten auf. Dieser dramatische Beweis, dass die Juden nicht jeden Schlag hilflos hinzunehmen brauchten, gab ihnen neuen Mut. Von allen Seiten wurde dem Bund der Dank ausgedrückt. Viele früheren Mitglieder und Freunde unserer Vorkriegsorganisation suchten nun darum nach, in die Untergrundorganisation aufgenommen zu werden.

Wir befürchteten, dass ein starker Zustrom von neuen Mitglie-

dern es Polizeispitzeln möglich machen würde, sich in unsere Reihen einzuschleichen. Daher siebten wir mit grosser Vorsicht die Masse der Bewerber. Als eine zusätzliche Zulassungsmassnahme verlangten wir von den neuen Mitgliedern einen feierlichen Eid, dass sie der Organisation bis in den Tod ergeben sein und den Bund oder seine Mitglieder niemals verraten würden. Soviel wir wissen, hat nie jemand diesen Eid gebrochen.

Aber dieses Gefühl des Sieges über die polnischen Raufbolde und ihre stärkeren deutschen Brüder wurde uns sehr bald vergällt. Dänemark und Norwegen, deren gesunde sozialistische Bewegungen uns immer als ein Vorbild gegolten hatten, brachen unter dem Naziansturm zusammen. Und es war nicht so sehr der Triumph der deutschen Waffen, der uns so sehr mit Schrecken erfüllte, als vielmehr die anscheinende Stärke – auch wenn sie übertrieben in der offiziellen Presse dargestellt wurde –, mit der die Nazi-Ideologie unter der besiegten Bevölkerung Eingang gefunden hatte. Ich erinnere mich der Stunden, die wir darüber diskutierten, dass ein Mann wie Knut Hamsun zu den Unterdrückern seines eigenen Volkes übergehen konnte. Die Nazipresse wies uns auch beständig darauf hin, wie vorbehaltlos Stalin die Scheinrechtfertigung der Invasion von Dänemark und Norwegen gutgeheissen hatte. Wir ermutigten einander mit der Hoffnung, dass diese Niederlage die alliierten Mächte zu einer grösseren Anstrengung aufrütteln und sie gegen den nächsten deutschen Vorstoss besser gewappnet finden würde. Aber im Juni fiel Frankreich. Juden weinten offen in den Strassen von Warschau. Was konnte uns jetzt noch retten? Die deutsche Kriegsmaschine schien so unbesiegbare zu sein, wie ihre Propaganda es behauptete. So konnten wir nichts mehr finden, was die Dunkelheit unserer trostlosen Hoffnungslosigkeit noch erleuchtete. Die einzigen frohen Momente in jenen Tagen, da unsere Träume auf endliche Befreiung durch einen Schlag nach dem anderen in Stücke gingen, waren bescheidener, persönlicher Art: Freunde, die wir längst als verloren aufgegeben hatten, kehrten nach Warschau zurück. Unter ihnen war Morizi Orzech.

Morizi Orzech, der jetzt 50 Jahre alt war, hatte ein Leben voll Hingabe an die Sache der jüdischen Arbeiterklasse geführt. Er kam aus wohlhabender Familie und hatte sich im Alter von 16 Jahren dem Bund angeschlossen. Die ganze Energie seiner temperamentvollen Natur hatte er auf unsere Arbeit geworfen. Während des Ersten Weltkrieges war er Mitglied des Warschauer

Stadtrates gewesen. Als journalistischer Mitarbeiter an jüdischen und polnischen sozialistischen Zeitungen war er bekannt durch seine kräftigen Beiträge, seine Sachkenntnis und seine grosse Rednergabe. Zu seinen besten Leistungen aber zählt es, dass er die jüdischen und polnischen Arbeiter einander näherbrachte. Er bekämpfte die Vorurteile auf beiden Seiten und suchte ihnen den Gedanken einzuhämmern, dass sie beide ein gemeinsames Schicksal hätten. Nicht als ein Bittsteller mit dem Hut in der Hand ging er zu den Polen, sondern als Gleichgestellter.

Orzech hatte bei Kriegsausbruch Warschau verlassen und war nach Kaunas gegangen. Die Deutschen verlangten von der litauischen Regierung seine Auslieferung, weil er für den ‚Jewish Daily Forward‘ in New York einen scharfen Artikel über die Behandlung der Juden in den durch die Nazis besetzten Ländern geschrieben hatte. Er wurde an die Grenze gebracht, aber im letzten Augenblick durch litauische Genossen gerettet. Später wurde er an Bord eines Schiffes auf See verhaftet. Die deutschen Beamten erkannten nicht die Identität des Mannes, den sie in Händen hatten. Als polnischer Staatsangehöriger im Dienstpflichtalter wurde er in ein deutsches Lager für polnische Kriegsgefangene geschickt. Von dort hatte er uns geschrieben, und wir rechneten nicht damit, ihn je hier wiederzusehen. Eines Morgens im April 1940, kurz nach der dreitägigen Strassenschlacht mit den Antisemiten, wurde uns gemeldet, dass ein Transport jüdischer Kriegsgefangener in Warschau angekommen sei. Unter ihnen befand sich auch Morizi Orzech. Wir ahnten damals nicht, dass die Deutschen alle Juden aus den polnischen Kriegsgefangenenlagern aussonderten und nach Hause schickten, im Einklang mit ihrem von langer Hand vorbereiteten Plan der totalen Ausrottung der Juden.

Im Gegensatz zu den «altfränkischen» Sozialisten, deren Verachtung für die Mode zu ihrer Auflehnung gegen die Konvention gehörte, war Morizi Orzech stets fein und elegant angezogen, gebügelt und geschniegelt. Aber der Orzech, der aus den Reihen der rückkehrenden Kriegsgefangenen trat, war nicht wiederzuerkennen. Mit hohlen Wangen und in zerlumpten Kleidern sah er schmutzig und verlaust aus. Jetzt konnten wir auch verstehen, warum er in seinen Briefen aus dem Kriegsgefangenenlager um eine Flasche Kölnisch Wasser gebeten hatte. Seinerzeit hatten wir es einfach für einen der Witze gehalten, die ihm ähnlich sahen.

Am Tage nach seiner Rückkehr besuchte er mich in meiner Wohnung. Er war wieder der alte Orzech, gut angezogen, glattrasiert, sprühend von Vitalität. Bei mir sassen Abrasha Blum, Berek Schnaidmil, Loeser Clog und Sonja Nowogrodsky. Orzech überschüttete uns mit Fragen über die allgemeine Lage, die organisatorische Arbeit und die persönlichen Verhältnisse unserer Genossen. Was hatten wir erreicht? Was waren unsere Vorhaben? Wie sah die Haltung der polnischen Arbeiter aus? Wir machten Pläne für die Zukunft: wie Geld vom Ausland hereinzubekommen war, wie unsere Verbindungen im Lande auszubauen wären usw. Orzech schlug vor, dass wir unmittelbar ein Mitteilungsblatt in polnischer Sprache herausgeben sollten, das die Polen laufend darüber unterrichtet hielt, was die Juden dachten und taten und was mit ihnen geschah.

Die Sperrstunde brach herein, und niemand konnte mehr nach Hause gehen. So blieben wir die Nacht zusammen und unterhielten uns. Mit grossem Interesse lauschten wir den Erzählungen Orzechs über seine Erlebnisse, das Leben in den Kriegsgefangenenlagern, seine Beobachtungen der Vorgänge in Deutschland und seine Unterhaltungen mit Leuten, denen er begegnet war. Für uns, die wir seit acht Monaten von der übrigen Welt vollständig abgeschnitten gewesen waren, war sein Bericht von belebender Wirkung.

Orzechs Talente fanden bald gute Verwendung. Er wurde der Hauptschriftleiter unserer jüdischen und polnischen Veröffentlichungen. Die polnische Untergrundbewegung, besonders ihren sozialistischen Sektor, erinnerte er ständig daran, dass der Kampf gegen den Antisemitismus nicht hinreichend stark betrieben würde. Er wies sie darauf hin, dass der Kampf nicht nur gegen die Besatzung und für die Unabhängigkeit Polens, sondern auch für das höhere Ziel einer besseren Welt, für Demokratie und Sozialismus, geführt werden müsse. Unsere Untergrundpresse brachte er auf den Stand ernsthafter Zeitungen, die alle wichtigen politischen und wirtschaftlichen Probleme eingehend behandelten. Er studierte die deutsche Presse und Literatur sorgfältig und verwandte die Statistiken der Nazis *gegen* sie selber, indem er ihre Politik in den besetzten Ländern blosslegte. Er hielt steten Kontakt mit der polnischen Untergrundbewegung und durch sie mit der Aussenwelt. Es gab keinen besseren als ihn, wenn es galt, Geld für politische Arbeit, für kulturelle Einrichtungen, Suppenküchen oder für das Rote Kreuz aufzubringen. Sein Prestige und sein gesunder Menschen-

verstand ermöglichten ihm, bei manchen Gelegenheiten die Entscheidungen des Judenrates und des Joint Distribution Committee zu beeinflussen. In den dunkelsten Ghettotagen und den noch schlimmeren Zeiten danach schwand niemals sein Enthusiasmus, liessen nie sein Mut und sein Kampfgeist nach. Wie glücklich für uns, dass Orzech zurückgekehrt war!

Unsere Aktion während des Pogroms im April 1940 stärkte unsere Organisation beträchtlich und gewann uns grossen Respekt in allen Kreisen der polnischen Untergrundbewegung. Die polnischen Sozialisten und die demokratische Untergrundpresse verurteilten aufs Schärfste die Pogromisten und erklärten unumwunden, dass der Pogrom durch die Deutschen organisiert und angestiftet worden wäre.

Nach diesen Apriltagen gab es eine «Ruhe»-Periode, aber die Juden standen schon in Erwartung des nächsten Schlages.

Während der ersten paar Monate fühlten die Polen die Wirkungen des Naziterrors weit weniger als die Juden. Es gab in den polnischen Distrikten keine Massenverhaftungen und -erschliessungen, keine Räubereien und Erpressungen im grossen. In der Anfangszeit kamen viele Polen nicht einmal dem Befehl nach, die Radioapparate abzuliefern, obwohl auf diese Zuwiderhandlung Todesstrafe stand.

Die Deutschen hatten die Universität sowie die Schulen und kulturellen Institute geschlossen, die die Bombardierung überstanden hatten. Zu einem gewissen Grade musste alles soziale und kulturelle Leben anfangs im Geheimen gepflegt werden; später wurden die Einschränkungen wieder etwas gelockert. Immerhin hatte die Atmosphäre von Verderben und Tod, von völliger Rechtslosigkeit und unendlicher Furcht, die über den jüdischen Bezirken lag, die polnischen Gebiete noch nicht ergriffen. Aber es dauerte nicht allzu lange, bis der Massenterror sich auch dort spürbar machte.

Kurz vor Ostern 1940 wurde ein deutscher Polizist, der sich durch besondere Grausamkeit hervorgetan hatte, in einem Wirtshaus zwischen den Vorstädten Wawer und Anyn ermordet. Darauf fielen die Nazis über diese beiden Vorstädte her, schleppten mehr als hundert unschuldige Leute aus ihren Häusern und erschossen sie. Weitere Hunderte wurden verhaftet und in das Paviak-Gefängnis von Warschau gebracht. Dieser brutale Racheakt rief unter den Polen der Umgegend eine Panik hervor. Der Nachbarort

Grochow wurde fast vollständig von seinen Einwohnern verlassen, die in die unmittelbare Nähe Warschaus flohen.

In dieser Zeit wuchs die Untergrundbewegung weiter an, viele illegale Blätter erschienen. Jede politische Gruppe hatte ihr eigenes Organ. Die Untergrundpresse warnte die Frauen davor, mit den Deutschen zu fraternisieren, forderte die Bewohner auf, die Kinos, Theater und Konzerte, die die Nazis eigens für die Polen organisiert hatten, zu boykottieren und die Cafés zu meiden, in denen Deutsche verkehrten. Wie weitgehend ihr Einfluss war, beweist die Tatsache, dass am 1. September 1940, dem ersten Jahrestage des Überfalls auf Polen, auf den Appell der Untergrundpresse hin sich kaum jemand in den Strassen von Warschau zwischen 2 und 4 Uhr nachmittags sehen liess. Die unheimliche, leere Stille war von dramatischer Wirkung.

Eine charakteristische Art, die Deutschen zu boykottieren und zu ärgern, wurde in den Strassenbahnen angewendet. Die Fahrgäste bezahlten das Fahrgeld, aber weigerten sich, die Fahrscheine dafür anzunehmen. Um die Schaffner daran zu hindern, das Geld in die eigene Tasche zu stecken, schickten die Deutschen Kontrolleure herum, die die Annahme von Fahrscheinen erzwingen sollten – aber sie hatten nicht viel Erfolg. Doch solche Massnahmen konnten die Deutschen höchstens etwas irritieren. Wirksamer war schon die Sabotage, die von den polnischen Eisenbahnern geübt wurde. Munitions- und Proviantzüge wurden zum Entgleisen gebracht. Dafür wurden viele Eisenbahner erschossen, aber die Sabotage ging weiter.

Der beliebte Filmstar Igo Sym, der eng mit der Gestapo zusammenarbeitete, wurde 1941 von der Untergrundbewegung wegen Verrats abgeurteilt und erschossen. Zur Vergeltung verhafteten und töteten die Deutschen zweihundert Intellektuelle, darunter viele Professoren, Wissenschaftler und besonders Schauspieler.

Das war der erste Schritt zur Ausrottung der polnischen Intellektuellen im ganzen Land+ie Hand zu bekommen, befahlen die

Deutschen die Registrierung aller früheren Offiziere der polnischen Armee. Es war bald offenkundig, dass eine Registrierung gewöhnlich bedeutete, in eins der Arbeitslager verschickt zu werden. Daher wurde von den meisten der Befehl nicht befolgt. Zehntausende von ehemaligen Offizieren, die sich falsche Papiere beschaffen mussten, füllten die Reihen der militärischen Formationen der Untergrundbewegung.

Zur Auffüllung ihrer Arbeitskolonnen forderten die Deutschen die Polen auf, sich «freiwillig» zur Arbeitsregistrierung zu melden; sie versprachen ihnen hohen Lohn und gute Arbeitsbedingungen. Die Untergrundpresse führte eine wirksame Gegenpropaganda gegen die Registrierung. Das Ergebnis war, dass nun in den polnischen Distrikten jene berüchtigten deutschen Rollkommandos erschienen, die früher die jüdischen Bezirke terrorisiert hatten. An Sonn- und Feiertagen kamen die Kolonnen vor die Kirchen und ergriffen so viele von den Kirchgängern, wie sie für die Arbeitsbataillone brauchten.

Die Jagd auf Arbeiter wurde mit besonderer Brutalität in den Dörfern gemacht. Wenn ein Dorf nicht die verlangte Zahl an Arbeitern stellte, wurde es plötzlich von Soldaten umzingelt, und jeder, der in Scheunen und Schlupfwinkeln aufgefunden wurde – ganz gleich welchen Alters und in welchem physischen Zustand er war –, wurde ins Arbeitslager verschleppt.

### III.

Die Trennung der jüdischen Bevölkerung von der nichtjüdischen wurde allmählich durchgeführt. Während der ersten sechs oder sieben Monate der Besetzung wurden die Juden aus den besseren Wohnvierteln des südlichen Teils der Stadt vertrieben. Ihre Wohnungen dort waren schon durch den Zuzug von Verwandten und Freunden, die nach Warschau gekommen waren, überfüllt gewesen. Ausgewiesen aus den Gemeinden, in denen sie seit Generationen ansässig gewesen waren, suchten sie nun in ihrer Verzweiflung bei den Hunderttausenden ihrer im gleichen Elend und Leiden lebenden Brüder unterzukommen. Inmitten der grossen Zahl der Unglücklichen fühlten sie sich geborgener und empfanden das eigene Schicksal weniger als ein persönliches Unglück. Jeder Winkel der zerstörten Stadt diente ihnen als Unterschlupf.

So wurden die Juden erst aus dem einen, dann aus dem anderen Stadtteil ausgetrieben und nach und nach in den schon überbevölkerten Elendsvierteln zusammengepfercht. Die Deutschen führten die Vertreibung der Juden aus den schöneren und angenehmeren Stadtteilen Warschaus in derselben Weise durch, wie sie es zuvor in den kleineren Städten getan hatten. Die Hauswarte bekamen die Anweisung, dass sie die jüdischen Mieter nicht mit grossen Paketen unter dem Arm aus dem Haus lassen dürften. Möbel, Geschirr, Kleider, Leinenzeug, alles sollte in den Wohnungen bleiben. Dann kam die Ausweisung plötzlich und ohne vorherige Warnung. Es kam nicht selten vor, dass man nach einer Abwesenheit von nur wenigen Stunden die Wohnung von Deutschen beschlagnahmt oder sogar schon bewohnt vorfand und alle erforderlichen amtlichen Papiere zur Hand waren. Solche Austreibungen wurden manchmal in allen Wohnungen eines Hauses oder sogar in einem ganzen Häuserblock gleichzeitig durchgeführt.

Zuweilen war es möglich, für grosse Summen Geldes, oder noch besser für Gold und Devisen, von den Nazis Häuser oder Wohnblocks, die für die Arisierung ausersehen waren, «freizukaufen». Dann erschienen gewisse Unterhändler auf der Bildfläche, die zu den verschiedenen Stellen des Naziapparates gute Beziehungen hatten. Der Judenrat bediente sich ihrer – natürlich nicht in offizieller Weise –, um gewisse jüdische Distrikte zu retten. Die

Einwohner konnten dann in der Wohnung bleiben, doch fühlten sie sich da nie mehr wohl, unter der dauernden Furcht vor einem neuen Ausweisungsbefehl oder anderen Drangsalierungen.

Durch jene Unterhändler wurden Teile der Zlota-, Chelma-, Shenna- und Sosnowa-Strasse freigekauft. Die Bewohner der bedrohten Häuser gaben alles her, was sie besaßen, um das Lösegeld an die Nazis zu zahlen. Die Bestechungssummen gingen in die Millionen. Erpressung blühte, und die Verzweiflung der kopflos gewordenen Juden wurde schamlos ausgebeutet. Das Feld lag weit offen für die hohen Beamten der Gestapo und für die Zivilabteilung der Militärbehörde unter Leitung eines Herrn Fischer. Sie alle mussten schon gewusst haben, was man mit den Juden vorhatte; einstweilen aber füllten sie ihre Taschen mit jüdischer «Kriegsbeute».

Der Raum, in dem sich die Juden noch bewegen durften, wurde immer beschränkter und beengter. Es wurde ihnen verboten, in den Sachsenpark zu gehen oder sich in der Nähe des Pilsudski-Platzes, der nun Adolf-Hitler-Platz hiess, sehen zu lassen. Besondere Strassenbahnwagen, die vorn an Stelle der üblichen Liniennummer den Davidstern trugen, waren für die Juden da. Zu beiden Seiten der Wagen waren Inschriften in Polnisch und Deutsch «Nur für Juden» angebracht. Ghettostimmung kam auf und schuf eine niederdrückende Atmosphäre.

Am 16. Oktober 1940 erliessen die Nazis die Verordnung zur Errichtung des Warschauer Ghettos. Sie wurde überall in der Stadt in Deutsch und Jiddisch angeschlagen. Das Ghetto sollte aus einem unzureichenden, überfüllten Elendsviertel der Stadt bestehen, vorwiegend von Juden bewohnt, doch waren verstreut darin auch arme Polen zugelassen. Das Ghetto erstreckte sich von der Shenna-, Shliska- und Twarda-Strasse bis zur Djika-, Stavki- und Niska-Strasse auf der einen Seite, und von einem Teil der Leshno-, Novolipya-, Novolipky- und Schwentojerska-Strasse bis zur Pavia-, Djelna- und Okopova-Strasse nach der anderen Richtung.

Der Mirowsky-Marktplatz war absichtlich vom Ghettogebiet ausgenommen. Er war früher der Platz mit den kleinen, armseligen Verkaufsständen von Juden gewesen, die der vorüberströmenden Kundschaft ihre Waren feilgeboten hatten. Seit Generationen hatten jüdische Händler hier auf diesem Pflaster ihren dürftigen Le-

bensunterhalt verdient. Jetzt war der Platz nach drei Seiten von einer hohen Backsteinmauer und von Stacheldraht umgeben. Der Zugang zu diesem ehemaligen Zentrum jüdischen Kleinhandels war nicht länger gestattet.

Für alle Juden von den Bezirken Praga, Grochow, Wola, Mokotow, Povonzek, Zholibosh, Solets, Povishle, Staremjasto und Peltzowisna, in denen sie seit Hunderten von Jahren gelebt hatten, mussten neue Quartiere in dem eng bemessenen Ghettoraum gefunden werden.

Am 31. Oktober sollte der Bevölkerungsaustausch beendet sein. Innerhalb zweier knapper Wochen sollten alle Juden – es waren ungefähr 150'000 –, die in anderen Stadtteilen wohnten, in das Ghetto ziehen, und alle Nichtjuden, ungefähr 80'000, die innerhalb der fatalen Grenzen des Ghettos lebten, ausziehen. Tatsächlich wurde der Termin für die Nichtjuden mehrmals verlängert, während säumige Juden streng bestraft wurden.

Offiziell war den Juden gestattet, ihre Geschäfte, kleine Läden und andere kommerzielle Einrichtungen, in das Ghetto mitzunehmen. In Wirklichkeit aber waren die meisten jüdischen Geschäfte lange vor dem Schlussdatum versiegelt worden. Die Juden mussten ihr Eigentum zurücklassen und zogen verarmt in das Ghetto. Angeblich sollte auch ein Austausch von Waren zwischen den ankommenden Juden und den abziehenden Nichtjuden stattfinden. Das geschah jedoch meist nur einseitig; Juden, die ihre Waren für einen Nichtjuden zurückgelassen hatten, fanden selten die versprochene Gegenleistung vor. Die Polen aus dem Ghettogebiet tauschten ihre kleinen, engen Mietswohnungen gegen die schönen, luftigen Räume von wohlhabenden Juden der besseren Wohnbezirke ein. Selbst manche der intelligenteren Polen nahmen das jüdische «Geschenk» von den Nazis mit einer gewissen inneren Genugtuung an und betrachteten es als einen Akt der sozialen und nationalen Gerechtigkeit.

Es ist unmöglich, die furchtbaren Szenen zu beschreiben, die sich in jenen zwei Wochen auf den Strassen Warschaws abspielten. Überall herrschte wilde Panik. Leute rannten besessen durch die Strassen, tödliche Angst in ihren verweinten Gesichtern. Verzweifelt suchten sie nach irgendeiner Art von Transportmittel, um ihre Habe zu befördern. Die Menschenmenge füllte die Strassen; es war eine Nation auf dem Marsch. Endlos lange Reihen von kleinen Karren und selbstgefertigten Fahrgestellen aller Art, angehäuft mit Hausgeräten, wimmernden Kindern, alten Leuten, Kran-

ken und Halbtoten, bewegten sich von allen Seiten auf das Ghetto zu, gezogen oder geführt von den stärkeren und gesunderen Personen, die verzweifelt und verbittert dahintrabten.

Ein Vater trug ein kleines krankes Kind, das in Lumpen gehüllt vom Fieber geschüttelt war. Ein Milchhändler von Peltzowisna trieb eine Kuh vor sich her, hilflos nach einem Platz für das Tier und sich selber suchend. Ein Fuhrmann von Praga führte sein dürres, armseliges kleines Ross, sein einziges irdisches Besitztum. Am Randstein der Strassen sassen kleine Kinder und erschöpfte Greise, die um ein bisschen Wasser, ein Stückchen Brot wimmerten.

In dem Ghetto selber waren die Unglücklichen auf der Jagd nach Lebensraum, nach einer Wohnung, einem Zimmer, einer Ecke in einem Zimmer, irgend etwas. Sie suchten in Kellern, Torwegen, den Ruinen von ausgebombten Häusern nach einem Platz, um ihr Haupt hinzulegen, nach einem Unterschlupf für ihre Kinder. Sie lagen auf den Strassen, zogen durch die Gassen, durchnässt vom Regen, zitternd vor Kälte, hungrig, müde und hilflos.

Die Hilfe, die von Organisationen, wie dem amerikanischen «Joint Distribution Committee», dem Judenrat und den verschiedenen politischen Verbänden, in diesem Abgrund von Elend und Leiden gegeben werden konnte, war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. An mehreren Stellen des Ghettobezirks wurden Unterstützungsämter eingerichtet. Sie gaben kleine Geldbeträge zur Karrenmiete, verschafften Unterkünfte und taten ihr möglichstes, den Bedrängten zu helfen. Tausende standen Schlange vor diesen Ämtern, oft tagelang, und warteten auf Hilfe. Pein und Verzweiflung waren in jedem Gesicht zu lesen.

Der Bund mobilisierte alle Mitglieder der Jugendgruppe «Zukunft», der Gewerkschaften, der Frauenorganisation»Yaff» und das Sozialistische Rote Kreuz. Wir sandten Gruppen aus, um den Obdachlosen, die in den Strassen und Höfen umherirrten, zu helfen. Ihre jämmerlichen Habseligkeiten, die umhergestreut lagen, mussten vor dem fast unvermeidbaren Abhandkommen geschützt werden. Proviant, so mager und unzureichend er auch war, musste herbeigeschafft werden. An der Smotcha-Strasse eröffneten wir eine Imbisshalle, besonders für die von den entfernteren Teilen der Stadt Hereingekommenen. Unsere Gruppen gingen auf die Strasse mit Teekesseln und Brot, trösteten und ermunterten

die Menschen. Besondere Abteilungen mit Fahrgeräten wurden ausgeschickt, um unseren Genossen beim Einzug ins Ghetto behilflich zu sein. Einer jeden solchen Abteilung von zehn bis zwölf Helfern wurde ein bestimmter Distrikt zugewiesen, in dem sie ihre Hilfsaktion durchführten.

Bei der übergrossen Schwierigkeit, Unterkunft zu finden, war es moralische Pflicht eines jeden, seine Wohnung mit anderen zu teilen, irgendeinen Obdachlosen mit in sein Zimmer oder die meist schon überbelegte Wohnung zu nehmen. Es liess sich nicht vermeiden, dass Familien auseinandergerissen, Mann und Frau separat und Kinder getrennt von ihren Eltern untergebracht wurden.

Die Überführung des Jüdischen Krankenhauses von der Chista-Strasse in das Ghetto war eine schreckliche Angelegenheit. Im Austausch für das ausgedehnte Krankenhaus, das mit allen modernen Einrichtungen versehen war, erhielten wir zwei kleine Gebäude: die frühere Zweigstelle der Staatlichen Monopolstelle in der Leshno-Strasse und die Schule an der Ecke Leshno- und Zhe-lasna-Strasse. Die Schule für Krankenschwestern wurde in den einstigen Büroräumen der Krankenkasse in der Volinska-Strasse untergebracht. Es gab ungefähr 2'000 Patienten im Krankenhaus, darunter Hunderte von Schwerkranken und solche, die gerade gefährliche Operationen hinter sich hatten. Viele mussten vorzeitig entlassen werden – in den sicheren Tod. Hunderte wurden auf kleinen Karren gefahren oder auf Tragbahnen ins Ghetto geschafft, viele überstanden einen solchen Transport nicht. Die elementarsten ärztlichen Vorschriften, wie ansteckende Fälle isoliert zu halten, konnten nicht beachtet werden. Die Nazis erlaubten nicht, dass einige der wichtigsten Operationsinstrumente und Krankenhauseinrichtungen mitgenommen wurden. Sie zwangen den Stadtrat, der vor dem Kriege das Jüdische Krankenhaus mitunter stützt hatte, alle Zuschüsse zu streichen. Das Krankenhaus musste nunmehr von den Juden allein unterhalten werden. Daher führte der Judenrat eine besondere Krankenhaussteuer ein und veranstaltete Sammlungen von Leinenzeug, Kleidung und Instrumenten. Die Seuchen, der Hunger und das allgemeine Absinken der Widerstandsfähigkeit brachten dauernd neue Patienten ins Krankenhaus. In den Räumen lagen die Kranken auf den Fussböden. Verproviantierung erfolgte einzig durch die Lebensmittelkarten für Ghettabewohner, auf die es allgemein nur eine kleine Brot-

ration gab. Die Ärzte, Krankenschwestern und Helfer mussten ihre Arbeit oft hungrig tun.

Zu all diesen Schwierigkeiten der erzwungenen Umsiedlung kam noch, dass die Grenzen des Ghettos dreimal geändert wurden. Jedesmal wurden einige weitere Strassen von dem Gebiet abgeschnitten. Jene, die sich dort schon eingerichtet hatten, mussten von Neuem umziehen und sich einen Platz suchen, wo sie ihren müden Körper niederlegen konnten. Juden, Polen und Deutsche feilschten um jedes Stück einer Strasse oder eines Hofraumes. Und niemand konnte sicher sein, dass ihm der so mühsam errungene Platz auch gelassen wurde.

Am 31. Oktober wurde der Ghettobezirk endgültig festgelegt, und die Tore wurden geschlossen. Unter Androhung von drei Monaten bis zu einem Jahr Gefängnis und hohen Geldstrafen war den Juden verboten, sich ohne besonderen Erlaubnisschein ausserhalb des Ghettos zu bewegen.

Nur mit Abscheu und einem peinlichen Gefühl kann ich von der jüdischen Polizei sprechen, die eine Schmach für die halbe Million unglücklicher Juden im Warschauer Ghetto war.

Schon vor der formellen Errichtung des Ghettos hatten die Deutschen dem Judenrat befohlen, seine eigenen sogenannten «Ordnungshüter» anzustellen. Der Judenrat schlug in den jüdischen Distrikten eine Bekanntmachung an, in der er Männer im Alter von 30 bis 35 Jahren mit höherer Schulbildung aufforderte, sich für diesen Polizeidienst zu melden. Zuerst wurde die Einstellung von 1'000 Mann festgelegt; später wurde die Zahl auf 2'000 erhöht.

Es gab einen Massenandrang von Freiwilligen beim Rekrutierungsbüro. Polizist sein bedeutete frei zu sein von der Belästigung durch die Rollkommandos. Ein Polizist nahm eine privilegierte, irgendwie höhere Stellung ein als die übrige halbe Million Juden, die völlig hilflos den Nazis ausgeliefert war. Durch Bestechung und einflussreiche Verbindung erreichten manche die so begehrte Aufnahme in die Polizeimacht. Leute mit Universitätsbildung, aus höheren Berufen, frühere Angestellte, müssige und verwöhnte Söhne wohlhabender Eltern beeilten sich, in die kostbare Uniform zu .kommen –, die nichts weiter war als eine schwarze Mütze mit einem blauen Davidstern daran.

Diese in Bezirksgruppen unterteilte Polizei kam unter das Oberkommando von Scherinsky, einem jüdischen Renegaten, der

eine Zeitlang Bezirkshauptmann der Warschauer Polizei gewesen war. Vor dem Kriege war er Antisemit und aktives Mitglied der Narodowa gewesen, einer reaktionären, antijüdischen politischen Gruppe. Seine schandbare Vergangenheits als Judenhasser hatte ihn nicht davor bewahrt, zusammen mit seinen «Rassebrüdern» ins Ghetto geworfen zu werden. Seine Ernennung zum Polizeichef war logisch: sie gab ihm noch weitere Gelegenheit, seinen bösartigen Antisemitismus zu betätigen.

Der Polizeiausbilder hiess Prussac, ebenfalls ein jüdischer Renegat. Auch er hatte eine schandbare Vergangenheit, einschliesslich Dienst in der polnischen Politischen und Kriminalgeheimpolizei. Andere wichtige Persönlichkeiten in der Polizei waren der Rechtsanwalt Laikin und Jussul Kapote, ein Bezirkshauptmann, der vor dem Kriege in Erpressungen und andere fragwürdige Transaktionen verwickelt war.

Anfangs arbeitete die Jüdische Polizei eng zusammen mit der Polnischen Polizei. Nach der Errichtung des Ghettos wurden die polnischen Polizisten allmählich herausgezogen. Ein paar von ihnen wurden jedoch in dem jüdischen Gebiet belassen, so dass die zwei Polizeiformationen zur gegenseitigen Kontrolle benutzt werden konnten.

Als der Ansturm zum Eintritt in die Jüdische Polizei begann, sahen wir uns vor eine entscheidende Frage gestellt. Sollten unsere Genossen der Polizei beitreten, um sich ihrer in zukünftigen Situationen irgendwie zu bedienen? Die Funktionäre des Bundes waren einstimmig in ihrer Auffassung: die Polizei konnte nur das willige oder unfreiwillige Werkzeug der Nazipolitik gegen die Juden sein. Keinem Mitglied des Bundes sollte erlaubt sein, in die Polizei einzutreten.

Kurze Zeit nach der Formierung der Jüdischen Polizei erschien im Ghetto eine neue Figur, ein Mann namens Ganzweich, Journalist und einst Zionist; er stammte aus Łódź. Bald nach der Besetzung war er in Warschau aufgetaucht und hatte gleich einen Kreis von Künstlern, Journalisten und vorgeblichen Philanthropen gebildet, der Unterstützungszwecken dienen sollte.

Als von den Deutschen die Errichtung des Ghettos verkündet wurde, errichtete Ganzweich sofort ein Büro zur Verteilung bevorzugter Stellungen, wie als Hausverwalter oder Mieteeinnehmer. Es schien, dass er über einigen Einfluss bei den Behörden verfügte. Mit dem Bestechungsgeld in der Hand standen die Leute vor seinem Büro Schlange und hofften, dass sie Ganzweichts Hilfe

erkaufen könnten, sei es, um einen verhafteten Verwandten freizubekommen, sei es, um eine bessere Wohnung zu ergattern oder irgendein wichtiges Papier zu beschaffen. Ein sorgfältig ausgebautes Netz von Verbindungen und Bekanntschaften gab ihm Einblick in alle Vorkommnisse des Ghettolebens und lieferte ihm die für die Besatzungsbehörden unschätzbaren Informationen.

Zuerst trat Ganzweich als ein jüdischer Beamter auf, dessen einziges Interesse es war, die Leute gegen Spekulanten, Schmuggler und Schwarzhändler zu schützen. Er arrangierte Zusammenkünfte von im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeiten, suchte den Kontakt mit Vertretern der politischen Parteien – alles, um den Kampf gegen übermässige Preise zu organisieren.

Er wandte sich an Loeser Clog, den Vorsitzenden der jüdischen Buchdruckergewerkschaft und bekannten Führer des Bundes. Er benutzte die abgegriffene Taktik der Schmeichelei, indem er auf das schöne Gedenkbuch zu Clogs fünfzigstem Geburtstag hinwies, ihm wegen seiner Popularität unter den jüdischen Buchdruckern Komplimente machte usw. Da ja jetzt alle jüdischen Buchdrucker arbeitslos waren, erbot sich Ganzweich, ihnen Hauswart- und Verwalter Stellen zu verschaffen. Aber seine süssliche Beredsamkeit fand taube Ohren.

Jedermann wusste, dass diese Kreatur für die Deutschen arbeitete und jene angebliche Kampagne gegen übermässige Preise und Schmuggler mit ganz anderen Nebenabsichten betrieb. Dennoch traten Leute seiner Gruppe aus demselben Grunde bei, der andere zur Jüdischen Polizei getrieben hatte. Seine «Anti-Profit»-Polizei zählte mehrere hundert Mitglieder. Das Hauptquartier dieser Kohorte befand sich in der Leshno-Strasse Nr. 13; deshalb wurden sie bald die «Dreizehner» genannt. Sie trugen dieselbe Uniform wie die übrige Jüdische Polizei.

Die Dreizehner waren im Ghetto sehr gefürchtet. Sie führten Razzien durch, überfielen ganze Häuserblocks, angeblich um nach geschmuggelten Waren, Spekulanten und Schwarzhändlern zu fahnden. In Wirklichkeit waren sie auf der Suche nach politischem Material, illegaler Literatur und aktiven Arbeitern der Untergrundbewegung. Sie hatten die Funktion der Gestapo im Ghetto übernommen. Mit der Zeit wurden Ganzweich und seine Dreizehner für ihre deutschen Auftraggeber die Autorität in jüdischen Angelegenheiten und verdienten sich deren völliges Vertrauen. In der

Periode vor dem Bruch des Stalin-Hitler-Paktes verwandte Ganzweich Juden des Warschauer Ghettos sogar dazu, sie in die russische Zone zu filtrieren, um für die deutschen Stellen Informationen herauszuholen.

Anfangs führte der Judenrat einen stillen Kampf gegen Ganzweich. Der Judenrat richtete eine Organisation der Hausverwalter und -warte ein und wollte diese sich und der «gesetzlichen» Jüdischen Polizei verpflichten. Aber alle Bemühungen, die Konkurrenz Ganzweichs in der Polizeikontrolle über das Ghetto auszuschalten, schlugen fehl. Seine Verbindungen zu der Gestapo erwiesen sich als stärker. Die Dreizehner bestanden weiter in ihrer polizeilichen Funktion parallel zur Judenrat-Polizei.

Neben Ganzweichs Dreizehnern nahm die Gestapo einige Juden in ihren eigenen Apparat hinein. Einer von ihnen, Kokosoflsky, war vor dem Kriege Führer der jüdischen Sportorganisation Makkabi in Pabyanitza gewesen. Ein anderer Agent, Andes mit Namen, war früher ein Boxer in dem «Zionist-Makkabi» gewesen. Er spezialisierte sich nun darin, illegale Getreidemühlen auszuheben. Später wurde er durch die Deutschen nach Auschwitz zur Vergasung geschickt. Gerüchte behaupteten, dass die Müller beträchtliche Bestechungsgelder gezahlt hätten, um diesen Coup einzufädeln. Auch eine Jüdin stand im Solde der Gestapo: Madame Machno, eine frühere Schauspielerin und Tänzerin von Warschau.

Durch die Hände dieser Kreaturen flossen ungeheure Summen Bestechungsgelder für die Gestapo, die sie bekamen, um Passierscheine für die Ghattotore, Gewerbescheine, Befreiungen von Zwangsarbeit und andere Privilegien zu «arrangieren». Ein Fahrerlaubnisschein zwischen Warschau und Łódź kostete Tausende von Złoty, die Befreiung von Zwangsarbeit Zehntausende. Die Höhe des Preises richtete sich nach der Wichtigkeit des Dienstes. Diese Blutegel sogen für die Gestapo und sich selber den letzten Tropfen Blut aus der jüdischen Bevölkerung. Sie verbreiteten völlige Demoralisierung und Ausschweifung um sich.

Die Jüdische Polizei hatte ihren stärksten und fähigsten Gegner in Morizi Orzech, der sie vom ersten Augenblick an bekämpfte. Er sah in ihr den wichtigsten Faktor, der den Judenrat zum Helfershelfer der Nazipolitik missbrauchte. Unaufhörlich versuchte er, die Juden zu Taten gegen die Jüdische Polizei aufzustacheln, ehe es zu spät wäre. Durch den Judenrat wurde ein Ausschuss zur

Säuberung der Jüdischen Polizei von ihren schlimmsten Elementen gebildet. Orzech veranlasste Leon Berenson, den ehemaligen Sekretär der ersten Polnischen Gesandtschaft in Washington, öffentlich sein Mandat im Ausschuss niederzulegen und eine Erklärung abzugeben, dass jeder Versuch einer solchen Säuberung nutzlos sei. Die Polizei sei von Grund aus verrottet und als ein untrennbarer Teil des Naziapparates zur Vernichtung der Juden anzusehen, weshalb sie denn auch wie jedes andere Naziorgan behandelt werden müsste.

Der Hass gegen die Jüdische Polizei brachte Orzech einmal in ernste Schwierigkeit. Als er einen Polizeioffizier dabei antraf, eine alte Jüdin wegen unerlaubten Gemüseverkaufs auf der Strasse verhaften zu wollen, mischte er sich ein. Im Verlauf der Auseinandersetzung schlug er den Polizeioffizier. Orzech wurde verhaftet und den Deutschen übergeben. Es kostete viel Mühe und Geld, ihn zu retten, besonders weil er sich hartnäckig weigerte, sich zu entschuldigen. Orzech war nicht zu dämpfen. Als später die Gestapo im Ghetto hinter ihm her war, war es fast unmöglich, ihn dazu zu bewegen, im verborgenen zu bleiben; er war immer da zu finden, wo der Kampf am härtesten war. Wie bald sollten wir im Ghetto erfahren, dass Orzechs Warnungen in Bezug auf die Rolle der Jüdischen Polizei nur zu begründet waren!

In den ersten Tagen des Ghettodaseins bestand die Gefahr, dass die Deutschen durch Terror und Drangsalierung die Jüdische Gemeinde zerstören würden. Hysterischer Konkurrenzkampf um eine Brotrinde und um eine Schlafstelle kann, bei der ständigen Gefahr des Verhungerns oder des Getötetwerdens durch eine Kugel, alle Menschlichkeit in den Menschen ersticken. Es gab Anzeichen dafür, dass wir zu einem Pöbelhaufen herabsinken würden, in dem jeder nur auf die eigene Sicherheit bedacht war und auf jedem, der ihm im Wege stand, herumtrampelte.

Wir mussten Mittel und Wege finden, den Zusammenhalt wieder herzustellen, die Furcht zu besänftigen und die Menschen dahin zu bringen, einander beizustehen. Wir beschlossen, die Mieterausschüsse wieder ins Leben zu rufen, die früher ein wichtiges Instrument des Bundes in den Wahlkampagnen gewesen waren. Der Gedanke schlug ein, und es wurden Ausschüsse in grösserem Masse gebildet. Jeder Ausschuss wurde von den Bewoh-

nen eines Mietblocks gewählt. Er erhielt Mittel zur Unterstützung der Bedürftigen, er versuchte Ausquartierungen wegen Nichtzahlung der Miete zu verhindern, half Kranken, bemühte sich um eine geregelte Zufuhr von Nahrungsmitteln, organisierte Kindergärten und Gemeinschaftsküchen. Die Ausschüsse richteten kleine Leihbibliotheken ein und veranstalteten Konzerte und Aufführungen, um die Zeit nach der Sperrstunde freundlicher zu gestalten. Sie sorgten für die heimatlosen Kinder, indem sie die Bewohner veranlassten, die Kinder der Reihe nach bei sich zu den Mahlzeiten einzuladen, und auch indem sie Speisestellen einrichteten, zu denen alle Anwohner beisteuerten.

Jeder Häuserblock bildete eine kleine Regierung für sich, führte eine eigene, in sich geschlossene Existenz, kümmerte sich um die Wohlfahrt seiner Bürger, deren Gesundheit, Ernährung, kulturelles Leben und bewahrte sie vor dem Abgleiten in völlige Verzweiflung.

Die Mieterausschüsse wurden bald zu halboffiziellen Vertretungen für das JDC und das Unterstützungswerk des Judenrates. Ihr Aufgabenbereich wuchs zu solchem Umfang an, dass der Bund eine besondere Kommission errichtete, um den Ausschüssen bei der systematischen Durchführung ihrer Arbeit zu helfen. Die Kommission des Bundes beschaffte ihnen Geld, besorgte geeignete Leute für Unterhaltungsabende, Kindergartenhelfer und sah auch sonst überall nach dem Rechten.

Später wurden die Mieterausschüsse in grösseren Bezirken zusammengefasst, um ihre Tätigkeit besser zu koordinieren und die reicheren Bewohner zu veranlassen, mit den Mietern der ärmeren Häuserblocks zu teilen. Nach einiger Zeit waren gegen tausend Mieterausschüsse im Warschauer Ghetto am Werk.

Schon in der Zeit vor der Errichtung des Ghettos waren kleinere Epidemien von Typhus, Flecktyphus und Ruhr hier und da in der Stadt ausgebrochen. Die Krankheitsfälle in den jüdischen Distrikten wurden mit grosser Brutalität von den polnischen und deutschen Beamten behandelt. Sanitärergruppen kamen zu den Häusern, in denen Krankheitsfälle gemeldet worden waren. Sie «desinfizierten» die Kleider in einer solchen Weise, dass diese nie wieder gebraucht werden konnten. Sie nahmen mit, was sie an wertvollen Dingen fanden, und führten die Leute zu den Badeanstalten, wo man sie dann nackt im Freien warten liess. In den Badeanstal-

ten wurde diesen Unglücklichen von Neuem durch die Wärter übel mitgespielt. Zum Schluss erhielten sie einen Schein, dass sie sich den vorgeschriebenen Vorsichtsmassnahmen unterzogen hätten.

Da diese Scheine davor bewahrten, ein zweitesmal die brutale «Schutzmassnahme» über sich ergehen zu lassen, entwickelte sich bald ein lebhafter Handel in gefälschten Behandlungszertifikaten. Die Sanitätsarbeiter selber machten es auch ganz deutlich, dass ein kleines Geschenk manche Unannehmlichkeit ersparen könnte.

Die Juden verlangten vom Judenrat, seine eigenen Sanitärkolonnen zu organisieren, damit der Seuchengefahr ordentlicher und menschlicher entgegengewirkt werden könnte. Kurz vor der Errichtung des Ghettos erhielt; der Judenrat dazu die Genehmigung, und der Sanitärerdienst wurde eingerichtet. Dadurch wurden die Dinge etwas besser, obwohl es auch einige jüdische Sanitätshelfer gab, die auf Erpressung und Bestechung ausgingen.

Die furchtbare Überfüllung des Ghettos erhöhte sehr bald die Seuchengefahr. Der Judenrat hatte angeordnet, dass jeder Raum wenigstens vier Personen beherbergen sollte. Trotz dieser Zusammenpferchung gab es eine grosse Menge Obdachloser, die öffentliche Gebäude wie Synagogen zu ihren Wohnquartieren machten. Hier waren natürlich keine Vorkehrungen für die Essenszubereitung und keine sanitären Anlagen vorhanden. Jedes Fleckchen Raum war belegt, so dass den frommen Juden keine Bethäuser mehr zur Verfügung standen und alle religiösen Verrichtungen in Privatwohnungen stattfinden mussten.

Die ersten Anzeichen von Seuchen erschienen bei denen, die zuletzt ins Ghetto gekommen waren und in den öffentlichen Gebäuden ihre Bleibe gefunden hatten. So hoch war die Sterbeziffer an diesen Orten, dass sie allgemein als die «toten Punkte» bezeichnet wurden. Es dauerte nicht lange, bis die Seuchen wie Funken eines Waldbrandes sich über das ganze Ghetto ausbreiteten. Das Wüten der Epidemie war zuviel für die Kräfte der kleinen Gruppe von Ärzten, die heroisch dagegen kämpften. So unzureichend waren die Einrichtungen für die Seuchenbekämpfung, dass sie manchmal eher dazu dienten, die Seuchen noch zu verbreiten. Personen, die unter Verdacht von Typhus oder anderen ansteckenden Krankheiten standen, wurden ins Jüdische Krankenhaus gebracht. Dort wurden sie in den engen Korridoren «isoliert» gehalten und

standen drei Tage unter Beobachtung, bis sie formell zugelassen wurden. Sie lagen Seite an Seite auf den Fussböden. Jene, die noch keinen Typhus hatten, steckten sich von denen an, die daran litten, so dass nach Ablauf der drei «Isolierungstage» alle mit gutem Grund dabehalten werden mussten.

Das Jüdische Krankenhaus hatte noch nicht einmal genügend Leinenzeug für die ohnehin zu kleine Anzahl Betten. Das allein schon machte eine Durchführung sanitärer Massnahmen unmöglich, und das Krankenhaus wurde ein Herd der Ansteckung. Dies wiederum veranlasste die Leute, irgendwelche Symptome einer Krankheit zu verbergen aus Furcht, zur Beobachtung oder Behandlung ins Krankenhaus geschickt zu werden. Die Deutschen erlaubten nicht, dass Seren und Impfstoffe ins Ghetto kamen. Kleine Mengen wurden durch Schwarzhandel hereingebracht, doch damit war höchstens den reicheren Einwohnern des Ghettos geholfen.

Unter denen, die unermüdlich in ihren Bemühungen waren, die Seuchen, die die Einwohner mit erschreckender Schnelligkeit dahinrafften, einzudämmen, war der Nobelpreisträger Professor Ludwig Hirschfeld, ein getaufter Jude, der frühere Direktor des Bakteriologischen Instituts der Warschauer Universität. Mit fieberhafter Energie arbeitete er im Jüdischen Krankenhaus an der Herstellung von Typhus- und Flecktyphus-Seren. Da ihm alle Einrichtungen für diese Arbeit fehlten, waren seine Anstrengungen aussichtslos. Er goss förmlich sein ganzes Leben in die Phiolen und Röhren seines primitiven Laboratoriums, doch vermochte er die Wirkung der tödlichen Seuche kaum etwas abzuschwächen.

Bei Beginn des Winters 1940, kurz nach der Errichtung des Ghettos, hatten die Todesfälle an Typhus, Flecktyphus und Ruhr sechs- bis siebentausend pro Monat erreicht. Die Todeswooge überschwemmte die Ärzte und Beerdigungsinstitute. Die Hinterbliebenen selber waren von dem Ausmass des Unglücks so überwältigt, dass sie ihrer Trauer nicht mehr Ausdruck zu geben vermochten. Die Toten wurden nackt auf die Strasse gelegt; ihre Kleider hatten noch Wert für die Überlebenden. Jeden Morgen fuhren Karren durch die Stadt, die die Leichen aufluden und auf den jüdischen Friedhof brachten, wo sie in Massengräber gelegt wurden.

Die Ernährungslage war verzweifelt. Unter der deutschen Besetzung war die Wareneinfuhr in die jüdischen Bezirke stark einge-

schränkt worden, und die Kontrollen waren streng. Aber selbst unter diesen Bedingungen war ein gewisser legaler Warenaustausch und darüber hinaus ein heimlicher Markt möglich gewesen. Dann kam das Ghetto, eine hohe Mauer und Stacheldraht trennten die Juden von den Nichtjuden. Es gab keine Vermischung, keine Verbindung und keinen Verkehr mehr. Die Nahrungsmittelmenge, die es im Ghetto auf die Zuteilungskarten gab, war erbärmlich klein. Obwohl die Karte zu mehr berechnete, gab es pro Person nur etwa 20 Gramm Brot und etwas Grütze pro Tag und ganz selten ein bisschen Zucker – es reichte nicht zum Vegetieren.

Zuerst war es wenigstens noch möglich, sich über Wasser zu halten, weil die Ghettojuden Lebensmittelpakete von draussen durch die Post bekommen durften. Aber sehr bald wurde auch das verboten. Nahrungsmittelpakete, die vom Auslande kamen, wurden selten abgeliefert, und als 1942 Amerika in den Krieg eintrat, wurden solche Sendungen allgemein beschlagnahmt. Von Zeit zu Zeit erschienen Lastwagen vor dem jüdischen Postamt in der Zamenhofstrasse, um die angehäuften Auslandspakete wegzuholen.

Während der ersten Monate kamen polnische Arbeiter ins Ghetto, um in den dort gelegenen Werkstätten und Fabriken ihrer Arbeit nachzugehen. Sie halfen, Lebensmittel in kleinen Mengen hereinzuschmuggeln.. Nach einiger Zeit aber wurden alle nicht jüdischen Arbeiter aus dem Ghettogebiet entfernt, und damit wurde auch dieser Kanal der Nahrungsmittelzufuhr trockengelegt.

Anfangs betrug die Strafe für Lebensmittelschmuggel ins Ghetto 1'000 Złoty oder drei bis sechs Monate Gefängnis. Später wurde sie auf 10'000 Złoty oder ein Jahr Gefängnis erhöht. Schliesslich kam die Anordnung, die auf das Verlassen des Ghettos ohne Erlaubnisschein die Todesstrafe androhte. Da die gewöhnliche Art des Schmuggelns periodische Besuche nach der arischen Seite\* erforderte, war dies ein schwerer Schlag. Viele wurden wegen Lebensmittelschmuggels erschossen.

Aber der Hunger durchbrach alle Schranken. Schmuggeln wurde spontan in grossem Masse betrieben. Die verschiedensten Kanäle wurden benutzt und die ausgeklügeltsten Mittel angewandt. Ausser den gewagten und listigen Improvisationen wirkte

\* «Die arische Seite» ist die wörtliche Bezeichnung, mit der die Warschauer Juden das Gebiet ausserhalb des Ghettos belegten. Sie hatten unwillkürlich die Naziausdrücke für die Lebensbedingungen unter der Besatzung in ihren Sprachschatz aufgenommen.

ein einfaches und mächtiges Mittel: Bestechung. Sie fand offene Hände bei der Polizei jeder Sorte und den Wachposten aller Grade. Die Operationen der Schmuggler waren so ausschlaggebend, dass entsprechend ihren Tageserträgen die Preise auf dem Schwarzmarkt stiegen oder fielen.

Die Strassenbahnen spielten dabei eine wichtige Rolle. In der ersten Zeit fuhren «arische» sowohl wie jüdische Wagen durch das Ghetto. Die Strassenbahnlinie ging von der Muranowstrasse durch die Zamenhof-, Djelna-, Karmelitzka-, Leshno-, Zhelasna- und Chlodnastrasse bis nach der Twardastrasse. Die Schaffner und Wagenführer brachten Säcke voll Lebensmittel mit, die sie an vorher festgelegten Stellen an ihre Kollegen im Ghetto übergaben. Bei den jüdischen Wagen wurde die Transaktion an den Haltestellen bewerkstelligt, bei den anderen Wagen, die nicht in dem Ghetto hielten, warfen die Schaffner oder Wagenführer die Säcke einfach bereitstehenden Schmugglern zu. Die Wachen und Polizisten waren gut geschmiert und sahen nichts.

Ein grosser Teil unerlaubten Handels ging durch die Hauswarte der nicht jüdischen Gebäude in Strassen, die an das Ghetto grenzten. Nahe dem gewaltigen DOK-Gebäude, dem ehemaligen polnischen Armee-Hauptquartier an der Pzheyazd- und Novolipyastrasse, wurden die Lebensmittel durch Löcher in der Ghettomauer geschoben. Die Löcher wurden repariert, von Neuem hineingebrochen, wieder repariert und so weiter. Schmuggler von der Ghettoseite warfen auch Stricke mit Haken über die Mauern und hoben die Nahrungsmittelbündel damit herüber. Sie würden die Ghettomauern mit ihren Zähnen zernagt haben, um das bisschen Nahrung zu bekommen, den ewigen Hunger zu stillen!

Die Verluste in diesem Kampf ums Essen waren gross, besonders unter den Jugendlichen. Für die Kinder war es viel leichter, auf die Ghettomauern zu klettern, um ein Nahrungsmittelpäckchen von der anderen Seite herüberzuholen. Während die Jungen sich darum bemühten, standen kleine Gruppen Erwachsener dabei – die erwartungsvollen Nutzniesser der Geschicklichkeit der Jungen – und passten auf. Die Jungen schlichen verstohlen an der Mauer entlang und horchten auf die vertraute Stimme von der anderen Seite.

«Srulek, yestesh?» («Srulek, bist du da?»)

«Yestem.» («Ja, ich bin hier.»)

Srulek kletterte dann auf die Mauer, eifrig nach Halt für seine Füsse suchend, atemlos kam er auf den Rand der Mauer. Ich kann

ihn noch vor mir sehen, wie er mit ausgestreckten Armen oben auf der Mauer steht, vornüber gebeugt, um den kostbaren Sack zu ergreifen. Plötzlich – ein Schuss. Srulek fällt auf der arischen Seite zu Boden. Der Wachposten hatte eine leichte Zielscheibe.

Dumpfe Seufzer entragen sich manchem blutenden Herzen, vielleicht war der Vater oder die Mutter unter den Wartenden. Augen voll Tränen richteten sich auf den leeren Platz auf der Mauer. Dann fliegt von der anderen Seite ein Sack herüber; er enthält Sruleks blutigen Leichnam. Der arische Boden will ihn nicht haben – zurück ins Ghetto!

Kinder stahlen sich zu der arischen Seite hinüber durch Löcher, die sie unter der Mauer gegraben hatten oder indem sie sich nahe an den Toren aufhielten und in dem Moment, da die Wache sich umdrehte, hindurchschlüpfen. Dann gingen sie zu einem Wohnhaus, klopfen ebenso vorsichtig wie furchtsam an die Tür und bettelten mit flehenden Augen um etwas Essbares. Manchmal bekamen sie eine Kruste Brot oder ein paar Kartoffeln. Mit ihrer hart errungenen Kostbarkeit krochen sie durch ein Loch oder eine Spalte zurück ins Ghetto. Die Eltern sassen den ganzen Tag über zu Hause, ängstlich auf die Rückkehr ihrer einzigen Brotverdiener harrend. Mit Tränen schluckten sie die Nahrung, die unter so grossem Risiko heimgebracht worden war.

Das in grossem Masse betriebene, gut organisierte Schmuggeln erfolgte mit Hilfe von Bestechung. Auf der Transferstelle zum Beispiel, wo die Nahrungsmittelzuteilung ins Ghetto geliefert wurde, wurden die Beamten hoch bestochen, damit sie mehr als die vorgeschriebene Zahl Wagenladungen hereinliessen. Hier füllten sowohl deutsche wie jüdische Angestellte ihre Taschen. Geheime Stapelhäuser empfangen die Schmuggelware. Da es Fleisch nicht auf Zuteilungskarten gab, musste es auf eine andere Weise hereingebracht werden. Gegen die Mauern wurden von beiden Seiten besonders konstruierte fahrbare Rampen geschoben, über die dann lebende Rinder und Ochsen getrieben wurden. Milch wurde auf eine ganz erfindungsreiche Art in der Kozlastrasse geschmuggelt. Von dem hohen Fenster eines Gebäudes der Franciskanskastrasse, jenseits der Ghettomauer, wurde ein Blechrohr angelegt, durch das der Milchstrom über die Rassengrenze floss.

Sogar der Tod wurde in den Dienst des Lebens gestellt. Es gab vier Beerdigungsinstitute, deren kleine Handkarren dauernd lau-

fen mussten, um mit dem Todesengel Schritt zu halten. Die Karren gingen den ganzen Tag den Weg hin und zurück zum jüdischen Friedhof an der Okopovastrasse, der ausserhalb des Ghettos lag. Auf dem Rückweg wurden die Särge mit Lebensmitteln angefüllt, die den schmuggelnden Totengräbern durch den angrenzenden christlichen Friedhof zugeführt wurden.

Jeder Schmugglerzweig entwickelte seine eigenen Spezialisten, die dauernd wechselnde Methoden und neue Wege erschlossen, wenn die alten abgeschnitten worden waren. Es waren eigenartig zusammengewürfelte Schmugglerbanden. Die grossen Unternehmer waren meistens frühere Kaufleute oder Fabrikanten aus der Nahrungsmittelbranche, Getreidehändler, Bäcker, Schlachthausgehilfen. Um diese Grossen herum sammelten sich die kleinen Helfer: Transportarbeiter und Lastträger, die ihre Stellung verloren hatten, Gauner und Diebe, die kleinen Betrüger und Unterweltypen.

Das hereingeschmuggelte Getreide wurde meist in primitiven kleinen Handmühlen gemahlen, aber es gab auch illegale Mühlen, die elektrisch betrieben wurden. An der Stavki- und Leshnostrasse arbeiteten solche elektrischen Mühlenbetriebe in tiefen Kellern. Die engen Zugänge dazu waren gut getarnt, und nur wenige Leute waren eingeweiht. Die illegalen Unternehmer fürchteten nicht nur die deutschen, sondern auch die jüdischen Preller, die dauernd nach so reichen Erpressungsquellen Ausschau hielten.

Die Ghettobevölkerung hatte ein unmittelbares Interesse am Schmuggel, vor allem von Lebensmitteln, Kleidern und anderen Gebrauchsgegenständen. Darüber hinaus gab es einen schwunghaften illegalen Handel in Devisen und Juwelen.

Die wichtigste Börse für den Handel in ausländischer Währung war das neue Gerichtsgebäude, das direkt auf der Ghetto Grenze gelegen war. Die Nichtjuden betreten es von der Biala- oder Ogrodovastrasse auf der arischen Seite und die Juden von der Leshnostrasse im Ghetto. Hier, auf «neutralem» Boden, wurde ein reger Handel in verschiedenen Währungen, Wertpapieren, Diamanten und anderen Edelsteinen betrieben. Die Gerichtsschreiber, Anwälte und andere Personen, die von Amts wegen das Gebäude betreten durften, wirkten als Zwischenhändler für grosse nichtjüdische Unternehmer.

Jüdische Goldschmiede und Juweliere im Ghetto wurden beschäftigt, Schmucksachen aller Art für die Deutschen anzuferti-

gen. Sie waren eine willkommene Schicht von billigen, aber hochqualifizierten Arbeitern. In den meisten Fällen bedienten sich die Deutschen oder andere reiche Arier vertrauenswürdiger polnischer Mittelspersonen, die mitunter grosses Risiko bei dem Unternehmen auf sich nahmen. Manche wurden dazu für einen oder zwei Tage zu Juden, schlichen sich in das Ghetto mit dem Davids tern auf der Armbinde – das Geschäft lohnte.

Keinem Künstler wird es je gelingen, ein umfassendes Bild von den Ghettostrassen Warschaws zu malen. Es ist mehr, als ich mit meiner Feder zu zeichnen mir zutraue. Ich versuche, mir jene Szenen und Erlebnisse ins Gedächtnis zurückzurufen. Eigentlich kann ich sie nicht Erlebnisse nennen, weil dies eine Serie von vorübergehenden Ereignissen in sich schliessen würde. Tatsächlich war es etwas ganz anderes. Es war ein anhaltendes Erleben, das volle fünf Jahre dauerte – ein Alpdruck ohne Unterbrechung.

Im Jahre 1941, als Hunger und Typhus die schreckliche Ghettohöfe beherrschten, als die Opfer 6'000, 7'000 und mehr im Monat zählten, konnte man jeden Morgen die Gassen mit nackten Leichnamen angefüllt finden, die Gesichter mit schmutzigen Zeitungen zugedeckt. Die Angehörigen hatten weder die materiellen Mittel noch die seelische Kraft, für ihren Toten ein Begräbnis zu richten. Die strengsten religiösen Gebräuche wurden unbeachtet gelassen. Den teuren Gestorbenen zog man die zerrissenen, aber doch noch brauchbaren Kleider aus und legte die nackten Körper an den Randstein, bis der allmorgendliche Totenkarren kam, sie abzuholen. Auf dem Friedhof wurden diese namenlosen Leichen, ohne Familienbegleitung, ohne Zeremonien zu zehnt in ein gemeinsames Grab gelegt. So ging es mit Tausenden, mit Zehntausenden in einem monotonen Totenreigen.

Nicht vergessen kann ich den Anblick, wie längs der Mauer der katholischen Kirche an der Leshnostrasse kranke, halbtote, halbnackte Kinder mit vor Hunger aufgeschwollenen Bäuchen dalagen; ihre offenen Wunden in pergamentartiger Haut eiterten, ihr Atem war ein Röcheln aus trockener Kehle. Um sie herum standen ältere Kinder, gelblich und verhärtet, sie wimmerten mit schwacher Stimme: «Ein Stückchen Brot. . . ein Stückchen Brot!»

Tote, Tote und noch mehr Tote säumten die Strassen, und doch war das Ghetto noch überfüllt mit lebenden Menschen.

Die Leute bahnten sich den Weg durch das laute Gedränge, bedacht darauf, einander nicht zu berühren; denn Berührung konnte Typhusansteckung bedeuten.

Ein alter Mann, barfuss und in Lumpen, Schaum vor dem Munde und einen krankhaft flackernden Blick in den Augen, schob einen Kinderwagen mit zwei Kindern, die laut heulten: «Brot. . . ein Stückchen Brot!»

Plötzlich gab es Bewegung in der Menge. Jemand rief: «Haltet ihn I» Ein barfüssiger, zerlumpter Junge, seine Beine schwarz vor Dreck, spritzte durch den Schlamm, stolperte über eine Leiche und fiel hin. In seiner Hand hielt er einen Laib Brot, den er mit aller Macht festhielt. Der Eigentümer des Brotes schlug auf ihn ein und versuchte, ihm den Schatz aus den Händen zu winden. Das wertvollste aller irdischen Güter war nun zerkaut und beschmiert von dem Speichel des kleinen Diebes. Wer war denn sicher, dass mit dem Speichel nicht auch Typhusbazillen mit übertragen wurden?

Solche jungen Brotdiebe waren eine besondere Kategorie «Krimineller». Hunger gab ihnen die verzweifelte Kraft, das heilige Gesetz vom Eigentum über ein Stück Brot zu brechen. Sie wurden wild von den Bestohlenen und der Polizei dafür geschlagen. Aber diese Diebe auszurotten war ebensowenig möglich wie den Hunger auszutilgen.

Plötzlich nahm dann das Laufen, Schreien und Pfeifen zu. Ein Lastwagen mit deutschen Polizisten kam die Strasse heruntergerast, ohne viel auf die Menge Fussgänger zu achten. Es war 12 Uhr mittags, und die Wache vor dem Paviakgefängnis sollte abgelöst werden. Der Kraftwagen pflügte seinen Weg durch die Menge. Während er vorbeirrte, lehnten sich die Polizisten heraus, um die Leute mit Rohren, Gewehrkolben oder was sie sonst in Händen hatten, zu schlagen, und sie riefen dabei: «Stinkjuden, ihr räudigen Typhus Verbreiter . . .»

An der Ecke Chlodna- und Zhelasna-Strasse war das Ghetto durch einen «Polnischen Korridor» längs der Chlodna-Strasse geteilt. Die Brücke an der Zhelasna-Strasse verband die beiden Teile. Unter der Brücke, auf dem heiligen arischen Boden, bereiteten die deutschen Wachen kleine Höllenszenen. Sie ergriffen vorbeikommende Juden und trieben ihren Spott mit ihnen. Die verschüchterten, erbärmlich anzusehenden Juden stellten sie in Reihen auf, gaben ihnen Ziegelsteine oder schwere Pflastersteine in die Hände und befahlen ihnen, sie auf und ab zu heben. Dabei

sporten sie sie mit Schlägen und Hohnlachen an. Sie setzten ihr grausames Spiel fort, bis selbst Fusstritte die Opfer nicht mehr beleben konnten.

Aber ich erinnere mich auch der Unterbrechungen dieses dichten, lauten, klagenden Ghettolärms. Das Weinen und Wimmern und die Misstöne der zusammengedrängten Masse wurde plötzlich durch harmonische Laute aus einem Hof oder von einer Strassenecke her abgelöst. Eine Gruppe Sänger oder Musikanten eines ehemaligen Chors oder einer Kapelle sang und spielte für eine Gabe. Ein paar Münzen fielen wohl in den hingehaltenen Hut oder die zaghaft ausgestreckte Hand. Mit abgewandten Augen bewegten die Spielenden den Kopf zum Dank und gingen weiter zur nächsten Ecke.

Die Kinder – die verwaisten, verwaahlosten und halbverhungerten Kinder, die barfuss die Ghettostrassen durchzogen und deren zerrissene Kleider schwärende Wunden entblössten –, die Kinder waren unser herzerreissendstes Problem.

Obwohl die Todeszahl unter diesen kleinen obdachlosen Vagabunden phantastisch hoch war, schien ihre Zahl noch dauernd zuzunehmen. Auf Schritt und Tritt gab es bettelnde Kinder. Einzeln und in Rudeln zogen sie durch Höfe und Strassen, sangen Bettellieder und schrien ihr ganzes Unglück hinaus. Flehentliche Hände zupften an jedem Vorübergehenden. Vermischt mit den neuen Liedern der Erbärmlichkeit und des Protestes vernahmen wir manchmal die vertrauten Töne einer alten revolutionären Hymne oder eine volkstümliche Melodie, die in den jüdischen Schulen der Vorkriegszeit gesungen worden war. Diese verkümmerten kleinen Körper mit ihren um Brot bettelnden gebrochenen Stimmchen – sie waren einst unsere Zukunftshoffnung gewesen!

In unserer Presse riefen wir um dringende Hilfe für die verlassenen Kinder auf. Wir forderten, dass die offiziellen Stellen der Gemeinde sie unter ihren Schutz nehmen und ihnen Heime und ordentliche Fürsorge verschaffen sollten. Nicht viel wurde darin getan, noch konnte getan werden. Centos richtete mehrere Waisenhäuser ein; einige jüdische Geschäftsleute steuerten zu einem Unterstützungsfonds bei; die Mieterausschüsse halfen mit; der Bund richtete ein Haus ein, in dem ungefähr 200 Kinder untergebracht wurden. Die «Yaff», das Rote Kreuz und unsere Lehrerorganisation teilten sich in die Arbeit für dieses Heim.

Unsere jüngeren Genossen sammelten die Kinder von den Strassen auf; manchmal mussten sie sie gewaltsam wegreißen. Die Kinder wurden gewaschen, bekamen zu essen, wurden gekleidet und erhielten unter der Anleitung von Dr. Anna Broide-Heller ärztliche Behandlung. Wir richteten eine kleine Werkstatt ein, in der freiwillige Helfer abends arbeiteten, um gebrauchte Kleider für die Kinder umzuarbeiten.

Im April 1941, ein halbes Jahr nach der Errichtung des Ghettos, lockerten die Nazis die Einschränkungen der jüdischen Kindererziehung und gestatteten Unterricht bis zur 4. Klasse der Elementarschule. Der Unterricht musste ausschliesslich auf Hebräisch und Jiddisch stattfinden, die polnische Sprache war streng verboten.

Obwohl die Lehrer in zwei Schichten arbeiteten, waren die Klassenräume, die uns für die legalen Schulen eingeräumt wurden, selbst für die Zahl der Schüler in den vier Elementarklassen ganz unzureichend. Viele der jüngeren Kinder mussten auch weiter in die illegalen Schulen geschickt werden.

Als Reaktion auf die Rassenhasskampagne gegen die Juden kam der erzieherischen und kulturellen Aktivität eine neue Bedeutung zu. Das Ghettodasein zwang dazu, geistige und moralische Abwehrkräfte aufzubauen, zum Ausgleich für die abgründige physische Hilflosigkeit. Unter grossen Opfern wurden wahre Wunder vollbracht.

Bei einer Ghettobevölkerung von über einer halben Million kam unser Erziehungssystem, das zum grössten Teil illegal war, 20'000 bis 30'000 Schülern zugute. Das Bedürfnis war noch weit grösser, und es gab einen dauernden Streit der Eltern über das Recht, ihre Kinder schicken zu dürfen. Die Mieterausschüsse halfen, eine möglichst gerechte Auswahl zu treffen und Bevorzugungen auszuschliessen.

Es gab fast gar keine Schulbücher. Man half sich mit einigen mühsam auf der Schreibmaschine geschriebenen Heften, und diese wurden nur den Lehrern in die Hand gegeben. Jede Schule hatte eine Gruppe von Erwachsenen Helfern, die Lehrmaterial beschafften, den Teller Suppe für jedes Kind stellten, Geld für die Lehrer sammelten usw. Im Winter genügend Heizmaterial für den Klassenraum zu besorgen, war ein noch grösseres Unternehmen. Der Kampf für die geistige Nahrung wurde mit derselben Intensität wie der um die materielle Ernährung gekämpft.

Während der warmen Sommermonate wurden die Schulen durch Lager im Freien ergänzt. Dabei gab es kaum einen Grashalm in dem ganzen Ghettogebiet, und die Lager wurden in den Ruinen der ausgebombten Gebäude abgehalten. Unter Anleitung ihrer Lehrer spielten, sangen und tanzten da die Kinder. Das war immer noch besser als die ermüdenden steifen Klassenzimmer. Da jedoch die Kehrriemabfuhr in dem überfüllten Ghetto ganz ungenügend funktionierte, verbrannten die Leute den Abfall an den offenen Plätzen und hüllten dabei die Spiellager der Kinder in einen erstickenden Rauch.

Eltern waren besorgt darüber, dass ihre Kinder bei dem wenigen Unterricht und der dürftigen privaten Nachhilfe weit Zurückbleiben mussten, wenn sie nach dem Kriege wieder in die polnischen Schulen gehen würden. Unsere höheren Schulen taten daher ihr möglichstes, die formellen Ansprüche zu erfüllen. Dies war ein doppelt illegales Unternehmen, weil hier der Unterricht auf Polnisch, in der den Juden streng verbotenen Sprache, erfolgte.

Einige der höheren Schulen veranstalteten Abschlussprüfungen, für die eigens polnische Schulinspektoren ins Ghetto geschmuggelt wurden, um die Diplome zu «legalisieren». Diese wurden sorgfältig verborgen aufbewahrt für den Tag, an dem die Eltern ihre Kinder zur Zulassung zu den polnischen Hochschulen anmelden würden.

Der ORT veranstaltete handwerkliche Kurse für Schneider, Hutmacher, Korsettmacher usw. Er erhielt ausserdem die Erlaubnis, eine technische Schule zu eröffnen.

Die Sanitärkurse wurden sämtlich illegal organisiert. Einer der Ausbilder war derselbe Ludwig Hirschfeld, der so heroisch gegen die Typhusepidemie angekämpft hatte. Zur Zeit der Deportierungen entfloh er nach der arischen Seite. Er ist heute Rektor der Breslauer Universität.

Durch die Bemühungen von Michel Kiepfisch und Zalman Friedrych wurde unsere alte Organisation für Leibesübungen «Morgenstern» wieder ins Leben gerufen. Gruppen für Gymnastik, Rhythmik und für sportliche Wettkämpfe übten zwischen den Ruinen in den Tagescamps.

Wir stellten ein Programm für Erwachsenenenerziehung auf. Unterricht in Jiddisch wurde denen geboten, die ihr Leben lang ohne es ausgekommen waren, es nun aber unter den Ghettobedingungen unerlässlich fanden. Wir bezogen eine grosse Anzahl von Leuten in unsere kulturellen Programme ein, um die Gedenktage

von Scholem Aleichem, Perez und anderen berühmten jüdischen Schriftstellern zu feiern.

Um uns gegen das Gefühl der Hilflosigkeit, das uns zu verschlingen drohte, zu wappnen, versuchten wir, alle unsere früheren Einrichtungen neu aufzubauen und zu stärken. So schufen wir uns wenigstens die Illusion unseres früheren Lebens.

Aus den überfüllten Häusern quoll das Leben über in die Höfe und Strassen des Ghettos in trübem Durcheinander. Der Hinterhof wurde zum Gemeinschaftszentrum. Oft standen alte Möbelstücke und andere Haushaltsgeräte darin herum, für die in den Wohnungen und Dachkammern kein Platz gefunden werden konnte. In einer Ecke wurden die Betten zum Lüften ausgelegt, in einer anderen arbeitete jemand geduldig daran, einen alten Tisch zu reparieren. Frauen mit bleichen, müden, leblosen Gesichtern sassen auf den Steinstufen und nähten, andere wuschen Wäsche, gebeugt über den hölzernen Bottichen, und wieder andere hielten Babies mit fahlen Gesichtern an der Brust.

Irgendwo im Hofe spielte eine Schar Kinder. Sie tanzten im Kreise, klatschten in die Hände und sangen eine einfache Melodie. Ihre Aufmerksamkeit war ganz auf ein 14- oder 15 jähriges Mädchen gerichtet, das sie in ihrem Spiel anführte. Ihre Augen folgten eifrig jeder Bewegung des Mädchens und passten auf jeden neuen Schritt auf. Es war ein Kindergarten, der durch ein junges Mitglied unserer Organisation «Skiff» geleitet wurde.

Ich kann mich an die Kinder mit ihren bleichen Gesichtern und glänzenden Augen gut erinnern, die in ihrem rhythmischen Spiel gefangen waren, zusammen tanzten und sangen. Sie vergassen dabei für einen Augenblick den nagenden Hunger, die sorgenvollen Gesichter ihrer Eltern, das unentrinnbare Weh und Unglück. Dies war ihnen ein festlicher Augenblick. Kindliche Freude leuchtete aus ihren Gesichtern.

Fast jeder Hinterhof hatte solch einen Kindergarten, obwohl es eigentlich nur der Name war, der an eine glücklichere Vergangenheit erinnerte. Wie weit war die Vergangenheit von der schaurigen Gegenwart entfernt! Nur ein Jahr trennte sie davon, und doch schien es eine Ewigkeit. Einst waren es saubere, ordentliche, wohlgenährte Kinder, die in dem grünen Gras unter den Bäumen ihr fröhliches Spiel getrieben hatten, voll Glückseligkeit am Morgen ihres Lebens. In dem Ghetto wurde ihnen ein Ersatzerlebnis

durch junge Mitglieder unseres «Skiff» verschafft, die ein wenig von der jüngst vergangenen und doch so fern liegenden Vergangenheit in die öde Gegenwart bringen wollten.

Der «Skiff» hatte die Initiative zur Errichtung von Kindergärten ergriffen. Viele von den Mitgliedern dieser Organisation hatten unsere weltliche jüdische Schule absolviert und waren in der Lage, die Kinder Volkslieder zu lehren und ihnen etwas Lesen und Schreiben beizubringen. Diese Idee machte Schule, und bald gab es solche Gruppen überall im Ghetto.

Meine Wohnung in der Nowolipya-Strasse lag innerhalb der Ghettogrenzen, so dass ich bei der grossen Volksverschiebung nicht umzuziehen brauchte. Nur unser Haushalt wurde vergrössert. Der Sohn meines im Ersten Weltkrieg gefallenen Bruders Herschel zog mit seinen beiden jüngeren Schwestern von Praga bei uns ein. Jakob war Lederarbeiter und hatte in der Fabrik, die dem Bruder von Scholem Asch gehörte, gearbeitet. Er war ein intelligenter, grosser, blonder, arisch aussehender Junge von 28 Jahren, ruhig und zurückhaltend; er gehörte auch dem Bund als Mitglied an.

Während der ersten Ghettozeit war unser Leben leichter und unsere organisatorische Arbeit weniger schwierig, als sie es unter der Besatzung gewesen waren. Die Lebensmittelknappheit und die Wohnungsnot waren zwar furchtbar, aber das Wichtigste war, dass die Deutschen uns nun ziemlich selbst überliessen. Das gab fast ein Gefühl der Erleichterung. Die Menschen gingen wieder schlafen ohne die schreckliche Furcht, durch das Geräusch genagelter Stiefel geweckt zu werden.

Andererseits wurde natürlich der Kontakt des Bundes mit dem arischen Teil von Warschau und dem übrigen Lande sehr viel schwieriger. Wir erweiterten unsere Untergrundorganisation und verteilten unsere illegale Literatur in grösserem Umfang. Dann begann die Gestapo ihre Aufmerksamkeit in zunehmendem Masse auf uns zu richten. Mehr und mehr Genossen mussten in die Illegalität gehen und sich versteckt halten. Manche, die sich im Lande verfolgt fühlten, kamen nach Warschau und hofften, dass das überfüllte Ghetto und unsere Organisation dort sie besser schützen würden. Ihre Zahl nahm bald beträchtlich zu. Unser Rotes Kreuz war bis zum äussersten angespannt, sich um sie zu kümmern, Verstecke zu finden, Papiere, Wohnungen und Geld zu beschaffen.

Meine Aufgabe war, die Verbindung zwischen den verschiedenen Gruppen der illegalen Organisation aufrechtzuerhalten. In dem Masse, wie sich die Schlinge der Gestapo enger um uns zog, wurde die Arbeit spezialisierter, schwieriger und wichtiger. Vor dem Kriege hatten wir eine legale und ausserordentlich aktive Organisation. Meine Stellung hatte mich, wie bereits erwähnt, den Polizisten der Stadt bekannt gemacht, die nun fast alle in deutschen Diensten standen. Das Pflaster der Strassen von Warschau kannte meinen Schritt. Dies alles machte meine Verschwörerrolle nicht leichter. Ich musste mich ganz im Verborgenen halten. Meine Wohnung war nur wenigen vertrauten Genossen bekannt. Ich hatte ganz zu verschwinden, und mein Name durfte nicht erwähnt werden, so dass man sich meiner möglichst nicht mehr erinnerte. Ich benutzte zwei Wohnungen, meine eigene in der Nowolipya-Strasse 12 und die von Berenson in der Leshno-Strasse 24. Das dauernde Ein- und Ausgehen von Besuchern in beiden Wohnungen machte jedoch völliges Geheimhalten unmöglich. Kuriere aus den Provinzorganisationen, Vertreter der Warschauer Untergrundbewegung, Mitglieder unseres engeren Ausschusses kamen ununterbrochen zu mir. Aber soweit es die Arbeit zulies, hielt ich mich isoliert und wagte mich nur selten ins Freie.

Bei der zunehmenden Gefährdung von Seiten der Gestapo suchten wir vorsichtiger zu Werke zu gehen und unsere Spuren sorgsamer zu verwischen. Wir verlangten von unseren aktiven Genossen, dass sie, wenn es irgend möglich war, nicht in der eigenen Wohnung übernachteten. Den Namen unseres ‚Bulletin‘, das von der Gestapo mittlerweile als das Organ des Bundes erkannt worden war, änderten wir um in ‚Der Ruf‘.

Unsere Abwehrabteilung erfuhr, dass die Gestapo unserer Druckpresse, die sich in der Wohnung des Genossen Barenbaum in der Nowolipya-Strasse befand, hart auf der Spur war. Das Zentralkomitee betraute Marek Edelman und Welvel Rosovsky mit der Aufgabe, die Druckeinrichtung vor dem Zugriff der Nazis zu retten. Mit Hilfe von einigen weiteren Genossen schafften sie in einem einzigen Tag fiebrhafter Arbeit die ganze Einrichtung weg, einschliesslich des kostbaren Bestandes an Papier. Der Wohnungsinhaber, der in dem Druckbetrieb arbeitete, zog mit aus. Wie vorausgesehen, führte die Gestapo am nächsten Tag den Überfall aus – und fand leere Räume.

Abrasha, Berek und ich erliessen eine Mahnung an alle Mitglieder der Miliz, neue Rekruten nur mit äusserster Vorsicht aufzunehmen. Mit besonderem Nachdruck wiesen wir unsere Leute an, auf jede Art und Weise Waffen zu besorgen. Jeder weitere Tag überzeugte uns mehr davon, dass das Dasein im Ghetto bald in eine furchtbarere und blutige Phase eintreten würde. Wir waren von der Furcht besessen, wir würden dann ohne Waffen und hilflos dastehen.

Morizi Orzech wurde auf die arische Seite mit der Aufgabe geschickt, Waffen um jeden Preis zu besorgen. Wir wandten uns an die Direktoren des Joint Distribution Committee – Guzik, Guiterman und Neustadt –, um einen Waffenfonds bewilligt zu bekommen. Unser Finanzausschuss machte eine besondere Kampagne, Geld zu diesem Zweck zu sammeln. Auch an alle polnischen Untergrundorganisationen wandten wir uns um Unterstützung.

Die Beschaffung von Waffen wurde das Ziel, auf das wir alle unsere Anstrengungen richteten. Es war klar, dass wir mit der Waffe in der Hand zu kämpfen hätten. Wieviel Zeit uns noch blieb, wussten wir nicht, nur so viel war uns bewusst, dass sie knapp bemessen war.

Die Deutschen ordneten das Ghetto als produktive Einheit in ihre ungeheure Kriegsindustrie ein. Ein deutscher Industrieller namens Tebbens richtete eine grosse Fabrik in den Gebäuden der ehemaligen Handelshochschule in der Prosta-Strasse und in den Häusern der früheren Handwerksschule an der Leshno-Strasse ein. Hier wurden Kleider aus den besten und teuersten Stoffen gemacht, die in Polen von den Deutschen beschlagnahmt worden waren. Ein Deutscher aus Danzig, mit Namen Schultz, der vor dem Krieg in erheblichem Masse mit polnischen Juden Geschäfte gemacht hatte, eröffnete mehrere Fabriken in der Nowolipya-Strasse zur Herstellung von Leder-, Filz- und Pelzwaren. Der Pole Lestchinsky errichtete eine grosse Kleiderfabrik in der Ogradova-Strasse. Einige Deutsche, Volksdeutsche, Polen und Juden machten gemeinsam mehrere Bürstenfabriken auf. Es gab ausserdem Werkstätten zur Fabrikation von Türen, Fenstern und Dachteilen, ferner einige Fabriken zur Herstellung von Haushaltsgeräten, Schuhen, Metallgegenständen, Möbeln und Textilien.

Die Rohmaterialien zu diesen Unternehmungen wurden durch deutsche amtliche Stellen geliefert, und der grösste Teil der Fertig-

waren ging an sie zurück als Kriegslieferungen, hauptsächlich für die Ostfront. Deutsche in einflussreichen Stellungen im Heer leiteten manches von dieser Produktion in private Kanäle. Durch Bestechung und auf andere geschickte Weise wurde ein kleiner Teil im Ghetto zurückbehalten.

Die Arbeiter waren ausschliesslich Ghettojuden; ihre Zahl ging in die Zehntausende. In Tebbens Fabrik zum Beispiel waren zu Beginn des Jahres 1943 etwa 15'000 beschäftigt. Die Löhne waren sehr niedrig, aber jeder Arbeiter hatte ausserdem die Möglichkeit, täglich zwei Liter Suppe für 60 bis 70 Groszy zu kaufen.

Die Gefahr, in den Strassen für Zwangsarbeit in den Arbeitslägern aufgegriffen zu werden, lag wie ein beständiger Alldruck über dem Ghetto. Daher wurden jene, die in den Fabriken von Tebbens, Lestchinsky oder Schultz beschäftigt waren, als glücklich angesehen. Die Arbeitskarte war für sie ein kostbarer Talisman. Damit versehen, konnten sie sicherer über die Strasse gehen und ruhiger zu Hause schlafen. Ausserdem bekamen sie ein Stück Brot oder einen Teller Suppe, um den ständigen Hunger zu stillen.

Drei- bis viertausend Juden arbeiteten ausserhalb des Ghettos an Eisenbahnanlagen und in militärischen und anderen Betrieben. Auch sie arbeiteten zu Hungerlöhnen; man gab sich ja für alles her, um die lebensrettende Arbeitskarte zu bekommen. Bei Morgengrauen erschienen die Arbeiter an bestimmten Sammelplätzen in der Nähe der Ghettotore, sie marschierten unter schwerer Bewachung zur Arbeit und wurden ebenso abends in das Ghetto zurückgebracht.

Durch diese Arbeitskolonnen, die jeden Tag «arische» Luft atmen durften, erfolgte auch etwas Schmuggel. Den Geschickteren gelang es, Gegenstände aus dem Ghetto herauszubringen, die sich auf der arischen Seite verkaufen oder eintauschen liessen, und Dinge zurückzubringen, die im Ghetto sonst nicht zu haben waren. In der Nähe der Tore warteten abends Verwandte, Freunde, Händler auf die Zurückkehrenden, und ein Verkaufen, Tauschen und Handeln ging an, das ein wenig an die Geschäftstätigkeit des einstigen Marktes erinnerte.

Das Pferd als Zugvieh verschwand fast ganz von den Ghettostrassen. Die meisten Pferde waren von den Deutschen beschlagnahmt worden, und die anderen wurden gegessen. Der Fuhrunternehmer hatte sowieso kein Futter mehr für sein Pferd, mit dem er

einst seinen Lebensunterhalt verdient hatte. Hafer wurde gebraucht, um Suppe für menschliche Nahrung zu bereiten; niemand hätte daran gedacht, solch eine Delikatesse einem Pferd zu geben. So spannte sich der Fuhrunternehmer selber ins Geschirr und wurde Zugvieh. Man sah alle Arten von Karren, die von Menschen gezogen wurden. Das chinesische Wort «Rikscha» bürgerte sich in der jiddischen Sprache im Ghetto ein. Es gab Rikschas für den Personenverkehr und für den Gütertransport. Manche wurden wie ein Fahrrad in Bewegung gesetzt. Es gab ungefähr eintausend Rikschas im Ghetto, die hauptsächlich von früheren Fuhrleuten, Chauffeuren oder Studenten betrieben wurden, jedoch nur von solchen, deren körperlicher Zustand es zuliess, die Rolle des ausgestorbenen Pferdes zu übernehmen.

Das Schwert der Ausrottungspolitik hing über allen Juden in der gleichen Weise. Doch kam im Ghetto eine soziale Differenzierung auf. Es gab eine wohlhabende Gruppe von Leuten, die auch unter den teuflischen Bedingungen genügend Mittel hatten, ein Verhältnis mässig angenehmes, wohlgenährtes Leben zu führen und auch gewisse Vergnügungen zu geniessen. In Strassen, in denen man täglich Schreckensszenen erleben, Scharen tuberkulöser Kinder wie Fliegen sterben sehen konnte und die Toten herumlagern, bis der Schinderkarren sie abholte, in denselben Strassen konnte man Läden antreffen voll mit den besten Lebensmitteln, Restaurants und Cafés, in denen die feinsten Leckerbissen und die teuersten Getränke serviert wurden. In der Leshno-Strasse Nr. 2, wo Gertners Restaurant gewesen war, gab es jetzt ein Café Sztuka, ausgestattet mit allem Glanz. Ein anderes befand sich in der Tlomatzka-Strasse Nr. 13, das frühere Metropol-Restaurant. Diese Etablissements wurden von ausgestossenen Juden in Gemeinschaft mit Mitgliedern der Gestapo betrieben; die wichtigste Person unter ihnen war die Tänzerin Madame Machno. Weitere Lokale dieser mondänen Art waren das Schultz-Restaurant in der Karmelitzka- und Novolipky-Strasse, «A la Fourchette» in der Leshno-Strasse und «Britannia» in der Novolipya-Strasse.

Das Publikum dieser Häuser bestand hauptsächlich aus jüdischen Gestapoagenten, jüdischen Polizeibeamten, reichen Kaufleuten, die mit den Deutschen Geschäfte machten, Schmugglern, Devisenschiebern und ähnlichen Leuten. Das berühmteste Lokal für Trinkgelage war das «Britannia». Die Sperrstunde fand auf die

Besucher dieser Etablissements keine Anwendung, sie durchzechten die ganze Nacht. Ihr Schmausen, Trinken, Gegröle wurde von den Klängen einer Jazzkapelle begleitet. Wenn am Morgen die Zecher heimwärts gingen, waren die Strassen schon mit nackten Leichnamen besät. Die Trunkenbolde schenkten dem jedoch wenig Aufmerksamkeit, unsicheren Schrittes stolperten sie über die Hemmnisse auf ihrem Weg. Um die Cafés und Restaurants herum bewegten sich verstohlen menschliche Schatten, geschwollen vor Hunger, die den Prassern nachliefen und um Krümel bettelten. Sie wurden meist ärgerlich zurückgestossen, weil sie das Trugbild von Luxus und Wohlbefinden störten.

Die Nazis machten Filmaufnahmen von solchen Orgien, um der «Welt» zu zeigen, wie gut die Juden im Ghetto lebten. Sie stellten auch Material für die Wochenschau davon zusammen und füllten damit die Lücken ihrer Propagandaprogramme. Hungrige und zerlumpte Juden wurden in Schultzes Restaurant geführt. Sie liessen sie auf Sofas vor schön gedeckten Tischen Platz nehmen und befahlen ihnen, Speisen und Getränke von den Kellnern zu bestellen. In der Wochenschau wurden diese gestellten Bilder als Demonstration der armen gegen die reichen und wohlgenährten Juden ausgegeben.

Ein anderer Filmstreifen sollte zeigen, wie Cherniakow, der Vorsitzende des Judenrates, im Luxus lebte. Elegant aufgemachte Damen, mit den teuersten Kleidern behangen, wurden in seine Wohnung in der Elektrolana-Strasse gebracht. An die mit seltenen Weinen und feinsten Speisen überladenen Tische wurden die ausstaffierten Gäste mit Cherniakow in ihrer Mitte gesetzt. Der Film wurde betitelt «Orgie im Hause des Vorsitzenden des Judenrates».

Die Nazis trieben nackte jüdische Männer und Frauen zu einer Mikvah (jüdisches Ritualbad) und filmten sie, um so die Lüsternheit und Demoralisierung der Ghettojuden darzutun.

Die Kamera der Nazis wurde mit Sorgfalt gerichtet, sowohl wenn sie wirkliche Szenen aufnahm als auch wenn sie scheusslich gestellte Bilder festhielt. Die in den Strassen umherliegenden Leichen, die ausgehungerten menschlichen Gerippe, die halbnackten, sich selbst überlassenen, bettelnden Kinder – diese Bilder wurden nie von der Kamera erfasst.

Zu der Zeit, als die Deutschen das Warschauer Ghetto errichteten, beobachteten wir mit ängstlichem Interesse den Verlauf der

Präsidentschafts wählen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Es war uns klar, dass nur eine Macht in der grösseren Welt den eisernen Griff der Deutschen um Europa würde brechen können. Wir prüften jede Nachricht vom Ausland daraufhin, welche Zeichen einer Hoffnung sie enthielt. Obwohl wir die Wahlen nur durch die Vernebelung der deutschen Presse verfolgen konnten, gingen wir so intensiv mit, dass es uns fast war, als ob wir selber aktive Teilnehmer wären. Jeder Tag brachte Nachrichten, die unsere Geister je nachdem aufleben liessen oder niederdrückten. Als Roosevelt gewählt worden war, tanzten die Juden beinahe auf den Ghettostrassen.

Aber wir konnten die Wahl Roosevelts nicht so sehr als einen Sieg rechnen, es war für uns nur die Vermeidung der vernichtenden Niederlage. Hilfe von Amerika war noch problematisch und in weiter Ferne. Der Zusammenbruch eines europäischen Landes nach dem anderen, die ständige Zunahme der Nazimacht drückten schwer auf das Stimmungsbarometer im Ghetto. Gebrochen durch Hunger und Seuchen, getroffen von der Peitsche des Naziterrors und in Erwartung noch furchtbarer Schrecken beobachteten wir in quälender Hilflosigkeit, wie die deutsche Wehrmacht über den Balkan, Jugoslawien und Griechenland hinrollte.

Als die Deutschen im Juni 1941 nach Russland einfielen, stiegen unsere Hoffnungen wieder. Der mächtige Nachbar, der uns fallengelassen hatte, musste nun endlich alle seine Kraft auf unserer Seite gegen die gewaltige deutsche Armee einsetzen. Aber die Russen erlitten Niederlage auf Niederlage, und unsere freudige Aufwallung verebbte. Schien es nicht, als ob es wieder mit einem deutschen Sieg enden würde?

Als Japan im Fernen Osten mit dem Säbel zu rasseln begann, wandten sich unsere Hoffnungen erneut den Vereinigten Staaten zu. Wir verfolgten die Ereignisse und diskutierten über jeden Schritt in der amerikanisch-japanischen Krise. Alle Berichte über die Verhandlungen wurden auf irgendwelche verborgenen Andeutungen über die weitere Entwicklung angesehen, jede Nachricht wurde seziert. Manche von uns fühlten, dass Deutschland Japan zu einer Auseinandersetzung mit den USA treiben würde. Solch ein Schritt würde unvermeidbar Amerika in den europäischen Konflikt ziehen. Andere wieder konnten nicht glauben, dass die deutschen Strategen so blind gegenüber den Konsequenzen wären, und dachten, dass Deutschland Japan im letzten Moment zurückpfeifen würde.

Als dann die Bombe von Pearl Harbour platzte und Deutschland den Vereinigten Staaten den Krieg erklärte, überkam uns eine ungeheure Erleichterung. Endlich waren die Kräfte, die auch unser grausiges Martyrium beenden konnten, ins Feld gerückt; endlich hatten die Deutschen einen verhängnisvollen Irrtum begangen!

Wir liessen uns nicht entmutigen, wenn die deutsche Presse sich über die «gummikauenden Yankees» lustig machte, die ihr gefälliges Leben zu sehr liebten, als dass sie einen Krieg unternehmen würden; oder wenn die Deutschen prahlten, dass ihre U-Boote die amerikanische Flotte in wenigen Tagen erledigen könnten. In den höhnnenden Kommentaren, mit denen die deutschen Zeitungen Roosevelts Programm für Tausende von Flugzeugen und Hunderte von Schiffen versahen, konnten wir schon einen leisen Unterton der Ängstlichkeit wahrnehmen. Es tat uns gut, die Deutschen selbst ein bisschen ängstlich zu sehen. Unschätzbar war es, endlich einen machtvollen Freund zu haben! Wir ahnten nicht, dass er für uns zu spät kommen sollte.

Eines Morgens kam der Hausverwalter von Novolipya-Strasse 12 zu mir gelaufen und meldete mir, dass gerade zwei Gestapoagenten, anscheinend Juden, dagewesen waren und sein Hausmeldebuch durchgesehen hatten. Ganz sicher wären sie hinter mir her.

Abrasha Blum war gerade bei mir. Wir beschlossen, dass ich sofort weg müsste. Ich warf einen Blick durch das Fenster und sah zwei Leute am Hoftor herumstehen. Die Strasse musste ich meiden. Durch einen Spalt in der Hofmauer gelangte ich in den anliegenden Schulhof, und von da kletterte ich über die Mauer in den Hinterhof von Nr. 14 der Novolipya-Strasse, wo ich Zuflucht in der Wohnung eines Freundes fand.

Zehn Minuten später erschien ein Gestapoauto vor Nr. 12 der Novolipya-Strasse, und die Beamten umzingelten das Gebäude. Sie plünderten meine Wohnung, fragten meine Familienangehörigen und die Nachbarn aus; dann liessen sie einen schriftlichen Befehl zurück, dass ich mich am nächsten Morgen beim Hauptquartier der Gestapo in der Sucha-Allee melden sollte. Am folgenden Morgen kamen sie wieder, um herauszufinden, warum ich nicht erschienen wäre. Mein Bruder war nicht zu Hause, und so nahmen sie seinen Sohn, den jungen Jakob, als Geisel mit.

Das war eine unerwartete Wendung. Für mein Entkommen war mein Neffe der Gestapo in die Hand gegeben. Meine eigene Ent-

scheidung war, mich der Gestapo selber auszuliefern in der Hoffnung, dass sie ihr Versprechen halten und Jakob freilassen würde. Aber die Genossen verlangten von mir, dass ich mich unter keinen Umständen aufgäbe. Nach allen bisherigen Erfahrungen hatten wir wenig Grund zu glauben, dass die Gestapo überhaupt je ihre Geiseln wieder herausgeben würde. Doch das Argument konnte mein quälendes Gewissen nicht beruhigen. Ein Gefühl von Schuld und Scham erfüllte mich. Meinetwegen lag Jakob in den Gestapokellern. Keine Vernunftgründe konnten das ändern.

Jacob war Bundmitglied und hatte in meiner Wohnung die Genossen in illegalen Angelegenheiten ein- und ausgehen sehen. Die Gestapo folterte ihn in dem Versuch, aus ihm Informationen herauszupressen. Sie musste schliesslich ihre Bemühungen aufgeben, als der Tod seinen Qualen ein Ende machte.

Ich konnte nicht lange in Nr. 14 der Nowolipya-Strasse bleiben. Ein paar Tage später zogen die Genossen mir einen langen schwarzen Kaftan an und setzten mir einen Rabbinerhut auf. Frau Etkin führte mich durch die Strassen zu ihrer Wohnung in der Le-shno-Strasse. Eine bewaffnete Wache, die von Berek befehligt wurde, begleitete uns. Dieser allein wusste den Zweck unserer Mission; die anderen wussten nur, dass sie sich dicht an Berek halten und seine Befehle ausführen sollten. Es war ihnen nicht bekannt, dass der ehrwürdige Rabbi, dessen Schritte Berek Schnaidmil bewachte, der Genosse Bernard war.

In Etkins Wohnung wurde mir das Zimmer von Manja Ziegelboim, Arturs Frau, die Warschau verlassen hatte, zugewiesen. Der Raum wurde verschlossen gehalten, und neugierigen Besuchern wurde erklärt, Manja habe darum gebeten, dass er unberührt bleiben sollte. Meine Wache war Frau Etkins zehnjähriger Neffe. Er verstand nicht die ganze Geheimnistuerei, aber er wusste genau, niemand dürfte erfahren, dass ein Fremder in dem abgeschlossenen Zimmer lebte. Jedesmal wenn die Türglocke ging, wartete er, bis ich meine Sachen zusammengerafft hatte und in meinem Zimmer verschwunden war. Bevor er zur Tür ging, sah er erst noch sorgsam nach, ob ich keine Spuren hinterlassen hatte. Er spielte seine Rolle ausgezeichnet.

Um Verfolgungen möglichst von vornherein auszuschalten, verbreiteten wir das Gerücht unter den Genossen, dass ich Warschau verlassen hätte; meiner Familie wurde dasselbe gesagt. Aber die Legende, dass ich nicht mehr in der Stadt wäre, wurde

sehr bald zerstört. Obwohl ich mich mit grosser Vorsicht bewegte, bçging ich doch einmal den Fehler, dass ich den Fensterladen hochschob. Ich wurde von einem Genossen, einem Schneider, der gegenüber wohnte, erkannt, und dieser erzählte es am nächsten Tag einem Kollegen in der Fabrik. Ein zweitesmal wurde ich in der Wohnung selbst gesehen. Die Etkins hatten schon mehrere Male die Zusammenkünfte des Mieterausschusses von sich abwälzen können; doch um nicht übermässigen Verdacht zu erregen, mussten sie zulassen, dass gelegentlich der Mieterausschuss in ihrer Wohnung tagte. Nach der Sitzung an einem solchen Abend wollte der Schauspieler Sanberg eine Rolle beschreiben, die er einmal auf der Bühne gespielt hatte. Er steigerte sich in grosse dramatische Bewegung, und in seiner Erregung stiess er dabei so heftig gegen die Tür meines Zimmers, dass das Schloss aufklinkte. Ein Lichtstrahl aus dem Raum fiel auf mich, und Sanberg erkannte mich sofort. Nur mit der Verzögerung eines kurzen Augenblicks fuhr er mit seiner Deklamation fort, als ob nichts passiert wäre, und schloss die Tür hinter sich.

Aber das Geheimnis bestand nun nicht mehr. Ich musste woanders hinziehen. Nach zwei Monaten mit den Etkins siedelte ich nach Gensha-Strasse Nr. 13 in die Wohnung von Frau Manja Wasser über. Ich trug mich in dem Hause unter dem Namen Manilowsky ein und versuchte, dort die Fäden meiner Arbeit neu aufzunehmen. Den wenigen Genossen, die ich unumgänglich sehen musste, wurde möglichst der Eindruck vermittelt, dass diese Wohnung als Treffpunkt diene und mein Versteck selber sich an einem anderen Ort befände.

Es war eine recht rege Wohnung. Ausser Manja, deren Mann schon in Amerika war, lebten dort ihre Tochter Anusia, ihr Schwager, dessen Familie, ihre Schwester und ihre Nichte. Obwohl wir zusammen zehn Personen waren, wohnten wir in den fünf Räumen doch ziemlich bequem. Meine Mitbewohner leisteten Abrasha Blum einen feierlichen Eid, dass sie meine Anwesenheit niemandem gegenüber erwähnen, keine Freunde einladen und gelegentliche Besucher nicht zum Bleiben ermuntern würden. Ich bewohnte das Zimmer am Ende des langen Korridors, abseits von dem Zentrum der Aktivität, aber meine Gegenwart hing über allen Mitbewohnern.

Mit Wassers lebte ein hübsches 17jähriges Mädchen, ein Mitglied unserer Jugendbewegung, das aktiv in Kindergärten und in der illegalen Tätigkeit war. Eines Tages kam sie scheu in mein

Zimmer. Auf der Stuhlkante sitzend, sagte sie mir mit abgewandten Augen, dass sie meinen Rat brauche. Sie erzählte, dass sie einen Jungen, Kostek, sehr gern habe und er sie ebenso liebe. Sie beide wären sich darüber klar, dass es für uns alle hier bald zu Ende gehen würde. Bevor es dazu käme, möchten sie gern die Erfüllung ihrer Liebe erleben. Würde ich es für recht halten, wenn sie dies täten? Oder wäre es unmoralisch?

Ich kannte Kostek seit vielen Jahren. Er war ein schöner, lebhafter Junge, mit offenem Gesicht, der sehr aktiv in der Jugendbewegung war.

«Unter diesen Verhältnissen brecht ihr damit kein Gesetz», sagte ich ihr. «Geh' zu deinem Geliebten, ohne dich zu schämen, und sei glücklich.»

Aber ich konnte nicht recht verstehen, warum sie zu mir mit ihrem Problem gekommen war. Es gab andere Menschen in ihrer Umgebung, denen sie sich viel eher hätte anvertrauen können. Als sie dann weiter da sitzenblieb, erfasste ich plötzlich, dass sie von mir erwartete, die Gelegenheit für die Liebenden hier zu schaffen. In dem überfüllten Ghetto gab es nirgends einen Ort, wo sie einen Augenblick für sich allein sein konnten. Und ihr Freund durfte sie in dieser Wohnung ja nicht besuchen.

«Sei nicht besorgt wegen des Versprechens von Abrasha», sagte ich ihr. «Ich entbinde dich von dem Gelöbnis. Schicke Kostek zu mir.» Sie gab mir einen warmen, dankbaren Blick und lief aus dem Zimmer.

Als am folgenden Tag Kostek erschien, sagte ich ihm, dass ich regelmässig Berichte über den illegalen Literaturvertrieb haben wollte und er sie mir hier persönlich machen sollte. Gern fand er sich dazu bereit. Dabei fanden die Liebenden dann ein paar kurze private Augenblicke in der Wohnung. – Bei den Deportierungen kamen sie beide, Kostek und seine Freundin, ums Leben.

Orzech, Abrasha und ich verabredeten in dieser Wohnung eine Zusammenkunft mit dem Führer der Internationalen Transportarbeiter-Union Runge, der früher Mitglied der Polnischen Sozialistischen Partei war und vor dem Krieg zum Zentralkomitee der Polnischen Arbeiter-Föderation gehört hatte. Jetzt war er Mitglied der linken sozialistischen Gruppe, die später von Osubka-Morawska, dem Premierminister Polens, geführt wurde.

Runge wurde mit grosser Vorsicht in das Ghetto geschmuggelt. Wir hatten ein Losungswort verabredet, so dass Anusia Wasser, die Runge nicht von Ansehen kannte, ihn treffen und in die Wohnung begleiten konnte. Da er Nichtjude war, konnte er ziemlich frei im Lande umherreisen. Wir brauchten seine Hilfe, um mit unseren Genossen in den Provinzghettos die Verbindung aufrechtzuerhalten und um Informationen zwischen den jüdischen und polnischen Untergrundorganisationen auszutauschen. Vor allen Dingen aber beanspruchten wir seine Hilfe zur Beschaffung von Waffen.

Wir erreichten auch eine Zusammenkunft mit unserem Freund Leon Feiner, dem es kürzlich geglückt war, sich vom Sowjet-Territorium nach Warschau durchzuschlagen. Er kam auf der arischen Seite völlig erschöpft an und litt noch an den Nachwirkungen eines monatelangen Aufenthaltes in einem Sowjetgefängnis in Lida bei Wilna. Als er nach Warschau kam, traf er glücklicherweise seinen alten Freund Stopnitzky, einen polnischen Rechtsanwalt. Beide waren aktive Mitglieder der Sozialistischen Vereinigung der Rechtsanwälte gewesen. Stopnitzky beschaffte gefälschte arische Papiere für Leon und brachte ihn in einer Wohnung unter. Stopnitzky stand mit Orzech in Verbindung, und durch diesen erfuhren wir von Feiners Ankunft in Warschau. Als Mitglied des Zentralkomitees des Bundes vor dem Kriege wurde Leon automatisch Mitglied des illegalen Zentralkomitees. Uns lag daran, mit ihm nun möglichst bald in direkte Fühlung zu kommen. Sofort unternahmen wir Schritte, ihn für eine Sitzung des Zentralkomitees ins Ghetto zu bringen, aber es dauerte ziemlich lange, bis uns das gelang.

Eine der Kleinigkeiten, die schuld an der Verzögerung waren, war der Pelzkragen an Leons Überzieher. Es war keinem Juden im Ghetto erlaubt, Pelze zu tragen. Alle Pelze sollten schon seit langer Zeit für die deutsche Armee eingesammelt worden sein. Leon brauchte also einen nicht umsäumten Mantel, oder ein Schneider musste gefunden werden, der seinen Überzieher so umarbeitete, dass er damit auch auf der arischen Seite nicht auffiel. Das zu bewerkstelligen, erforderte Zeit.

Schliesslich waren alle unangenehmen Schwierigkeiten überwunden. Leons Ausflug in das Ghetto wurde von David Klin durchgeführt, der die Erlaubnis hatte, einen kranken Mann nach Otwotsk zu begleiten. Auf dem Rückweg stieg Leon in die Ambulanz ein, und da der Passierschein für einen Kranken galt, konn-

te Leon unbehelligt durch das Ghettotor zu meiner Wohnung gebracht werden.

Als wir uns gegenüberstanden, konnten wir beide die Tränen nicht zurückhalten. Ich hatte Feiner als einen hochgewachsenen, aristokratischen Mann in Erinnerung, dessen ergrauende Haare die einzigen Andeutungen seiner 58 Jahre waren. Obwohl er ein sehr beschäftigter Rechtsanwalt gewesen war, hatte er immer Zeit für Skilaufen und Bergsteigen gefunden, um sich körperlich in guter Verfassung zu halten. Der Mann mit eingefallenen Wangen, der vor mir stand, war alt und ausgezehrt. Was war seiner gesunden Eleganz geschehen?

Mit erzwungenem Lächeln sagte er: «Ich habe mich in den letzten Wochen auf der arischen Seite erholt. Du hättest mich sehen sollen, als ich aus der Sowjetzone kam!»

In seiner ruhigen, überlegten Art erzählte er mir seine Erlebnisse während der langen Monate in dem Gefängnis von Lida.

«Ich bin lange Zeit in dem polnischen Straflager von Kartuz Bereza gewesen, aber das lässt sich nicht vergleichen mit dem, was ich unter unseren ‚Genossen‘ erlebte. Sie nahmen mich nächtelang ins Kreuzverhör. Sie schimpften mich einen Spitzel. Ich sagte ihnen, dass ich ein Anwalt war und viele Kommunisten vor polnischen Gerichten verteidigt hätte. Sie lachten mich aus und nannten mich einen Gegenrevolutionär und Faschisten. Wir bekamen kaum etwas zu essen. Vor Hunger sogen wir an unseren Fingern. Wir magerten ab zu blossen Gerippen, waren verdreckt und verlaust. Was uns rettete – und es fällt mir schwer, das zu sagen – war das Näherrücken der Deutschen auf Lida. Die Sowjetwachen taten uns nicht einmal die Freundlichkeit, unsere Zellentüre aufzuschliessen, bevor sie davonliefen. Wir mussten selber ausbrechen, ehe die Deutschen die Stadt nahmen. Fischgrund, der mit mir zusammen war, und ich brauchten Wochen, bis wir Warschau zu Fuss erreichten. Wir kamen in schrecklichem Zustand an, barfuss, blutig, halbverhungert und schlimmer, als dass wir noch für Bettler gehalten werden konnten.»

Leon Feiner blieb nur ein paar Tage im Ghetto. Unsere Vorbereitungen für die Sitzung des Zentralkomitees und der Parteifunktionäre wurden durch die Ereignisse der Nacht vom 17. April unterbrochen. Alles musste verschoben werden. Als nach ein paar Tagen die Dinge etwas ruhiger aussahen, schmuggelten wir Leon auf die arische Seite zurück.

Die Nächte waren dunkel im Ghetto. Selbst die Sterne in dem kalten, blauen Himmel sahen verschleiert herab. Der Mond schien nur die dunkle Einsamkeit zu betonen, die unsere Gemüter durchzog. Das Bett war die Lagerstatt für die seelische Qual nach jedem Tag voll Angst, Leiden und Schrecken. Nichts vermochte den Alpdruck von uns zu nehmen oder die tiefen, durchdringenden Töne endlosen Kummers von unserem Ohr zu verscheuchen.

Dunkel wie alle anderen war die Nacht vom 17. April 1942. In der Wohnung von Manja Wasser in der Gensha-Strasse 13 schlief ich nervös wie gewöhnlich, oft in kaltem Schweiss gebadet aufwachend.

Plötzlich wurde ich durch den nahen unmissverständlichen Laut eines Schusses aus dem Schlaf geschreckt. Ich sprang ans Fenster. Die Dunkelheit wurde durch einen kleinen Scheinwerfer durchschnitten, der auf die Mauer des gegenüberliegenden Militärgefängnisses gerichtet war. Ein zweiter Schuss fiel und dann noch weitere. Ich sah, wie zwei Leute umsanken. Der Scheinwerfer ging aus, und ich hörte schwere Schritte auf dem Steinpflaster, die in der Entfernung verhallten. Alles war wieder ruhig und pechschwarz. Es war gegen zwei Uhr.

Ich konnte nicht wieder einschlafen. Bis zum Morgengrauen lag ich mit meinem Gesicht gegen die Fensterscheibe gepresst. Meine Augen durchforschten vergeblich die Dunkelheit in der Erwartung, eine Wiederholung des eigenartigen Vorfalls zu sehen oder irgend etwas, das das Vorgefallene auf der Strasse unten erklären würde.

Ich musste gedöst haben; denn plötzlich sah ich, dass Juden mit Bürsten und Lumpen einen Blutfleck auf dem Fusssteig an der Gefängnismauer wegscheuerten.

In dieser Nacht war die Gestapo in Dutzende von Häusern in den verschiedenen Teilen des Ghettos eingedrungen, hatte Leute herausgeholt und sie auf der Stelle erschossen. Die Leichen wurden gelassen, wo sie fielen. Die Jüdische Polizei hatte die SS und Gestapomänner begleitet, eine Liste mit Namen und Adressen mitgebracht und so die Mörder direkt zu ihren Opfern geführt.

Auf Befehl der Polizei wurden am Morgen die Leichen durch Beerdigungsinstitute abgeholt. Die Polizei führte die Nachbarn der Ermordeten auf die Strasse und zwang sie, das Blut dort wegzuwaschen.

In jener Nacht verloren wir unter anderen folgende Genossen:

Joseph Leruch; er war Buchbinder und Mitglied des Exekutiv Ausschusses seiner Gewerkschaft. Im Ghetto hatte er den Posten des Hausverwalters von Volinska-Strasse 4 inne. Er, zusammen mit seinem Sohn, einem aktiven Mitglied der «Zukunft», wurde in der Nacht aus seinem Hause geholt. Sie wurden vor der Tür des Hauses erschossen.

Moische Goldberg von Kaluschin war Vorsitzender der Friseurvereinigung, ein aktiver Funktionär des Warschauer illegalen Bundes. Als die Gestapo in sein Haus kam, um ihn in den Tod zu schicken, fragte seine Frau: «Wo wollt Ihr ihn hinführen?»

«Es wird nur ganz kurz sein. Er wird bald zurückkommen», sagten sie ihr.

«Darf ich mitkommen?» fragte sie.

«Bitte schön», lautete die Antwort.

Sie nahm auch ihr dreijähriges Kind mit. Auf der Strasse wurden alle drei sofort erschossen.

Paysach Zuckerman war Schriftsetzer für die Zeitung «Moment» gewesen und Mitglied des Bundes. Er wurde auf der Strasse ermordet.

Menachem Lindner war ein junger Mitarbeiter im Jüdischen Wissenschaftlichen Institut, aktiv im kulturellen Leben des Ghettos. Er wurde vor seinem Hause in der Leshno-Strasse erschossen.

Bleiman war der Vorsitzende der Bäckermeistervereinigung gewesen und eine bekannte Persönlichkeit in Warschau. Es wurde ihm gesagt, er sollte Zigaretten und was er sonst brauchte, mitnehmen. Seiner Frau wurde erlaubt, mitzukommen. Beide wurden in der Zamenhof-Strasse, nicht weit von ihrem Hause, erschossen.

Schoen war ein Drucker bei der Zeitung ‚Nash Psheglond‘. Sein Sohn bemerkte das Kommen der Polizei, sprang aus dem Fenster und entkam. Schoen wurde auf den Platz bei der Karmelitzka- und Nowolipya-Strasse geführt und dort erschossen. Er fiel, schwer verwundet, und wurde für tot liegengelassen. Er erholte sich wieder –, um später in Treblinka umzukommen.

Besonders tragisch war der Tod unseres Genossen Moische Sklar, eines Schriftsetzers. Er war Mitglied des Exekutiv Ausschusses der Buchdruckergewerkschaft gewesen und hatte seine Tätigkeit für den Bund im Ghetto fortgesetzt. Er wurde in jener Nacht verhaftet, aber nicht wie die anderen sogleich erschossen. Zwei Wochen lang wurde er im Paviak-Gefängnis gehalten und

furchtbar gefoltert. Man versuchte, aus ihm die Namen der aktiven Helfer beim Druck der illegalen Literatur herauszubekommen. Er wusste sie alle, aber er hielt den schrecklichen Schmerzen stand und sagte nichts. 14 Tage nach seiner Verhaftung, um fünf Uhr in der Frühe, wurde er bei der Ecke Djelna- und Smotcha-Strasse an die Wand gestellt.

Nachbarn hörten die Schüsse und liefen herbei. Sie sahen den Mann in seinem Blute liegen und einen jüdischen Polizisten dabei, der sich über den Toten bückte und ihm die Schuhe auszog. Nachdem sie den Toten erkannt hatten, benachrichtigten sie seine Frau und seine Söhne. (Der ältere Sohn starb später an Tuberkulose in dem Ghetto, der jüngere ging in Maidanek zugrunde.)

Wir begruben ihn. An seinem Körper sahen wir die Merkmale der Folterung, er war über und über mit dunklen Flecken und Wunden bedeckt. Seine Finger und sein Geschlechtsorgan waren zerquetscht; in seine Fusssohlen waren Löcher gebrannt. Später stellten wir den jüdischen Polizisten fest, der die Leichenfledderei begangen hatte. Wir verfuhrten mit ihm in angemessener Weise.

Zwei unserer Genossen, Loeser Clog und Sonja Novogrodsky, entrannen dem Tod in jener schrecklichen Nacht. Spät am Abend erhielt Sonja eine anonyme Warnung, dass Massenverhaftungen unmittelbar bevorstünden. Es war schon nach der Sperrstunde. Dennoch wagte sie sich heraus und benachrichtigte Loeser, der in derselben Strasse wohnte. Sie beide fanden in einem anderen Hause Unterschlupf. Die Polizei kam in ihre Wohnungen und musste unrichteter Sache abziehen. So gewannen Sonja und Loeser ein paar Monate Leben mehr.

Sonja, die einzige Frau im illegalen Zentralkomitee, war ein unermüdlicher Arbeiter. Sie war schon fünfzig Jahre alt, mager, ziemlich klein, mit ergrauendem Haar. Als Mädchen hatte sie in einer Hutfabrik gearbeitet und dann als Lehrerin in der jüdischen Schule gewirkt. Während des ersten Weltkrieges war sie wegen politischer Tätigkeit von den Deutschen eingesperrt worden. Sie war eine ernste, intelligente Frau, mit nervösem Temperament, das sie zu noch grösserer Anstrengung anspornte. Einige Monate bevor Hitler in Polen einmarschierte, war ihr Mann als Delegierter der Jüdischen Arbeiterbewegung nach den Vereinigten Staaten geschickt worden, um Geld für kulturelle und politische Tätigkeit aufzubringen. Der Krieg hielt ihn in Amerika zurück. Ihr 1-jähriger Sohn Mark, gross und schlank wie sein Vater, war von

Warschau zur selben Zeit entflohen, als ich die Stadt verlassen hatte. Er schlug sich durch Russland und Japan nach Amerika durch und meldete sich zur amerikanischen Armee.

Sonja war von Anfang an aktiv in der Untergrundbewegung. Sie richtete illegale Schulen ein, mit Hilfe des JDC organisierte sie Suppenküchen und Unterstützungsstellen für bedürftige Kinder. Für verhaftete Kameraden suchte sie Hilfe durch das Sozialistische Rote Kreuz zu schaffen. Darüber hinaus fand sie noch Zeit für kulturelle Tätigkeit, sie organisierte Veranstaltungen für Kinder, Chöre und Gruppenspiele.

Loeser Clog stammte aus Wilna und behielt zeitlebens einen ausgesprochenen litauischen Akzent. Von Beruf war er Drucker und hatte sich dem Bund im Alter von 15 Jahren angeschlossen. Jetzt war er über 50 Jahre alt und hatte acht Kinder. Illegale politische Aktivität war für ihn nichts Neues; zur Zarenzeit hatte er eine illegale Druckerei betrieben.

Die Massenexekutionen in der Nacht vom 17. April verursachten eine Art Panik im Ghetto. Es ging das Gerücht, die Gestapo verfolge die Absicht, den illegalen Druckereibetrieb und alle, die mit der Verbreitung von Untergrundliteratur zu tun hatten, zu liquidieren. Das erklärte auch die grosse Zahl der Drucker, die sich unter den Opfern befanden.

Adam Cherniakow, der Vorsitzende des Judenrats, rief Morizi Orzech zu sich und sagte ihm, er wüsste aus Gestapokreisen mit Bestimmtheit, dass die Exekutionen andauern würden, bis die illegale Presse zu arbeiten aufhörte. Er verlangte deshalb vom Bund durch Orzech, dass die Verbreitung illegaler Literatur eingestellt werde. Orzech suchte Cherniakow zu überzeugen, dass es den Nazis doch gar nicht so sehr um die illegale Propaganda ginge, sondern dass dies vielmehr ihr erster Schritt zur Massenvernichtung der Juden wäre. Wir wussten schon von den Judenverbrennungen in Chelmo und Belzhit. Welch eitle Hoffnung wäre es da, die Nazibestie durch Kompromisse oder friedliches Nachgeben etwa sättigen zu wollen!

Orzech berichtete seine Unterredung der Zentralleitung des Bundes, der Cherniakows Vorschlag zurückwies.

Der Terror im Ghetto trat nun in eine neue und blutigere Phase. Fast jede Nacht kam es vor, dass die Nazis in einen Häuserblock einbrachen, Dutzende von Menschen auf die Strasse zerrten und erschossen. Ausserdem wurden Leute von der arischen Seite ins Ghetto gebracht und hier erschossen. Wir wussten nicht, wer diese

Menschen waren und warum sie ermordet wurden. Das Ghetto wurde zu einem Exekutionsplatz.

Bald danach, im Juli 1942, begannen die Massendeportierungen.

Schon vor der Schwarzen Nacht des 17. April waren uns neue Gesichter im Ghetto aufgefallen: viele Hunderte von elegant gekleideten tschechischen und deutschen Juden. Autos brachten sie mit ihren schönen, vornehm aussehenden Koffern vom Bahnhof ins Ghetto. Man wies ihnen extra hergerichtete Quartiere zu, die Synagoge in der Tlomatzky-Strasse, die jüdische Bibliothek und das frühere Schulgebäude an der Leshno-Strasse. Um sie herum wurde eine gehobene Atmosphäre geschaffen; dieses waren besondere Juden mit besonderen Privilegien. Eine separate Abteilung auf der Jüdischen Post und eine mit hinreichend Personal versehene ärztliche Klinik wurden zu ihrer ausschliesslichen Benutzung von den Deutschen eingerichtet.

Die Neuankömmlinge sollten nichts mit den «Ghettojuden» zu tun haben. Sie selber betrachteten ihren Aufenthalt im Ghetto als nur vorübergehend. Sie erklärten, dass sie ihre Besitztümer in Deutschland deutschen Freunden zur Aufbewahrung übergeben hätten; nach dem Kriege würden sie in ihre Heimat zurückkehren und alles wiederbekommen. So gut es ging, hielten sie sich abseits, obwohl einige von ihnen in den Fabriken neben «Ghettojuden» arbeiteten. Viele bekamen Lebensmittelpakete von Freunden aus Deutschland geschickt. Einige hatten sogar Söhne im deutschen Heer.

Ein paar von ihnen waren «fast rein arisch», bis auf eine kleine Beimischung jüdischen Blutes durch die unvorsichtige Heirat irgendeines Grosselternteils. Sie brachten ihren eigenen Pastor mit, der christlichen Gottesdienst für sie hielt. Als er starb, zwangen die Deutschen den Judenrat unter Nichtachtung der jüdischen Religions Vorschriften, ihn auf dem jüdischen Friedhof zu begraben.

Die tschechischen Juden waren nicht ganz so optimistisch wie die deutschen. Es machte sie bedenklich, dass daheim ihre Synagogen von den Nazis verbrannt worden waren, während ihnen hier im Ghetto Synagogen zur Verfügung gestellt wurden. Sie neigten vielmehr zu der Befürchtung, wie die Juden des Ghettos selber, dass die Nazis ein blutiges Ende für sie alle im Schilde führten.

Etwa um dieselbe Zeit wurden Zigeuner von Russland, Deutschland, Rumänien, Polen, Ungarn und aus anderen Ländern

ins Ghetto gebracht. Manche davon wurden ins Ghettogefängnis geworfen.

Es schien uns, dass die Deutschen das Ghetto zu einem Sammelbecken für alle «minderwertigen Rassen» machen wollten, die sie auszurotten beschlossen hatten. Diese Ansicht wurde jedoch keineswegs von jedermann im Ghetto geteilt. Viele wollten in der Tatsache, dass hier Juden aus allen Ländern zusammengebracht wurden, einen deutschen Plan sehen, eine Art Schutzgebiet für die Juden Europas aufzumachen. Schliesslich hätten die Westjuden doch auch in ihren Heimatländern umgebracht werden können. Wenn die Deutschen vorhatten, sie zu töten, warum machten sie sich denn all die Umstände und Kosten einer Verschickung in das Warschauer Ghetto?

Dies alles war Stoff für Gerüchte, die im Ghetto, das völlig von der übrigen Welt abgeschlossen war, als Ersatz für Nachrichten dienten.

Die böse Vorahnung und die entnervende Erwartung einer unbekannteren, aber sicheren Katastrophe wuchsen, als die Deutschen eine neue Terrorkampagne starteten. Sie hatten schon von Zeit zu Zeit Leute auf den Strassen aufgegriffen und in Arbeitslager abtransportiert. Nach dem 17. April gingen diese Entführungen weit häufiger und mit noch grösserer Rücksichtslosigkeit vor sich. Die jüdische Polizei, geführt von SS-Leuten und Gendarmen, fiel über einen Ghetto distrikt wie eine Meute wilder Tiere her, sie ergriffen alle erwachsenen Männer und zerrten sie in einen Kreis bewaffneter Wachen auf der Strasse. Umgeben von Polizei und gelähmt von Furcht und Schrecken hockten die Opfer da, bis sie zur nächsten Polizeistation abgeführt und dann auf Lastwagen zur Zwangsarbeit geladen wurden. Wohin? Nach Angaben der deutschen Beamten wurden sie nach Smolensk an die Ostfront geschickt, wo viele Hände für Befestigungs-, Brücken- und Strassenbau gebraucht würden. «Sollen die verdammten Juden aufhören, sich in dem überfüllten Ghetto herumzutreiben; lasst sie mal arbeiten!»

Bei solchen Überfällen hallten die Strassen von Jammerlauten der Frauen, dem Weinen der Kinder und dem Schimpfen und Schreien der Polizei wider.

Vom Fenster meines Verstecks in der Gensha-Strasse 13 beobachtete ich eine schreckliche Szene. Ein jüdischer Polizist hielt einen mageren jungen Mann mit wirrem, schwarzem Haar, der in heller Wut um sich schlug und sich von dem Griff des Büttels los-

zureissen suchte. Die Augen des Opfers hatten den verzweifelten Blick eines gehetzten, verwundeten Tieres. Mit einem Gummi-knüppel schlug ihm der Polizist über Hände und Beine, schob ihn und zog ihn zu dem Platz, wo der bewaffnete Ring der Wachen ihn aufnahm.

Die Polizeistation des Ghettos wurde Tag und Nacht von den Angehörigen der Verdammten, die hier zusammengebracht waren, belagert. Der Kommissar des Ghettos, Herr Auerswald, gab schliesslich bekannt, dass es den Angehörigen gestattet sei, bis Mitternacht auf die Strassen zu gehen, um den Zwangsarbeitern Lebensmittelpakete zu bringen. Dies war das einzige Mal, dass die Sperrstunde im Ghetto aufgehoben wurde. Aber die Menschen hatten Angst, zu später Stunde nach draussen zu gehen, und nur jene, die den\* weggeholtten Verwandten Essen bringen wollten, wagten sich auf die dunkle Strasse.

In dieser nur kurzen Kampagne wurden Tausende und aber Tausende in brutaler Weise aus ihren Häusern geholt. Es gab kaum eine Familie, die nicht den Verlust eines Angehörigen zu beklagen hatte.

Ausser durch diese Entführungen wurde das Ghetto durch wiederholte, fast dauernd vorkommende, wahllose Massaker auf offener Strasse in fieberhafter Angststimmung gehalten. Schüsse bald hier, bald dort, aber besonders häufig in der Nähe der Brücke zwischen dem grossen und kleinen Ghetto, gehörten allmählich zum Tagesablauf. SS-Leute schlenderten die Hauptstrassen hinunter, schossen aus Spass auf Juden und liessen die Opfer liegen, wo sie fielen. Nachts ging die Schiesserei weiter. Der Morgen sah Dutzende von Toten, denen alle Identitätspapiere abgenommen worden waren. Im Falle von Frauen war es sogar schwierig, festzustellen, ob es sich um Jüdinnen handelte. Der Terror war besonders stark in den Bezirken an den Ghettomauern, wo Schmuggeltätigkeit stattfand. Einer Mauer zu nahe kommen, konnte unmittelbares Erschiessen auf Schmuggelverdacht hin bedeuten.

Die Deutschen schienen es darauf abzusehen, unter den Juden jede Hoffnung auf Verbindung mit der Aussenwelt zu zerstören. Sie wollten uns vor Augen führen, dass wir in dem Ghettograb, aus dem es kein Entrinnen gab, schon lebendig begraben waren.

Das Gerücht lief um, Himmler sei mit den «Aussiedlungsbri-gaden», deren Aufgabe die Liquidierung jüdischer Gemeinden und Verschickung der Einwohner war, in Warschau angekom-

men. Die schlimmsten Geschichten zirkulierten im Ghetto über diese Brigaden, die aus Deutschen, Ukrainern und Letten bestanden und speziell für ihre abscheuliche Rolle ausgebildet worden waren. Man erzählte sich, wie sie ihre grauenhafte Arbeit in anderen Ghettos verrichtet hatten. Die Juden nannten sie «Vernichtungsbrigaden». Dann hiess es, dass die Aussiedlungsbrigaden wieder abgezogen wären, dank grosszügiger Bestechungen, die an Gestapobeamte gegeben worden wären.

Ununterbrochen stiegen wilde Gerüchte in diesem Hexenkesel des Terrors auf, die jedesmal die des Vortages widerlegten. Aber alle unterstrichen das unentrinnbare Gefühl, dass sich die Ereignisse mit rasender Geschwindigkeit einem schrecklichen Höhepunkt zubewegten und die neue Katastrophe alles bisher Erlebte in den Schatten stellen würde. Das Ende des Ghettos würde kommen, und danach gäbe es nur noch das Chaos.

Was blieb uns in dieser sich tagtäglich verschlimmernden Situation, in der es um Leben und Tod ging, zu tun übrig?

Wir vom Bund wussten, was wir tun sollten. Unmittelbar nach der Schreckensnacht des 17. April hatten wir uns zu der Losung durchgerungen: «Widerstand bis in den Tod – mit der Waffe in der Hand.» Aber bisher war es uns nicht möglich gewesen, irgendwoher Waffen zu bekommen, obwohl wir mit der polnischen Untergrundbewegung engeren Kontakt geschlossen hatten. Inzwischen verstärkte jede Stunde jedes weiteren Tages den Terror.

In der Nacht vom 18. Juli verhafteten die Nazis über hundert prominente Juden, darunter viele Ärzte und mehrere Mitglieder des Judenrates. Unter den Verhafteten war auch Jaschunski, der stellvertretende Vorsitzende des Judenrates, ein hervorragender Wissenschaftler, Mitarbeiter an der ‚Volkszeitung‘ (der Vorkriegszeitung des Bundes) und Direktor des ORT.

Am 20. Juli erschien in den Büroräumen des Judenrats eine Bande von höheren Gestapobeamten mit Revolvern und Reitpeitschen in den Händen. Sie riefen den Judenrat zusammen und erklärten, dass Arbeiter für die Ostfront gebraucht würden. Die Gestapoleitung hätte entschieden, dass die unproduktiven Einwohner des Ghettos zur Auffüllung der Arbeitskolonnen geschickt werden sollten. Bei der «Aussiedlung» dieser unproduktiven Leute, deren Zahl sie auf 60'000 schätzten, müsste der Judenrat mitwirken. Die Verschickung würde schon in den allernächsten Tagen vor sich gehen, und zwar täglich 10'000 Mann. Der Juden-

rat sollte eine Bekanntmachung über die Aussiedlung anschlagen und alle jene auffordern, die in die unproduktive Kategorie fielen, sich freiwillig auf dem «Umschlagplatz» an der Ecke Stavki- und Djika-Strasse nahe am Eisenbahngelände einzufinden, wo Güterwagen bereitstünden. Jede Zuwiderhandlung gegen die «Aussiedlungsoperation» würde unverzüglich mit dem Tode jener Geiseln bestraft werden, die in der Nacht vom 18. Juli in Gewahrsam genommen worden waren.

Auf dem Umschlagplatz sollte die endgültige «Auslese» vorgenommen werden. Die Nazis würden selber darüber entscheiden, wer deportiert werden und wer Zurückbleiben sollte.

«Umschlagplatz» – Name und Ort sollten sich tief in die Seele eines jeden Juden vom Warschauer Ghetto einbrennen!

Am nächsten Tage erschien die von der Gestapo angeordnete Bekanntmachung des Judenrats, unterschrieben von Adam Chermiakow. Die Ankündigung verursachte im Ghetto einen Aufruhr erregtester Debatten. Wir vom Bund waren uns von vornherein klar darüber, dass es sich in Wirklichkeit nur um eine verschleierte Form der Vernichtung handelte, und forderten zum Widerstand mit allen uns möglichen Mitteln auf. Andere Kreise jedoch verstanden sich dazu, die offizielle Lesung anzunehmen: Beabsichtigt wäre nur die Verschickung von 60'000 unproduktiven Ghettojuden an Plätze, wo ihre Arbeitskraft den Deutschen nützlich sei, und die im Ghetto Zurückbleibenden könnten dann ihre miserable Existenz friedlich weiterführen. Obwohl die offizielle Version so hingenommen wurde, wurde sie doch nicht wirklich geglaubt. Es war das Trugbild, das jeder nur zu gern zu sehen wünschte; denn die Wahrheit war zu schrecklich.

Für unseren Pessimismus hatten wir hinreichend Beweise: die Berichte von Chelumno und Belzhit, die Erzählungen über die mit Juden vollgepackten und hermetisch verschlossenen Todeskarren, die Massenerschiessungen in Dörfern und Städten. Und es gab noch ein weiteres ominöses Zeichen. Der Judenrat hatte vorgeschlagen, seine eigene Arbeitsabteilung könnte das notwendige Kontingent von Arbeitern zusammenstellen. Die Nazis lehnten eine solche Lösung rundweg ab. Sie erklärten, dass sie das Ghetto ein für allemal von allen unproduktiven Elementen säubern wollten, die eine schwere Belastung für die Bevölkerung in diesen Zeiten des Hungers und der Knappheit darstellten. Aber warum war

es nötig, den Judenrat bei der Ausführung der Deportierung auszuscalten? Das konnte doch nur das Ghetto in Schrecken versetzen und die wildesten Gerüchte aufkommen lassen. Es war uns klar, dass der Deportierungsplan nichts als ein Vorwand war und die Nazis viel Schlimmeres vorhatten.

Unsere Warnungen hatten nur geringe Wirkung. Der Wille zum Leben war so stark, dass er auch die dazu notwendige Illusion schuf. Die Leute suchten sich selber vorzumachen, dass «nur» die Verschickung von 60'000 Leuten beabsichtigt wäre, und taten alles, um nicht selber unter diese 60'000 zu geraten. Voll Panik jagte jeder nach einer Arbeitskarte, um zu beweisen, dass er irgendwo in Arbeit stünde, produktiv wäre und nicht in jene bedauerliche Kategorie fiel. Ohne einen solchen Arbeitsausweis war selbst ein gelernter Arbeiter verloren. Grosse Summen Geld, Diamanten, Gold und sonstige Wertsachen wurden für eine Arbeitskarte oder den Erlaubnisschein zum Eintritt in eine Fabrik hingegen. Leute zahlten Deutschen und Volksdeutschen ungeheure Summen, um von ihnen Lizenzen als Teilhaber in Werkstätten und Fabriken zu bekommen. Andere kauften Maschinen von den Deutschen und eröffneten selber alle möglichen kleinen Fabrikationsbetriebe.

Werkstätten zur Fälschung von Arbeitskarten kamen auf. Wir selber errichteten eine solche Fälscherwerkstatt. Da die Angestellten von Zhitos, dem Judenrat und ähnlichen Einrichtungen von der Deportierung ausgenommen waren, stellten wir falsche Ausweispapiere auf diese Institute aus und gaben sie an Genossen, die keine Papiere hatten. Eine Arbeitskarte war der Talisman gegen den Tod.

Innerhalb weniger Tage nach der Bekanntmachung war das Ghetto scharf und deutlich in zwei Kategorien geteilt: die Produktiven, Glücklichen und Begnadigten auf der einen Seite, die Unproduktiven, Unseligen und Verdammten auf der anderen.

Die Situation machte uns die Entscheidung über die richtige Handlungsweise keineswegs leicht. Seit drei oder vier Monaten waren unsere Milizgenossen im Zustand der teilweisen Mobilisierung und hatten sich für den aktiven Widerstand vorbereitet. Wir erwarteten täglich und stündlich die langersehnte Waffenladung. Aber wir wussten auch, dass bewaffneter Widerstand das ganze Ghetto und nicht nur 60'000 ins Verderben ziehen würde. Und wer hätte – auch wenn es noch so offenbar war, dass das ganze Ghetto auf jeden Fall dem Untergang geweiht war – die Verant-

wortung für die Beschleunigung einer solchen Katastrophe auf sich nehmen mögen?

Am 2\$. Juli, am Tage nach dem Beginn der Deportierungen, trafen sich Funktionäre des Bundes mit Vertretern ihm nahestehender Organisationen zur Beratung, und eine Generalkonferenz aller jüdischen Gruppen war für den Nachmittag angesetzt worden. Wir kamen in Etkins Wohnung in der Leshno-Strasse zusammen, um unseren Delegierten Instruktionen zu geben. Es herrschte bei uns allen das Gefühl vor, dass der einzig mögliche Kurs gegen die Deportierungen aktiver Widerstand wäre. Das Ghetto hätte kein Recht, 60'000 Menschenleben zu opfern, damit die Überlebenden ihr Sklavendasein ein wenig länger fristen könnten. Ob wir nun Waffen bekommen würden oder nicht, wir schuldeten es uns selber, Widerstand zu leisten, und wenn es nicht anders ging, mit der blossen Faust. Wir konnten den Deutschen wenigstens einigen Schaden durch Inbrandstecken der Fabriken und Warenhäuser im Ghetto zufügen. Wäre es nicht besser, in den Flammen unterzugehen, als darauf zu warten, bis wir an die Reihe kämen, den unglücklichen 60'000 zu folgen!

Wie aber würden die Hunderttausende, die nicht unmittelbar mit Deportierung bedroht waren, auf solch einen Vorschlag reagieren? Würden sie einem Massenselbstmord zustimmen? Hatten wir nicht selber uns darum bemüht, Arbeitspapiere zu bekommen und sogar welche gefälscht? Nachdem wir den Menschen diesen kleinen Hoffnungsstrahl gegeben hatten, würden sie uns nun gestatten, ihn auszulöschen?

Aber wir sahen keine andere Wahl. Wir beschlossen am Schluss einstimmig, dass wir von der Ghettokonferenz fordern würden, die Deportierungen nicht mitzumachen, unnachgiebigen Widerstand bis zum Tode zu leisten, von den Ghettojuden zu verlangen, lieber jetzt zu sterben, ehrenvoll und heroisch, als sich wie Schafe zur Schlachtbank führen zu lassen, wann es ihren Mördern passte. Orzech und Blum wurden delegiert, unsere Ansicht zu vertreten.

Als sie kurz vor Eintritt der Sperrstunde zurückkamen, berichteten sie, dass sie unseren Standpunkt vertreten und verteidigt hätten, aber nur die Delegierten von *He chalut*^ und *Hasborner Hat*^air hätten sie unterstützt. Die überwiegende Mehrheit hatte dem allgemeinen Gefühl der Panik nachgegeben. Beharrlich hatten sie sich an die Illusion geklammert, dass nichts anderes als die Deportierung von 60'000 Menschen zu Arbeits-Bataillonen beab-

sichtig wäre. In Anbetracht der Haltung der Majorität war es für uns unmöglich, auf unsere eigene Verantwortung hin zum allgemeinen aktiven Widerstand aufzurufen.

Die 60'000 forderten wir auf, das wenige zu tun, was sie konnten, nämlich statt sich freiwillig zum Umschlagplatz zu begeben, sich zu verstecken und die Polizei Schritt für Schritt zu bekämpfen. Morizi Orzech verfasste unsere Proklamation, die wir in unserem neuen illegalen ‚Organ Sturm‘ abdruckten. Sie lautete in ihrem wesentlichen Teil:

«Juden, man täuscht Euch! Glaubt nicht, dass Ihr zur Arbeit und zu sonst nichts deportiert werdet. Tatsächlich werdet Ihr in den Tod geschickt. Dies ist die satanische Fortsetzung der Vernichtungskampagne, die bereits in den Provinzen durchgeführt worden ist. Lasst Euch nicht freiwillig in den Tod abführen. Leistet Widerstand! Kämpft mit Händen und Füßen. Begebt Euch nicht auf den Umschlagplatz! Kämpft für Euer Leben!»

‚Sturm‘ wurde weit verbreitet und an die Strassenmauern angeklebt. Nach ein paar Tagen mussten drei weitere Ausgaben der Zeitung gedruckt werden.

#### IV.

Vor dem Gefängnisgebäude in der Gensha-Strasse war eine Reihe jüdischer Polizisten aufgestellt. Hinter ihnen standen bewaffnete Deutsche, Ukrainer und Letten. Die Strasse füllte sich bald mit einer zerlumpten Menschenmenge, deren hungrige, gelbliche Gesichter sich auf- und abbewegten, um besser sehen zu können, was vorging.

Das Gefängnis wurde entleert – liquidiert. Alle Gefangenen und darunter viele, die schon wegen Schmuggels oder anderer Vergehen zum Tode verurteilt worden waren, wurden deportiert. Die Menschenmenge schob sich dichter zusammen. Jeder wollte sehen, wer aus dem Gefängnis herausgeführt würde, in welchem Zustand sie waren und wohin sie gebracht wurden.

Plötzlich entstand Schreien und Rufen. Die Nazis begannen die Menge zu zerstreuen, indem sie sie anschrien «Raus! Weg!» Rasch war die Strasse geräumt, aber nicht für lange. Die Leute sammelten sich wieder, gegen die Mauern, an den Hoftoren und Strassenecken, vorsichtig näherrückend.

Die Gefangenen wurden in die Strasse zwischen die beiden Reihen der Polizisten mit vorgehaltenen Gewehren geführt. Da brach die Hölle los. Rufe, Schreie, Fragen, verzweifelte Abschiedsworte erschallten über die Polizeikette. Als die Gefangenen dann die Strasse hinuntergeleitet wurden, folgte ihnen die Menge – meist Frauen, Kinder und Greise –, auf beiden Seiten von Polizei zurückgehalten. Schüsse fielen, mehrere Tote und Verwundete stürzten. Darauf zerstreute sich die Menge allmählich.

Einige Augenblicke blieb die Strasse leer. Dann füllte sie sich wieder. Hin und wieder brach ein Gefangener aus den Reihen und versuchte, in der Menge unterzutauchen. Die Polizei ergriff ihn, schlug auf ihn mit dem Gewehrkolben ein und stiess ihn, blutüberströmt, zurück in die Prozession der Verdammten. Wenn er nicht mehr die Kraft hatte zu marschieren, wurde er auf einen Wagen geworfen. Der Zug nahm seinen Weg zum Umschlagplatz, wo Güterwagen bereitstanden.

Zur selben Zeit begab sich die Polizei an die Plätze, wo die Obdachlosen lebten – alle jene, die keine Unterkunft gefunden hatten, die Flüchtlinge aus der Provinz, die zu spät gekommen waren, um noch eine Ecke für sich in dem überfüllten Ghetto zu finden.

Wie Besessene zerrten die jüdischen Polizisten, die SS-Leute und die Gendarmen ihre Opfer in die Marschkolonne. Kranke und Alte, Frauen und Kinder wurden wie Hunde getrieben und, blutig geschlagen, in die Waggons geworfen. Hier und da verscheuchten Schüsse die Zuschauer von den Strassen. In der Verwirrung kam es manchmal vor, dass Herumstehende auf die falsche Seite des Polizeikordons gerieten und mitgenommen wurden.

Eine Frau lief hysterisch schreiend einem Wagen nach. Man hatte ihr Kind weggenommen. Besonnenere Freunde versuchten, sie zurückzuhalten, aber sie riss sich los und folgte dem Wagen, bitterlich weinend. Schliesslich kam ein Deutscher auf sie zu, dem man ansehen konnte, dass seine Geduld gerissen war, er schlug sie und warf sie mit auf den Wagen.

Das Märchen von der Arbeit, die am andern Ende der Reise auf sie warten sollte, verlor in den nächsten Tagen jeden Schimmer von Glaubwürdigkeit, als auch die Waisenhäuser und Heime für Kinder liquidiert wurden. Die Bettler, Kranken und Schwachen, die auf der Strasse umherlagen, wurden ebenfalls aufgegriffen. Gewiss waren sie «unproduktive Elemente», aber was für eine Arbeit konnte man denn von solchen Deportierten erwarten?

Die Panik stieg von Stunde zu Stunde.

Dann machte Adam Cherniakow seine letzte Geste als Vorsitzender des Judenrates. Er war einer von denen, die der Illusion angehangen hatten, dass die Deportierung mit den 60'000 Unproduktiven beendet sein würde. Nach wenigen Tagen, als auch die Kranken und Schwachen von den Gefängnissen weggeschleppt, die Waisenhäuser geleert, die Obdachlosen entführt worden waren, begann auch er zu begreifen, dass die Deutschen weit anderes im Sinne hatten. Er sah, dass sie nur so taten, als ob sie durch den Judenrat handelten, und dass ihre Forderung von 10'000 pro Tag eine blosser Formalität war. Tatsächlich brachten die Deutschen die Leute fort ohne jegliche Rücksicht auf den verabredeten Plan. Man sprach nicht mehr von 60'000. Wer konnte sagen, ob die Deutschen sich überhaupt die Mühe machten, noch zu zählen! Er sah, dass die Deutschen ihn in den Augen des Ghettos für ihre Handlungen verantwortlich machten, indem sie den Anschein erweckten, dass der Judenrat die Unproduktiven verschickte, die Waisen und Schwachen auslieferte. Cherniakow hatte schliesslich verstanden. Er nahm Gift.

An seine Stelle setzten die Deutschen Lichtenbaum, einen Ingenieur. Mit Lichtenbaums Unterschrift wurde eine Bekanntmachung angeschlagen, dass sich Leute zur freiwilligen Deportierung für Arbeit zu melden hätten; sie sollten ihre Familien mitbringen, so dass die Haushalte nicht auseinandergerissen würden. Als zusätzlichen Anreiz sollte jeder «Freiwillige» 3 Kilogramm Brot und 1 Kilogramm Marmelade bekommen. Dieser Proviant musste vom Judenrat auf eigene Kosten beschafft werden.

Durch jüdische und deutsche Beamte wurde das Gerücht in Umlauf gesetzt, dass Briefe von den bereits Deportierten angekommen wären, die besagten, dass sie arbeiteten und gut zu essen bekämen. Die Briefe kämen, so erzählten sie, von Brest-Litowsk, Kobrin und auch von Minsk.

Hunger, Verzweiflung und das miserable Ghetto-dasein trieben viele dazu, den offiziellen Gerüchten und den Versprechungen des Judenrats Glauben zu schenken. Sie wollten nichts von den Berichten über die Schlächtereien in den Provinzen hören. Brot und Marmelade auf dem Weg zur Arbeit und zu einem besseren Leben waren verlockend! Hunderte, ja Tausende begaben sich freiwillig mit ihren Bündeln und Koffern zum Umschlagplatz. Sie nahmen von ihrer armseligen Habe mit, was sie nur tragen konnten. Die Frommen trugen ihre Gebetstücher und ihre Lederbeutel mit religiösen Gegenständen, die Handwerker ihre Geräte. Die Nazibestien waren so gütig, nicht einmal die Menge des Handgepäcks zu beschränken! Es wurde alles getan, um die Phantasie aufzuplustern, dass die Juden aus dem überfüllten Ghetto hinausgeführt würden, hinweg von Hunger und Seuche, um unter glücklicheren Bedingungen Arbeit zu finden.

Die deutschen und tschechischen Juden wurden geschlossen evakuiert. Es wurde angeordnet, dass sie sich mit allen ihren Sachen zum Umschlagplatz zu begeben hätten. Alle Rikschas wurden requiriert, um bei dem Auszug zu helfen. Die Prozession begann von der Tlomatzky-Synagoge und von Leshno-Strasse Nr. 84. Es war ein seltsamer Anblick, selbst für das Ghetto. Lange Reihen von Karren, angehäuft mit feinen Lederkoffern, wunderschönem Bettzeug und kostbaren Haushaltgeräten, rollten die Strasse hinunter. Obendrauf sassen oder zu Fuss daneben gingen die selbstsicheren respektablen, gut angezogenen deutschen und tschechischen Juden. Alle, ohne Ausnahme, fanden sich bereit, sich von hier verschicken zu lassen.

Sie hatten sich dauernd abseits gehalten und sich nicht unter die anderen Juden gemischt, mit denen sie im Ghettogebiet gewohnt hatten. Sie hatten sich selber als eine höhere Kaste betrachtet, die nicht mit den «Ostjuden» zu vergleichen war. So erfuhren sie auch wenig oder nichts von den Gerüchten, den Diskussionen, dem Streit und den Zweifeln, die die Deportierungen ausgelöst hatten.

Die Nazis praktizierten eine ähnliche Täuschung an den «Ausländern», an den Juden mit Pässen von neutralen Ländern. (Solche Pässe waren meist von Gestapobeamteten gegen hohe Bestechungssummen besorgt worden.) Die Nazis befahlen, dass sich alle Leute im Besitz ausländischer Pässe mit allen ihren Sachen im Gebäude des Paviak-Gefängnisses zu melden hätten. Unter ihnen befanden sich Neustadt, der Direktor des Joint Distribution Committees, und die bekannte jüdische Schauspielerin Klara Segalowitz. Alle Ausländer kamen in einen besonderen Zug nach einem unbekanntem Bestimmungsort, der, wie wir später erfuhren, genau derselbe war, wohin die anderen Deportierten verschickt worden waren.

Während die Nazis die Freiwilligen aufriefen und die Ausländer täuschten, veranstalteten sie gleichzeitig eine furchtbare Menschenjagd im Ghetto. Die Jüdische Polizei umzingelte ganze Abschnitte und brach in die Häuser ein. Sie durchsuchte, durchstöberte alle Winkel und Ecken und schleppte die Opfer zu Tausenden auf den Umschlagplatz. Die Jagd ging um 7 Uhr morgens los und dauerte den ganzen Tag bis um 6 Uhr abends.

Es war schrecklich, dies zu beobachten. Kinder hängten sich an ihre Väter, Frauen an ihre Männer. Sie krallten sich an Möbelstücke, Türpfosten und was sie sonst zu fassen kriegten, um sich vor dem Weggeschlepptwerden durch die Polizei zu retten. Sie wehrten sich mit Händen und Füßen gegen ihre Räuber, in hoffnungsloser Verzweiflung gegen den Tod ankämpfend. Den ganzen Tag über konnte man den Lärm dieser schauerlichen Jagd vernehmen. Das Schreien und Weinen der Unglücklichen mischte sich mit dem Fluchen und wilden Gepolter der Polizei.

Einige Leute, die Geld hatten, waren in der Lage, die Polizisten zu bestechen und sich Zeit zu erkaufen, vielleicht aber nur, damit sie morgen ergriffen würden.

In den ersten Tagen der Deportierungen ging auf dem Umschlagplatz die sogenannte «Auslese» vor sich. Mit der Peitsche in der Hand gingen die Nazis durch die Reihen der sich krümmenden Kandidaten und wählten geübten Auges die Alten, die

Schwachen und die offensichtlich Kranken aus. Die Krüppel wurden separat gehalten und, wie wir später erfuhren, direkt auf den Jüdischen Friedhof an der Okopova-Strasse gebracht. Dort wurden sie erschossen und in Massengräber geworfen, ohne mit ihnen auch nur die Formalität der Namenregistrierung zu erfüllen.

Eine zweite kleine Kategorie wurde für Arbeit in der Nähe von Warschau bei Rembertow und anderen Stellen aussortiert. Die Existenz dieser Gruppe diente dazu, die Illusion zu beleben, dass die Verschickungen denn doch für Arbeit erfolgten.

Eine dritte Kategorie, die die Mehrzahl aller «Freiwilligen» und Abgeführten umfasste, wurde in Güterwagen auf dem Umschlagplatz verladen. Zwei Züge, mit deutschem Zugpersonal und deutschen und ukrainischen Wachmannschaften, fuhren täglich ab in Richtung Malkina und Sokolow.

Wir hatten nicht den geringsten Zweifel, dass diese Wagenladungen von Unglücklichen in den sicheren Tod gingen. Wir hatten genügend Beweise, dass dieses und nichts anderes die Wahrheit hinter den Deportierungen war, und wir gaben unaufhörlich Warnungen im Ghetto aus. Wohin wurden jene aber gebracht? Wo wurden diese Menschen alle getötet? Und wie wurde diese Schlächterarbeit getan?

Den schwierigen Auftrag, genauere Informationen hierüber herauszufinden, gaben wir Zalman Friedrich, einem unserer mutigsten und unermüdlichsten Genossen in der Untergrundbewegung. Er war ein starker, athletischer, hübscher Junge, der wie der deutsche Propagandatraum eines blonden Ariers aussah.

Ein polnischer Eisenbahner, ein Sozialist, der oft die Linie gefahren war und die von Deportierungszügen eingeschlagene Richtung kannte, beriet Friedrich über die Route. Unter grossen Schwierigkeiten erreichte Friedrich schliesslich Sokolow. Dort erfuhr er, dass die Deutschen ein kleines Nebengeleise nach dem Dorf Treblinka angelegt hätten. Täglich wurden Züge, vollgeladen mit Juden, auf dieses neue Gleis geschoben. In Treblinka gab es ein grosses Lager, das in zwei Abteilungen geteilt war, eine für Juden und eine für Polen. Die Einwohner von Sokolow hatten gehört, dass in Treblinka schreckliche Dinge vorgingen, doch wussten sie nichts Genaues.

In Sokolow stiess Friedrich zufällig auf unseren Genossen Azriel Wallach, einen Neffen von Maxim Litwinow. Er war gerade von Treblinka entflohen und in fürchterlichem Zustand,

schwer verbrannt, blutend, seine Kleidung in Fetzen. Friedrich erfuhr von Wallach, dass alle Juden, die nach Treblinka gebracht wurden, unmittelbar getötet würden. Sie wurden aus den Zügen ausgeladen, und es wurde ihnen gesagt, dass sie sich baden und reinigen müssten, bevor sie in ihre Arbeitsquartiere hineingelassen würden. Dann wurden sie in grosse hermetisch geschlossene Kammern gebracht und vergast. Wallach war in Warschau aufgegriffen worden. Er wurde nach Treblinka verschleppt, doch vor dem unmittelbaren Getötetwerden bewahrt, weil er zum Säubern der Güterwagen angestellt wurde. Dabei war es ihm gelungen auszurücken.

Mit diesen Informationen kehrte Friedrich nach Warschau zurück. So waren wir in der Lage, dem Ghetto einen Augenzeugenbericht von dem zu geben, was tatsächlich mit den täglichen Wagenladungen Deportierter geschah. In einer Sondernummer unserer Zeitung ‚Sturm‘ veröffentlichten wir die schauerlichen Vorgänge von Treblinka.

Noch einmal warnten wir: «Lasst Euch nicht täuschen! Gebt Eure Illusionen auf! Ihr werdet in Tod und Vernichtung geführt! Lasst Euch nicht von ihnen hinhinmorden! Begebt Euch nicht freiwillig in die Hände Eurer Henker!»

. Das war Ende Juli. Ich wohnte noch bei Manja Wasser in der Gensha-Strasse Nr. 13.

Die durch die Deportierungen hervorgerufene Angst lähmte den Willen der Einwohner, das gefürchtete Getöse der erbarmungslosen Menschenjagd zersetzte die Hirne. Unausgesetzt begleiteten uns das Rufen, Pfeifen und Schiessen der Verfolger, das Aufheulen der sich vergeblich wehrenden Opfer, die schreienden Proteste ihrer Familien und das Wimmern und Stöhnen der Hinterbliebenen, nachdem der Zyklon ihre kleine Welt zerstört hatte und zum Nachbarhaus oder zur nächsten Strasse fortgeschritten war.

Die gleichen Szenen ereigneten sich von Tag zu Tag. Vom Morgen bis zum Abend erfolgten die Überfälle, Blockaden, Schiessereien in den Strassen und die Todesmärsche zum Umschlagplatz. Die einen bissen, kratzten und schlugen ihre Peiniger, wehrten sich verzweiflungsvoll ihrer Haut, die anderen gingen widerstandslos, gebrochen und stumpf hin, ihre verstörten Augen starrten in erbarmungswürdigem Nichtbegreifen.

Unser Häuserblock wurde mehrere Male blockiert. Frau Wasser und ihre Tochter Anusia waren einstweilen sicher, weil sie in

einer Kleiderfabrik arbeiteten und die erforderliche Lizenz zum Leben, die Arbeitskarte, besaßen. Ihr Schwager, der auch mit uns gewohnt hatte, war schon in die Fangarme der Häscher gefallen. Ich hatte mich mehrere Male durch Verstecken gerettet und wagte nicht, mich auf die gefälschte Zhitos-Arbeitskarte in meiner Tasche zu verlassen.

Eines Morgens gegen 8 Uhr hörten wir das laute Stampfen von schweren Stiefeln, begleitet von Schüssen, Rufen und Schreien: Das Pandämonium ging wieder los. Unser Haus war umzingelt. Durch alle Eingänge, über alle Treppen stürzte die Jüdische Polizei. Das Gebäude hallte wider von dem Lärm eingetretener Türen und zerbrochener Fensterscheiben. Sie kamen an meine Tür. Ich war nicht auf meiner Hut gewesen, und es gab kein Verstecken mehr.

Bevor ich Zeit zum Nachdenken hatte, stürzte ein jüdischer Polizist in mein Zimmer. Ich zeigte ihm meine Karte vom Zhitos. Er befahl mir, nach unten zu gehen; meine Papiere würden dort geprüft werden. Wenn alles in Ordnung wäre, könnte ich frei ausgehen.

Ich ging in den üb erfüllten Hof hinunter und gebrauchte meine Ellenbogen, um mir einen Weg zum Tore zu bahnen. Aber auch dieses war durch Polizei blockiert. Ich zeigte meine Karte, schob eine Hundert-Złoty-Note in die Hand des Polizisten – einen Augenblick später war ich «frei», auf der anderen Seite des Tores. Der kalte Schweiß brach mir aus, und mein Atem ging stossweise. Ich lief auf das Zentralgebäude von Zhitos in der Nowolipky-Strasse zu. Abrasha Blum sah mich vom Fenster und rannte mir aus dem Hause entgegen. Er schimpfte mich aus, dass ich gewagt hatte, meine Wohnung zu verlassen. Ich erzählte ihm kurz, was vorgefallen war. Mein Versteck war nun nicht mehr brauchbar, und ein neuer Platz musste gefunden werden.

Ich wurde direkt in die Wohnung des Genossen Etkin in der Leshno-Strasse gebracht, wo ich vorher schon einmal gewohnt hatte. Am nächsten Morgen wurde auch Sonja Novogrodsky hierhergebracht. Da sie und ich auf einem Auslandspass als Mann und Frau figurierten, war es einfacher, dass wir zusammenlebten. Vielleicht würde dieser Auslandspass im letzten Moment noch einmal gute Dienste leisten.

Vier oder fünf Tage lang blieben wir in Etkins Wohnung verborgen. Jeden Morgen sahen wir von unserem Fenster, das auf die Ogradova-Strasse ging, wie sich die Jüdische Polizei, mit Knüp-

peln bewaffnet, vor ihrem Hauptquartier aufstellte. Sie wurde in zwei Gruppen eingeteilt; die eine marschierte aus dem Polizeihof durch das Tor in der Leshno-Strasse in Richtung der Zhelasna-Brücke in das Kleine Ghetto. So begann jeden Tag der blutige Streifzug. Es stieg Bitterkeit in mir auf, und meine Augen füllten sich mit Tränen, wenn ich unter diesen jüdischen Bluthunden Angestellte des Judenrates sah, die Armbinden mit der Aufschrift «Aussiedlungshilfe» trugen.

Die Deutschen hatten verlangt, dass alle Angestellten der sozialen Institute, die von der Deportierung ausgenommen worden waren, der Jüdischen Polizei Hilfsdienste bei der Ausführung ihrer grimmigen Aufträge leisteten. Wer dieser Anordnung nicht nachkam, würde selber Deportierung zu gewärtigen haben. Delegierte von allen sozialen Instituten, wie Zhitos, Centos und Tos, waren zusammengekommen, um ihre Stellungnahme zu besprechen. Nach einer langen und schmerzlichen Debatte hatten sie gegen jegliche Beteiligung an dem Vorhaben gestimmt. Die Angestellten des Judenrates jedoch hatten die schamlose Aufgabe akzeptiert. Nun sah ich sie mit den Bluthunden losziehen, Jagd auf ihre Brüder, ja auf ihre eigenen Eltern machen.

Bei einer anderen Blockade wurde ich wieder unverhofft gefasst. Ein betrunkenener Ukrainer, mit blutunterlaufenen Augen, brach in unser Zimmer ein, ergriff Sonja und mich, zog uns die Treppe hinunter dem Ausgang nach der Leshno-Strasse zu, wo der Polizeikordon stand. Als wir auf dem ersten Stock anlangten, brach der Betrunkene ohne offensichtlichen Anlass in eine andere Wohnung ein und liess uns im Treppenhaus stehen. Sonja und ich benutzten die Gelegenheit und liefen schnell die Treppe hinunter, über den Hinterhof auf eine kleine Gittertür zu. Wir schlichen uns in einen Hof an der Orodova-Strasse. Dort stiessen wir auf einen Bekannten, ein früheres Mitglied der Transportarbeitergewerkschaft, der jetzt Hauswart des Gebäudes war. Er fand sich bereit, uns zu verstecken. Mehrere Stunden blieben wir dort verborgen, bis es in der Nachbarschaft wieder ruhig wurde.

Gegen Abend verliessen wir den Ort in der Richtung auf die Smotcha-Strasse, doch wussten wir nicht, wohin wir uns wenden sollten. Ein Gedanke trieb uns schneller und schneller von der Orodova-Strasse: so weit wie irgend möglich wegzukommen von dem Hauptquartier der Jüdischen Polizei, um die Smotcha-Strasse

und den stärker bevölkerten Teil des Ghettos vor der Sperrstunde zu erreichen. Doch auch dort wurde geschossen, als wir ankamen. Wir machten einen Sprung zu der nahegelegenen Wohnung von Frau Buks, einer der tapfersten Frauen im Ghetto, die eine unserer Suppenküchen leitete. Ihre Wohnung war schon überbelegt, und es war klar, dass wir nicht dableiben konnten. Noch vor der Sperrstunde kamen wir in die Wohnung von Laible Kersch, die in dem ausgedehnten Jüdischen Postgebäude lag, das sich von der Gensha- und Zamenhof-Strasse nach der Volinska-Strasse erstreckte.

Kersch war im Vorstand des Exekutivausschusses der Ghetto-Gewerkschaften und war früher Sekretär der Sozialistischen Handwerkervereinigung gewesen. Jetzt war er in Tebbens Fabrik beschäftigt und arbeitete sehr aktiv in der Untergrundbewegung des Bundes.

Die Wohnung von Kersch schien ausgezeichneten Unterschlupf zu bieten, und so wurde auch Loeser Clog hierhergeholt. An jenem Tage, als er kam, hatte er seine Frau und seine kleine Enkeltochter an die Deportierungsbanden verloren.

Wir liessen uns hier nieder in der Hoffnung, dass dies eine lange Bleibe für uns sein würde. Nachts schliefen wir alle in der Wohnung, doch tagsüber, wenn Laible und seine Frau zur Arbeit gegangen waren, krochen Sonja, Loeser und ich auf den Boden. Dieser dehnte sich unter dem Dach über das ganze Gebäude aus und war mit Nischen und Ecken reichlich versehen, die gute Verstecke abgaben. Er war besät mit alten Koffern, Möbelstücken und allerlei Gerümpel, das dick mit Staub und Spinnweben bedeckt war. Es war für unsere Zwecke ideal hier. Ausserdem hatten wir vom Boden durch ein grosses Schrapnellloch in der Mauer einen ausgezeichneten Blick auf die Strasse, besonders nach der Volinska-Seite hin.

Wir lagen oft stundenlang auf unseren Beobachtungsposten und konnten unsere Augen nicht von den Strassen unten abwenden. Gruppen von Deutschen, Ukrainern und Jüdischer Polizei, bewaffnet mit Äxten und Brechstangen, zogen umher, schlugen Türen und Fenster ein und jagten nach menschlicher Beute. Wohin sie kamen, stahlen sie, was ihnen irgend des Mitnehmens wert schien. Die Strassen um sie herum waren verlassen. Nur die dumpfen Schläge der Äxte und Brechstangen unterbrachen das unheimliche Schweigen. Hin und wieder konnten wir Tote und Schwerverwundete auf der Strasse liegen sehen, um die sich niemand kümmerte.

Einmal wurde unsere Aufmerksamkeit durch schreckliche Schreie auf das Dach eines Hauses der Gensha-Strasse gelenkt. Die Schreie kamen aus dem rauchenden Schornstein. «Hilfe! Rettet mich! Ich verbrenne hier.» Ein Verfolgter war auf das Dach geklettert, um den Hunden zu entkommen. In der Befürchtung, dass sein Versteck dort zu exponiert war, hatte er sich in den Schornstein hinabgelassen. Unglücklicherweise hatte jemand Feuer gemacht, und erstickender Rauch stieg auf. Es war ihm nicht möglich herauszusteigen, und sich fallen zu lassen, bedeutete sichern Tod in den Flammen. Feuerwehrleute stiegen auf das Dach und zogen unter grossen Schwierigkeiten den halbverbrannten Pechvogel aus dem Schornstein.

In jenen Tagen war Sonja schrecklich deprimiert und erregbar. Sie bekam Nervenanfälle und schrie, dass wir uns nicht zu Ausnahmen machen dürften und uns aufgeben sollten. Von Zeit zu Zeit bekamen wir Nachrichten über Freunde und Genossen, die den Deportierungskommandos zum Opfer gefallen waren. Alles das vertiefte ihre Depressionen. Um sie zu beschäftigen und sie von den schrecklichen Dingen abzulenken, brachten wir sie dazu, ein Kartenlegenspiel zu treiben. Das gab ihr wenigstens irgendeine Beschäftigung.

Nachdem wir etwa zehn Tage in der Wohnung waren, sassen wir eines Abends um den Tisch, tranken Tee, und Sonja war eifrig dabei, ihr Kartenspiel zu legen. Plötzlich vernahmen wir den unmissverständlichen Lärm einer Razzia, und schon kamen auch das Gestampfe schwerer Stiefel, Gewehrschüsse und wildes Rufen näher. Schnell liefen wir auf den Boden, krochen in die dunklen Winkel und zogen altes Gerümpel um uns herum. Es dauerte nicht lange, bis wir das Gepolter aus unserer Wohnung hörten. Die Verfolger waren da.

Ein schreckliches Versehen fiel mir ein, und mein Herz stockte: Wir hatten unsere Gläser mit heissem Tee und Sonjas Karten auf dem Tisch gelassen. Jene Halunken waren nicht so stupide, derartige Hinweise zu übersehen. Tatsächlich kam einer von ihnen die Bodentreppe heraufgeklettert. Die Luke wurde aufgeschlagen, und ein jüdischer Polizist steckte seinen Kopf hindurch. Erst spähte er behutsam umher, dann trat er ein, und mit seiner Taschenlampe vor sich herleuchtend, bewegte er sich mit Vorsicht auf dem Boden, direkt auf mich zu. Aber ich sass gut verborgen, und als er dicht genug an mich herangekommen war, sprang ich auf ihn und griff ihm an die Gurgel.

Er sackte völlig in meinen Händen zusammen, von Furcht gelähmt.

Sonja kam aus ihrem Versteck und schrie hysterisch: «Bring ihn nicht um! Bring ihn nicht um!»

Ich lockerte meinen Griff. Er fing zu schluchzen an und flehte um sein Leben. Er würde uns nichts tun, wenn wir ihn gehen liessen. In dem Augenblick kam ein zweiter jüdischer Polizist herein. Ich liess meinen Gefangenen los und sagte ihnen, dass wir uns nicht lebend von der Stelle bringen lassen würden. Wenn sie den Versuch wagen würden, so koste es entweder unser Leben oder ihres. Der zweite Schurke zögerte einen Augenblick. Dann sagte er fast entschuldigend, sie könnten ja auch ohne uns zurückgehen. Nur müssten sie irgend etwas Wertvolles mitnehmen, das sie mit den unten wartenden Ukrainern teilen könnten. Sonja gab ihnen 500 Złoty, und sie zogen ab.

Unser Versteck war nun preisgegeben. Ohnehin mussten wir in Kürze von hier wieder fort. Mitte August ordneten nämlich die Deutschen an, dass alle Juden aus dem «Kleinen» Ghetto ausziehen hatten. Den Bewohnern wurde zwei Tage Zeit gegeben, in das «Grosse» Ghetto überzuwechseln. Wer nach Ablauf der zwei Tage ohne besondere Erlaubnis noch angetroffen würde, sollte auf der Stelle erschossen werden. Der Judenrat traf Anstalten, sein Büro von dem Kleinen Ghetto in das Postgebäude des Grossen Ghettos zu verlegen. Alle Mieter, einschliesslich unseres Gastgebers Laible Kersch, mussten ihre Wohnungen darin aufgeben.

Nach längerer Beratung, wohin wir nun gehen könnten, verfielen wir auf die Idee, dass die Genossen Kersch und Mirmelstein, die beide in dem Kleinen Ghetto in Tebbens Fabrik arbeiteten, für Sonja, Loeser Clog und mich Arbeitskarten von der Fabrik beschaffen sollten. Diese Karten würden uns berechtigen, innerhalb des Kleinen Ghettos in der Nähe der Fabrik zu wohnen.

Genosse Gepner aus Łódź war der Leiter von Tebbens Warenhaus. Sein Sohn Avraham, ein blonder, hübscher Junge, der ganz deutsch aussah, gehörte zum «Werkschutz», der bewaffneten Fabrikwachmannschaft. Es wurde abgemacht, dass er uns zu unserem neuen Unterschlupf im Kleinen Ghetto geleiten sollte.

Es war wie ein Gang durch die Hölle, am zweiten und letzten Tag des herzerbrechenden Umzugs. Schreckliche Tragödien

spielten sich auf den Strassen ab; sie riefen in uns jene Tage aus grauer, längst vergangener Zeit wach, da die Deutschen das Warschauer Ghetto errichtet hatten. Durch alle Strassen und Gassen, die zu dem Grossen Ghetto über die Verbindungsbrücke zwischen den beiden Gethtohälften führten, bewegte sich eine dichte Menschenmenge. Die Kleider der Leute waren zerrissen, aus ihren ausgemergelten Gesichtern blickten sie stumpf und starr vor sich hin. Sie gingen gebückt unter der schweren Last auf ihren Schultern, und mühselig zogen sie die Karren mit ihren schäbigen Besitztümern. Einige trugen Kinder, kleine Bündel von Haut und Knochen, in ihren Armen. Alte Leute mühten sich unter Weinen und Wimmern, mit den jüngeren mitzukommen. Hier und dort trieb jemand eine Kuh vor sich her.

Von Zeit zu Zeit wurde die stetig dahinziehende Masse durch Gewehrschüsse aufgesehrt. Meistens fielen die Schüsse an der Brücke, wo das Gedränge am grössten war. Die Todesangst schwebte über allen wie eine Peitsche, die sie schneller über die Brücke in das Grosse Ghetto trieb. Würden sie da Ruhe finden? War dies denn endlich der letzte Umzug? Niemand gab solchen Dingen auch nur den leisesten Gedanken. Alle waren halb betäubt, gleichgültig, verwirrt und völlig hilflos. Sie hatten keine Kraft mehr zum Standhalten und auch keine Hoffnung auf Erlösung.

Zwischen der ersten Errichtung des Ghettos und der jetzigen Liquidierung des Kleinen Ghettos gab es jedoch einen wesentlichen Unterschied. Damals rannte jeder wie wild nach einem Wohnzimmer, nach irgendeiner Ecke, wo er in der schrecklichen Überfüllung seine «Heimstätte» aufschlagen konnte. Das war jetzt kein Problem. Raum gab es genügend in dem Grossen Ghetto. Hunderte und Tausende der einstigen Einwohner waren ausgezogen – über den Umschlagplatz in die Gaskammern. Ihre Wohnungen standen leer, ihre Einrichtungen verlassen da. Die übriggebliebenen Kandidaten für die Ausrottung konnten ungehindert von den leerstehenden Wohnungen Besitz ergreifen.

Avraham führte uns gegen den Strom der Menschen, der aus dem Kleinen Ghetto kam. Wir bahnten uns den Weg durch das Gedränge, zwischen Karren und Rikschas hindurch, zwischen Toten und Verwundeten, die am Strassenrand lagen.

So gelangten wir endlich über die Brücke, mit der Tebbens-Arbeitskarte in der Tasche. Aber ein Gedanke kam uns immer

wieder: Lohnte denn diese ganze Anstrengung? Wozu? Ein Gefühl der Verzweiflung erfüllte uns. Alles, was wir mit soviel Mühe, Blut und Tränen aufgebaut hatten, ging unter. Ein Volk mit allen seinen Errungenschaften, seinen Traditionen, seinen Hoffnungen wurde vernichtet. Nur der Instinkt hielt uns aufrecht, hiess uns gegen das Unvermeidliche ankämpfen. Wir wurden nur noch vom physischen Willen zum Leben weitergetrieben, und dabei war uns bewusst, dass alles hoffnungslos war!

Unsere gefälschten Arbeitskarten dienten nur dazu, uns in das Fabrikgelände zu lassen. Es war undenkbar, dass wir damit Arbeit in der Fabrik aufnehmen konnten. Wir wagten nicht, uns von irgend jemandem der paar tausend Arbeiter, von denen manche uns gut kannten, noch von den deutschen Beamten oder der Polizei sehen zu lassen. Wiederum mussten wir uns lebendig in einem Versteck begraben lassen.

Man brachte uns zu einer Dreizimmerwohnung des Genossen Gallant, der als Schneider in der Fabrik arbeitete. Hier schlugen wir zu elf unser Heim auf, darunter Laible Kersch, seine Frau, Loeser Clog, Sonja Novogrodsky und ich. Loeser, Sonja und ich mussten uns Tag und Nacht verborgen halten und durften das Haus nicht verlassen. Die in Arbeit Stehenden bekamen jeden Tag zwei Schalen Suppe und ein Stück Brot. Sie stillten unseren Hunger mit dem, was sie davon erübrigen und uns mitbringen konnten. Ruschka Berkman, Laibles Schwester, die in der Kantine des Unternehmens arbeitete, konnte manchmal eine Kartoffel oder eine Brotkruste für uns herausschmuggeln.

In den Tagen der Vertreibung der Bewohner aus dem Kleinen Ghetto in das Grosse Ghetto herrschte ungewöhnlicher, unheimlicher Frieden: es fanden keine Deportierungen statt. Ein paar Tage sahen wir nicht einmal die abscheulichen Gesichter der Aussiedlungskolonnen. Es schien, als ob wir sie endlich los waren und die Menschenjagd und die Verschickungen damit ein Ende gefunden hatten. Der furchtbare Alptraum begann zu weichen.

Aber die Bedeutung dieser kurzen Atempause wurde nach wenigen Tagen klar. Wir erfuhren von einer neuen Vernichtungskampagne in dem Distrikt Otwotsk, ausserhalb Warschaws. Die Sommerkurorte dort waren besät mit kleinen Ghettos, die von Stacheldraht umgeben waren. Es gab in dieser Gegend viele Erholungsheime und Sanatorien, darunter auch das Centos-Waisenhaus. Die Irrenanstalt Yusefuffka war dort gelegen, deren Insassen

von den Deutschen getötet worden waren; die Gebäude waren in eine Erholungsstätte für Tuberkulose umgewandelt worden. Und dort war auch unser eigenes Medem-Kinderheim. Alle diese Institute wurden von den jüdischen Wohlfahrtsorganisationen des Warschauer Ghettos unterhalten.

Die Mordbrigaden deportierten während ihrer kurzen Abwesenheit von Warschau alle Insassen und das gesamte Personal der jüdischen Institute in dem Otwotsk-Distrikt, der Waisenhäuser, Sanatorien und Kinderheime. Alle wurden in versiegelten Güterwagen in dieselbe Richtung wie die Warschauer Deportierten geschickt – nach Treblinka.

Abgehärtet wie wir mit der Zeit schon durch die Schreckensbotschaften aller Art waren, lauschten wir doch fast ungläubig den bruchstückweisen Erzählungen über die Zerstörung unseres besonders geliebten Instituts, des Medern-Sanatoriums von Myedzeshyn. Dort waren mehr als 100 Kinder sowie Lehrer und ärztliches und technisches Personal.

An einem schönen Augustmorgen, als die Kinder noch in ihren Betten lagen, umzingelten die schwerbewaffneten Aussiedlungsbrigaden die Gebäude. Die Kinder wurden durch den Befehl geweckt: «Alle aus dem Sanatorium müssen sich sofort im Hofe versammeln.» Sie begannen zu weinen. Sie weigerten sich, freiwillig zu gehen; sie hielten sich an ihren Betten, den Fenstern, Türen, Tischen und an allem fest, das ihnen einen Anker bot. Sie bissen ihre Mörder in die Hände, stiessen, kratzten, wehrten sich.

Lastwagen, vollgepfropft mit weinenden Kindern und schluchzenden Lehrern und Pflegerinnen, wurden zu der Eisenbahn von Myedzeshyn gefahren, und von dort wurden sie nach Treblinka gebracht.

Ein paar Menschen, die sich in Kellern verborgen hatten, gelang es zu entkommen. Unter ihnen befanden sich Manja Ziegelboim, Arturs Frau, und ihr Sohn; beide fanden später im Ghettoaufstand den Tod. Chaim, Anja und Perele Ellenbogen entkamen ebenfalls in Myedzeshyn; diese leben jetzt in Schweden.

Der Lehrer Friedman entkam in den Wald und irrte mehrere Tage umher, halb von Sinnen, hungrig und erschöpft. Seine Gattin, die wie eine typisch christliche Frau vom Dorfe aussah, hätte sich retten können, doch sie wollte ihren durch die Erlebnisse wahnsinnig gewordenen Mann nicht verlassen.

Schliesslich fielen beide den Deutschen in die Hände und wurden erschossen.

Mehrere andere noch entkamen, aber die meisten Lehrer und Helfer teilten das Schicksal der Kinder und gingen mit ihnen in den Tod. Besonders mutig unter den Opfern zeigte sich Rose Eichner. Sie tröstete und beruhigte die Kinder, sie sammelte eine Gruppe von ihnen um sich und stieg mit ihnen auf den Lastwagen. Mit ihr gingen auch ihre Tochter, die als Pflegerin dort war, und ihr jüngster Sohn.

Die Zerstörung des Medem-Sanatoriums war ein sehr schwerer Schlag für uns. Mit grossen Anstrengungen und vielen Opfern hatten wir diese Oase in dem öden Dasein für unsere Kinder geschaffen und unterhalten. Es war unser einziger Hoffungsstrahl, dass wenigstens etwas von diesem Gemetzel verschont bleiben würde, Keime, die das Versprechen neuen Lebens für unser Volk in sich trugen.

Die furchtbare Nachricht von der Vernichtung des Sanatoriums wurde uns von Morizi Orzech in Einzelheiten bestätigt. Ein paar Schritte nur der Gestapo voraus, gelang es ihm gerade noch, nach der arischen Seite hin zu entkommen. Er übernahm die Mission, die Welt über die Vorgänge im Warschauer Ghetto zu unterrichten.

Nun begannen wieder die Blockaden und Razzien überall in der Stadt und mit noch grösserer Brutalität. Um das blutrünstige Geschäft noch schneller zu bewältigen, ersannen die Deutschen einen Plan, der teuflischer nicht erdacht werden konnte. Sie erliessen den Befehl, dass jedes Mitglied der Jüdischen Polizei täglich sieben Personen für die Deportierung heranbringen sollte. Die Nichterfüllung dieses Befehls würde die Deportierung des Polizisten selber nach sich ziehen.

Das Ghetto wurde zu einem blutigen Tollhaus. Um seine eigene Haut zu retten, schleifte jeder jüdische Polizist täglich seine sieben Schlachtopfer zum Vertilgungsaltar. Er brachte, wen er zu fassen bekam: Freunde, Verwandte, ja sogar Mitglieder seiner engeren Familie. Es gab Polizisten, die ihre eigenen alten Eltern darbrachten mit der Entschuldigung, dass diese ja sowieso bald sterben würden!

Mir fehlen die Worte, um das Leben im Ghetto in jenen Tagen zu beschreiben. Wir alle kamen uns selber wie lebende Leichname vor, wie Geister, die dieser Welt nicht mehr angehörten. Jeder Ge-

danke, jedes Wort betraf den Tod. Der Tod schien unser einziger Ausweg aus dieser unbeschreiblichen Hölle, in der wir wandelten.

Sonja und ich verbrachten Stunden in krankhaftem Gespräch über das Sterben. Unsere Gedanken wandten sich unseren Kindern zu und dem Verlangen, uns von ihnen zu verabschieden, bevor das Ende käme. Sonjas Sohn Mark war in den Vereinigten Staaten, mein eigener Sohn war irgendwo auf dem Wege in Japan oder China. Sonja sowohl wie ich hatten Lederetuis, Geschenke von Menschen, die uns teuer waren. Sie hatte ihres von ihrer Schwester in Mexiko; ich hatte meines von Schloime Mendelsohn bekommen, der es vor Jahren von New York mitgebracht hatte. Wir tauschten diese Brieftaschen aus und gaben uns gegenseitig das Versprechen, dass der, der überleben würde, das Andenken an den Sohn des anderen geben sollte: ich ihres an ihren Sohn Mark und sie meines an Jan.

Eines Abends erfuhren wir, dass die «Auslese» in der Fabrik und in den umliegenden Wohnhäusern für den nächsten Morgen zu erwarten sei. Wir mussten schnell handeln. Unser Genosse Neumark, der Wachmann am Fabriktor war, traf Anstalten, uns in die Fabrik einzuschmuggeln und dort zu verstecken. In nervöser Spannung blieben wir die ganze Nacht auf und bereiteten uns auf den schweren Gang vor. Wenn wir gefasst würden, wollten wir uns nicht lebendig abführen lassen. Wir würden uns mit allen Mitteln wehren und es vorziehen, auf solche Weise getötet zu werden. Sonja argumentierte die ganze Nacht darüber, ob sie uns begleiten sollte. Sie spielte immer noch mit dem Gedanken, in der Wohnung zu bleiben. Sie könnte sich doch auf ihren ausländischen Pass und ein gefälschtes Papier verlassen, das sie als in der Fabrik beschäftigt und die Frau eines Abteilungsleiters auswies.

Als der Morgen graute, machten wir uns fertig zum Gang in die Fabrik, und Neumark kam, uns zu holen. Im letzten Moment entschied sich Sonja endgültig – in der Wohnung zurückzubleiben. Wortlos nahmen Loeser und ich von ihr Abschied.

Wir wurden durch das Fabriktor gelassen und in den Keller-raum eines der Gebäude geführt. Neumark brachte uns in einen kleinen Raum, der mit alten Maschinenteilen und Geräten angefüllt war, und verriegelte die Tür von aussen mit einem grossen Vorhängeschloss. Durch einen kleinen Spalt in der Grundmauer konnten wir etwas vom Fabrikhof sehen.

Um 7 Uhr war das ganze Fabrikgelände von SS-Männern, Ukrainern und Polizei umgeben. Den Arbeitern der Nachtschicht, die gerade nach Hause gehen wollten, wurde nicht erlaubt, die Fabrik zu verlassen. Die Tagschichtarbeiter wurden am Tor angehalten und nicht hineingelassen. Wir konnten das Jammern von Frauen und Kindern hören und das rohe Schreien der Mörderbande.

Durch den Riss in der Mauer beobachteten wir die Aussortierung auf dem Hof. SS-Leute, angeführt von einem Mann in Uniform mit roter Litze, standen in Reihen. Zwischen ihnen hindurch trotteten die Arbeiter, abgearbeitet und mit schläfrigen Augen nach der schweren Nachtschicht. Wir sahen, wie sie entweder nach rechts oder nach links wanderten, je nachdem wie ein Mann vorn einen Stock hierhin oder dorthin bewegte. Jene, die für den Todeskarren bestimmt waren, wurden unmittelbar ergriffen und auf die Strasse geführt. Die übrigen wurden auf eine Seite des Hofes gejagt.

Dann hörten wir Tumult von den angrenzenden Strassen. Alle Leute wurden aus den Häusern getrieben. Die Auslese, die wir auf dem Fabrikhof von unserem Loche aus beobachtet hatten, wurde in den Strassen fortgesetzt. Die Verdammten wurden sofort von Soldaten und Polizisten umgeben und zu den Güterwagen auf dem Umschlagplatz in Marsch gesetzt. Überall gab es Weinen und Schreien. Männer suchten zu ihren Frauen zu kommen und Frauen zu ihren Männern; durch die willkürliche Bewegung eines Stockes waren sie für immer voneinander geschieden.

Dieses teuflische Treiben dauerte bis 2 Uhr nachmittags. Ungefähr 5 00 Personen wurden abgeführt, viele unserer Genossen unter ihnen. Eine 66jährige Frau, die mit uns wohnte, hatte sich in einen Winkel unter eine Treppe verkrochen und war übersehen worden. Unser Genosse Tzizik, Mitglied eines Gewerkschaftsausschusses, später Partisanenkämpfer und jetzt in Warschau, brachte es zuwege, sich aus der Reihe zu stehlen, als die Gruppe nach dem Umschlagplatz geführt wurde. Unter den Vermissten war auch Sonja.

Die Nachricht wurde sofort in das Grosse Ghetto gesandt. Unsere Genossen in dem Krankenhaus nahe dem Umschlagplatz machten Versuche, Sonja und die anderen zu retten. Es war aber aussichtslos. Alle Deportierten waren unmittelbar in die Güterwagen geschoben und weggebracht worden.

Loeser und ich lagen bis 4 Uhr nachmittags – als es ruhig wurde

– in unserem Loche. Neumark kam, schloss die Tür auf und geleitete uns zurück in die Wohnung. Überall hörten wir laute Klagen; die zurückbleibenden Menschen waren untröstlich und völlig gebrochen. Meine Nerven waren am Rande, mehr konnte auch ich nicht aushalten.

Die Henker hatten jeden Rest an Illusion zerstört. Die letzte schwache Lebenshoffnung, die Arbeitskarte, war nun auch wertlos. Das Ende konnte nicht mehr fern sein.

Abrasha und Berek schickten mir vom Grossen Ghetto die Aufforderung, zu ihnen herüberzukommen. Bevor ich die Fabrik verliess, rief ich die engeren Genossen zusammen, um mit ihnen die neue Situation und die Möglichkeit weiterer Aktivität zu diskutieren. Wir waren uns alle darüber einig, dass sich die Tragödie ihrem blutigen Schlussakt zu bewegte. Wie sollten wir uns in den letzten schrecklichen Momenten verhalten?

Wir wollten gewappnet sein. Als erstes suchten wir möglichst enge Verbindung mit allen Teilen der Fabrik zu halten und das Gelände durch und durch kennenzulernen. Wir mussten wissen, wo die Vorräte aufbewahrt waren, besonders die leicht brennbaren Materialien. Im Falle weiterer Deportierungen wollten wir uns nicht ergreifen lassen. Die Fabrik sollte in Brand gesteckt werden. Wenn wir sterben müssten, so wollten wir Trümmer und Ruinen zurücklassen, lieber im Kampf umkommen, als wie Schafe zur Schlachtbank geschleppt werden. Die Fabrikarbeiter sollten auf das Schlimmste gefasst sein und gemeinsam mit uns handeln. Alles dies musste unauffällig getan werden. Jedem Genossen musste überlassen bleiben, wie er das am besten ausführen könnte. Nur musste den Arbeitern klargemacht werden, dass es kein Entrinnen mehr gab. Darüber gab es nur eine Meinung bei unserer Zusammenkunft.

Ich verabschiedete mich von den Genossen. Am nächsten Morgen sollte ich in das Grosse Ghetto gebracht werden.

In jener Nacht bombardierten die Russen die Stadt. Bomben trafen Gebäude in der Djelna-Strasse, darunter auch das frühere Scala-Theater. Die Nachtschicht in Tebbens Fabrik unterbrach die Arbeit und rannte in die Luftschutzkeller. Sogar die Deutschen wurden von Panik erfasst. Die Wache auf dem Umschlagplatz lief davon und suchte Deckung. Dadurch konnten einige Deportierte entkommen.

Der Luftangriff hob unsere Stimmung und gab uns neue Hoffnung. Aber wie lange vermochten wir noch auszuhalten?

Mirmelsteins Sohn, der im Büro der Fabrik arbeitete, gab mir ein offizielles Schreiben, dass ich ein Angestellter von Tebbens Fabrik war und zur Erledigung verschiedener geschäftlicher Angelegenheiten in das Grosse Ghetto geschickt würde. Früh am nächsten Morgen holte mich der junge Fabrikangestellte Kostek ab, der regelmässig geschäftlich im Grossen Ghetto zu tun hatte. Wir kamen an der Wache auf der Brücke ohne Schwierigkeiten vorbei, und Berek Schnaidmil, der an der Ecke Gensha- und Zamenhof-Strasse gewartet hatte, nahm mich in Empfang.

Die Atmosphäre war geladen von Furcht. Arbeiter mit Bündeln unter dem Arm eilten zur Arbeit, sahen nervös und gespannt aus und schienen auf jedes verdächtige Geräusch zu achten. Zu dieser frühen Stunde war es etwas sicherer auf den Strassen als sonst. Die Luftangriffe erfolgten gewöhnlich, wenn die Arbeiter schon bei der Arbeit in den Fabriken waren.

Berek nahm mich mit nach der Gensha-Strasse 31, der zeitweiligen jüdischen Krankenschwesternschule, die von Abrasha Blums Frau, Luba Byelitska, geleitet wurde. Sie schlossen mich in der Speisekammer ein, doch nur während der Nacht, tagsüber war es zu gefährlich, mich dort zu lassen. Bei Morgengrauen kletterte ich auf den zweiten Stock eines zerbombten Hauses im selben Hof, zog die Leiter herauf und wartete dort, dass der Tag vorübergehe. Drei Tage verbrachte ich in diesem Versteck.

Abrasha Blum kam zu einer Besprechung zu mir. Er teilte mir den Beschluss der Genossen mit, dass ich sofort das Ghetto verlassen und auf die arische Seite hinübergehen sollte. Unsere Verbindung mit den Leuten ausserhalb des Ghettos, in die wir alle unsere Hoffnung auf Versorgung mit Waffen setzten, hatte durch die intensiven Razzien und Deportierungen stark gelitten. Mein weiter Bekanntenkreis unter den polnischen Arbeitern würde es mir ermöglichen, die passenden Verbindungen anzuknüpfen und die Aufgabe der Waffenbeschaffung weiterzuführen. Im Ghetto war ich nur eine Last. Die Genossen mussten schon beträchtliche Anstrengungen machen, mich zu verstecken, und nahmen grosse Gefahren auf sich, mich zu beschützen.

Abrasha erzählte mir, dass er während der Deportierungen der letzten Wochen zweimal auf dem Umschlagplatz gewesen war. Einmal gelang es ihm, sich mit Hilfe des jüdischen Polizisten Merenholtz, eines Mitglieds der PPS, der uns oft geholfen hatte,

aus der Reihe zu stehen. Derselbe Merenholtz verliess später die Polizei und floh auf die andere Seite, wo ich ihn traf.

Ein zweites Mal hatte sich Abrasha den Deportierten von selber angeschlossen. Das gesamte Personal der Krankenschwesternschule, einschliesslich Luba Byelitska und ihrer zwei Kinder, war ergriffen worden. Als Abrasha es hörte, rannte er zur Schule und wollte unter keinen Umständen seine Frau und Kinder allein in den Klauen der Mörder lassen. Glücklicherweise hatte irgend jemand irgendwie durchgesetzt, dass die Deportierung diesmal abgeblasen wurde, und alle wurden gerettet.

Wir kamen auf das Problem meiner künftigen Arbeit zurück. Noch einmal wogen wir jeden Faktor ab, der für oder gegen mein Weggehen oder Dableiben sprach, und kamen zu demselben Schluss, dass ich hinüber auf die andere Seite müsste. Abrasha gab mir hundert Dollar – alles, was wir von unseren geschrumpften Mitteln erübrigen konnten. Dann ging er, um weitere Vorkehrungen für meine Abreise zu treffen.

Am nächsten Morgen kamen die Genossen Solnik und der Schuhmacher Schmuël Bankart, um mich zum Hause des letzteren zu bringen, das in der Stavki-Strasse bei der Okopova-Strasse, unweit des Ghettores, lag. Dort verbrachte ich den Tag. Es war der 5. September. Am Abend erfuhren wir, dass für den folgenden Morgen wieder eine «Auslese» geplant war. Es gab nur noch ungefähr 120'000 bis 130'000 Juden in der Stadt, alle übrigen waren schon vernichtet worden.

Die neue «Auslese» ging in grossem Ausmasse vor sich. Sie fand nicht in dem einen oder anderen Stadtteil, in dieser oder jener Fabrik, sondern im gesamten Ghetto statt. Die Auslesen sollten fort dauern, bis der letzte Ghettojude geprüft und sein Schicksal bestimmt wäre.

Der Befehl lautete, dass alle Einwohner, ohne Ausnahme, sich um 6 Uhr morgens auf die Strasse zu begeben hätten. Sie sollten sich an bestimmten Plätzen versammeln, die alle nahe dem Umschlagplatz gelegen waren. Wer danach noch zu Hause angetroffen würde, würde auf der Stelle erschossen werden. Bei Morgengrauen war der gesamte Bezirk von SS-Leuten, Ukrainern und Letten besetzt.

Am frühen Morgen brachten Freunde mich von Bankarts Wohnung nach der alten Vronsky-Färberei, die inzwischen zu einer deutschen Metallwerkstätte geworden war. In der Fabrikmauer gab es eine kleine Tür, die auf einen geschlossenen Hof ging. Die-

ser war leer, und eine schäbige Hütte stand da, in der Lumpen aufbewahrt wurden. Von diesem Hof führte ein Tor zu einem zweiten Hof, der an die Okopova-Strasse grenzte – auf die arische Seite. Dieses Tor hatte bei der Lebensmittelschmuggelei ins Ghetto eine wichtige Rolle gespielt. Hier hatten die Schmuggler Kühe, Ochsen, Pferde und andere schwere Konterbande durchgeleitet. Durch dieses Tor hofften wir auf die andere Seite zu gelangen. Der Fabrikbesitzer Vronsky selber führte uns. Doch unser Plan gelang nicht so, wie wir gedacht hatten. Als Vronsky die Tür zu dem Hof aufmachte, schlossen sich ungerufen viele Arbeiter uns an. Ungefähr 80 Leute stürzten sich in den Hof, verängstigt, aufgeregter und in grosser Verwirrung. Der erschreckte Hauswart des Gebäudes an der Okopova-Strasse schlug uns das Tor vor der Nase zu. Das vermehrte die Panik auf unserer Seite noch, ein jeder suchte eiligst nach einem Versteck für sich, da die SS jeden Augenblick kommen konnte.

Die Nazis an der Okopova-Seite hörten den Tumult in dem Fabrikhof und erkannten, dass Juden versuchten, hier auszubrechen. Sie eröffneten sofort das Feuer und töteten 60 Personen auf dem Hofe.

Die Vronsky-Familie, Simcha Solnick, Schmuël Bankart und ich stiegen durch ein kleines Fenster in die Hütte, die auf dem Hofe stand. Wir gruben uns in dem grossen Haufen Lumpen dort ein und warteten. Von unserem Versteck vernahmen wir das Schiessen auf dem Hof und später den Lärm, als die Fabrik von allen Leuten gesäubert wurde, die auf die Strasse zur «Auslese» getrieben wurden.

Nach Dunkelwerden krochen wir aus den Lumpen heraus. Wir folgten Vronsky, der alle Ecken und Winkel der Fabrik kannte. Es war zu gewagt, zurück durch den Hof und die Fabrik zu gehen. Ein Ende der Hütte grenzte an einen Hof der Niska-Strasse, noch im Ghettogebiet. Dorthin führte uns Vronsky und zeigte uns auf dem Fussboden der Hütte unter einem Haufen von Schutt einen alten, grossen Bottich, der früher einmal zum Gerben der Häute gedient hatte. Wir begannen, ihn auszugraben, und benutzten als Werkzeug, was wir an Gegenständen finden konnten. Nach mehreren Stunden harter Arbeit konnten wir den Bottich aus dem Boden herausholen. Das tiefe Loch, das er zurückliess, gab uns einen guten Start für einen Tunnel nach dem Niska-Hof. So verbrachten wir den grössten Teil der Nacht mit Tunnelgraben. Endlich sties-

sen wir auf der anderen Seite durch. Wir fanden den Hof leer, krochen heraus und sanken erschöpft in den Schlamm.

In der Morgendämmerung gingen wir in das Haus an der Niska-Strasse, das wir völlig verlassen vorfanden. Wir wuschen uns und reinigten unsere Kleider, so gut es ging. Sobald es taghell war, trennten wir uns.

Ganz benommen wanderte ich durch die Ghettostrassen, ohne zu wissen, wohin oder zu wem ich meine Schritte lenken sollte. Ich lief zwischen den Menschen umher, die nun den zweiten Tag in den Strassen zubrachten. Sie hatten sich, wie anbefohlen, versammelt. Wer in diesem kleinen zugelassenen Gebiet noch Freunde wohnen hatte, hatte bei ihnen die Nacht wohl unterschlüpfen können. Die grosse Menge jedoch hatte die Nacht draussen verbracht. Hier sah man jemanden einen Kessel Wasser über offenem Feuer kochen und dort jemanden eine Kruste trockenes Brot kauen. Die meisten lagen auf der Strasse, schlaff, mit dem Ausdruck völliger Resignation, warteten und warteten . . .

Diese letzte Auslese wurde mit einer Verfeinerung der gewöhnlichen sadistischen Brutalität durchgeführt. Die Nazis hatten eine neue Art gefunden, Juden zu Mördern ihrer eigenen Brüder zu machen: sie liessen sie die Auswahl unter sich selber treffen.

Jede Fabrik, jede Werkstatt und soziale Institution, einschliesslich der Jüdischen Polizei, bekamen von den Nazibehörden eine bestimmte Anzahl Personen zugestanden, die als nötig für das Funktionieren des betreffenden Betriebes erachtet wurden. Für diese Personen wurden besondere Abzeichen ausgegeben. Der Direktor einer jeden Organisation hatte innerhalb der von den Nazis gesteckten Grenzen zu entscheiden, wer von seinen Angestellten den Lebens-Talisman bekommen und wer als «überflüssig», als «unnötig» verurteilt werden sollte. Der Inhaber des Abzeichens hatte dieses bei der Auslese vorzuweisen. Es war allerdings keine Garantie, dass er nicht dennoch ausgelesen würde, aber es würde immerhin zu seinen Gunsten mitsprechen. Die endgültige Entscheidung würde durch die Deutschen selber gefällt. Wer ein Abzeichen besass, hatte einige Aussichten davonzukommen, alle anderen hatten gar keine Hoffnung. Niemand kann sich die Qual jener Menschen vorstellen, denen die Aufgabe zugefallen war, die Listen durchzusehen und zu entscheiden, wer geopfert werden sollte.

Menschen ohne das rettende Abzeichen rannten noch mit der letzten Kraft der Verzweiflung in dem Gebiet der Auslese von einem zum anderen, flehend, bittend, hoffend gegen alle Hoffnung, dass sie noch irgendwie das kostbare kleine Stück Papier bekommen könnten.

Ich irrte ziellos umher.

So traf ich auf Anka Wolkowitz aus Wlodsławek. Sie erzählte mir, dass einige unserer Genossen in einer Wohnung in der Miła-Strasse 51 wären und dort auf den Ablauf der Auslese warteten. Sie brachte mich dorthin. Eine kleine Gruppe Menschen sass in völliger Resignation da, ihre gebeugten Köpfe auf ihre knöchigen Hände gestützt: Leon Michelson, Frau und Tochter, Damazer, ebenfalls mit Frau und Tochter, und Victor Mendelsohn. Lange Zeit sah niemand zu mir auf.

Frau Damazer war die erste, die mich bemerkte. «Genosse Bernard», sagte sie, halb fragend, «schliesslich kann man doch noch ein Kind bekommen.» Sie sah mich an, als ob sie auf eine Antwort wartete. Ich erfasste, was sie bei sich erwog. Zur Auslese zu gehen mit ihrer Tochter neben sich, bedeutete sicheren Tod für sich selber und das Kind. Sonst vielleicht nur für das Kind . . .

Ich blickte starr zu ihr hin, konnte keine Worte finden, keinen Gedanken fassen.

«Nein! Nein!» hämmerte Damazer mit den Fäusten gegen seine Stirn. Er war ausser sich. «Nein, Nein! Ich werde mit meinem Kind gehen!»

Anka Wolkowitz sagte ruhig unter Tränen: «Ich wünschte, ich wäre mit meinem gegangen.» Ihr Kind war in dem Medem-Sanatorium umgekommen.

Victor Mendelsohn zog mich beiseite und flüsterte mir zu, dass er im Hofe ein gutes Versteck wüsste. Ich erwiderte ihm, dass ich gleich zurückkommen würde, und lief aus der Wohnung.

Auf den Strassen begannen die Leute sich in Reihen aufzustellen. In der Ostrowsky-Strasse waren die Arbeiter von der Bürstenfabrik Schwentojerska versammelt. Die Leute sassen am Strassenrand oder standen herum mit ihren Bündeln auf dem Rücken und warteten. Dann sah ich etwas Ungewöhnliches. Männer rasierten sich, wuschen und säuberten sich. Frauen benutzten den Lippenstift und legten Puder auf, sahen in den Handspiegel, kämmt ihr Haar und glätteten ihre Kleider. Sie taten ihr Bestes, um sich hübsch und anziehend für die Teufel zu machen. Am oberen Ende hatte die Auslese bereits begonnen. Die Schlangenreihe bewegte

sich vorwärts. Man musste gesund, adrett, arbeitsfähig und brauchbar aussehen.

Mein Gott, wie tief waren wir gesunken!

Ich sah den Genossen Woyland, einen Dichter und Musiker, mit seinem drei Monate alten Baby auf dem Arm. Er wiegte es sanft, während er darauf wartete, an die Reihe zu kommen.

Da war Abramek Borkenstein, das aktivste Mitglied unserer Jugendbewegung. Auf dem Rücken hatte er einen grossen Koffer, oben und unten mit Löchern. Darin hatte er sein Kind verborgen. Wie auf die Folter gespannt, stand er da. Würde er sicher mit seinem Schatz auf dem Rücken durchschlüpfen?

Ruta Perenson stand mit ihrem Sohn Nicko da. «Du musst nicht bange sein», sagte sie zu ihm. «Schreckliche Dinge passieren hier bald. Sie wollen uns alle umbringen, aber wir werden das nicht zulassen. Wir werden ebenso hart zurückschlagen, wie sie uns treffen . . .»

Dicht dabei standen ihre Nichte und ihre Schwester, Liebeskind mit Frau, Genosse Kotsjolek von Łódź, der massive Genosse Gobid, ein talentierter Journalist der ‚Volkszeitung‘, den wir vor drei Monaten nach Warschau von einem kleinen Dorf in Galizien geholt hatten. Jankel Gruschka grüsste mich mit seinen dunklen, sprühenden Augen. Nicht weit davon standen Grilak und seine Frau. Alle warteten stumm.

Es war ein schöner Sommertag. Helle Sonnenstrahlen fielen herab auf die Ruinen der Häuser und die menschlichen Ruinen, auf eine gezeichnete, geschlagene Menge, die dem Tod entgegenstarrte.

Der gelbliche Staub von den Trümmern drang mir in Nase und Kehle. Mein Körper brannte vor Durst und Hunger. Ich nahm meinen Platz in der Reihe der Bürstenarbeiter. Die Genossen gaben mir die Identitätskarte eines Fabrikarbeiters, der früher schon zum Umschlagplatz gebracht worden war. Er trug auch einen Bart, und es bestand eine gewisse Ähnlichkeit. Ich hatte keinen Zweifel, dass ich mich mit meinem Doppel bald zusammenfinden würde. Ein Jude mit einem Bart ist kein sehr brauchbarer Arbeiter, und ausserdem hatte ich kein rettendes Abzeichen.

Da sah ich Abrasha Blum. Ich hatte noch die 100 Dollar bei mir, die er mir vor ein paar Tagen gegeben hatte. Ich gab sie ihm nun zurück. Ich war reif für den Umschlagplatz. Er sah jünger aus und hatte ein Abzeichen erhalten. Vielleicht würde er durchkommen.

Wir rückten unablässig weiter vor. In einiger Entfernung konnte ich schon die Uniformen der SS sehen. Nicht weit von mir stiess eine Mutter ihr Kind weg; es war sicherer, sich ihnen allein zu stellen. Sie gab sich einen Ruck, verbesserte ihre Aufmachung und steckte ein süßes Lächeln auf.

Dann konnte ich die Kommandorufe hören: «Rechts! . . . Links!» Nach jedem Befehl «Rechts!» erfolgte ein Aufheulen, untermischt mit dem Klatschen von Peitschen und Stricken; der Unglückselige wurde den wartenden Händen der Ukrainer und Letten zugeschoben, die ihn zu der Masse der Verdammten warfen. Nachdem eine genügende Anzahl zur Rechten beisammen war, wurde sie nach dem Umschlagplatz abgeführt, der nur wenige Häuserblocks entfernt war; und die nächste Gruppe wurde gesammelt.

Eine Frau schritt voran, sie führte ein Kind an der Hand. Die Rohlinge versuchten, ihr das Kind zu entreissen. Sie wurde zur Linken geschickt, zur Arbeit, zum Weiterleben, aber sie weigerte sich, das Kind aufzugeben. Nach einem kurzen Hin und Her wurde ihr ein ungeduldiger Stoss gegeben, der sie zur Rechten beförderte. Sie konnte ihr Kind behalten – und mit ihm sterben.

Berek Schnaidmil lief hinter mir her, ganz aufgeregt. Ich beobachtete, wie er eine heftige Auseinandersetzung mit einem der Fabrikleiter hatte, der noch ein paar Abzeichen in der Hand hielt. Berek verlangte sie für einige Genossen, die damit vielleicht noch gerettet werden konnten. Aber der Fabrikdirektor hatte seine eigenen Leute, um die er sich kümmern musste. Es war eine schauerliche Lotterie um Tod und Leben, in der selbst die Besitzer der Glückslose nicht sicher waren, dass sie ihre Gewinne einstreichen konnten.

Ich war schon an der Ecke Smotcha-Strasse, wo die Auslesekolonne am Werk war. Ich kam näher und näher. Um mich herum standen Genossen, die ihre Abzeichen in den Händen hatten. Sie versuchten, mich ganz in ihre Mitte zu nehmen. Vielleicht gelang es ihnen, mich durchzuschmuggeln.

«Nach rechts!» Ich fühlte einen stechenden Schmerz am Kopf und gewahrte dann, dass ich einen Peitschenhieb bekommen hatte. Ein paar kräftige Stösse, und ich befand mich in einer Gruppe von ungefähr 200 Menschen, die zu beiden Seiten der Strasse von einer Kette bewaffneter Posten umgeben waren.

In meiner Nähe sah ich keine Genossen. Ich befand mich allein in dem Abgrund der Erbärmlichkeit und Verzweiflung.

Dumpf blickte ich auf die uniformierten Bestien in Menschengestalt. Sie grinsten verachtungsvoll. Einer von ihnen ging auf einen angsterfüllten Juden zu, riss ihm die Armbanduhr ab und den Ring vom Finger, dann schlug er ihn mehrereremal ins Gesicht. Niemand schenkte dem Vorgang Beachtung. Wir hatten die Kraft verloren, auf solche Dinge zu reagieren.

Langsam begann mein Hirn wieder zu arbeiten. Aus dem chaotischen Wirrwarr meiner Gedanken löste sich ein innerer Befehl: Ich muss mich retten! Ich muss! Was hatte ich noch zu riskieren. Ich konnte alles aufs Spiel setzen; denn es gab für mich nichts mehr zu verlieren.

Die Masse bewegte sich voran unter Drängen und Schieben und den ärgerlichen Verwünschungen der Wachmannschaften. Das Geschrei und Geschiebe nahm zu. Ich riss mich aus der Menge heraus, sprang wie eine Katze in den Hof gegenüber den Aronowitz-Metallwerken, raste die Treppe hinauf, in eine Wohnung hinein. Sie war leer – keine Menschenseele zu sehen.

Ich versuchte, meiner Aufgeregtheit Herr zu werden und Atem zu schöpfen. An der Wand entlang schlich ich zum Fenster, spähte durch einen Riss in den Vorhängen. Die Wachen mühten sich noch mit ihren Opfern ab. Wie konnte es passieren, dass sie mich nicht hatten weglaufen sehen? Ich zog mich leise zurück und lauschte. Kein Laut von Verfolgern. Ich war «frei».

Zunächst wartete ich, bis die Wachmannschaft unten ihre Ladung Menschen in Richtung auf den Umschlagplatz in Bewegung setzte und die Strasse ruhig wurde. Ich hatte es auf die Auslese ankommen lassen und das Spiel verloren. Das Beste, worauf ich nun rechnen konnte, war, dass ich, wenn ich in den Strassen angehtroffen würde, ein zweites Mal für die Auslese herangeholt würde –, wobei ich natürlich keine Hoffnung hatte, besser abzuschneiden. Ich musste einen Unterschlupf vor den Häschern finden, die die Umher sch wirr enden aufgriffen und sie in die Reihe warfen. Dann erinnerte ich mich, dass Victor Mendelsohn etwas von einem Versteck in der Mila-Strasse 51 erwähnt hatte. Da ich sonst nirgendwo hinzugehen wusste, machte ich mich auf die Suche nach Victor.

In den Strassen warteten die Menschen weiter ergeben, bei der Auslese an die Reihe zu kommen. Ich wechselte hier und da ein Wort mit Freunden und Genossen.

Das Hoftor von Mila-Strasse 51 fand ich geschlossen. Polizei und Soldaten waren auf der Strasse. Leute, die versucht hatten,

sich in Häusern zu verbergen, wurden herausgeholt und hinter die Absperrkette gestossen.

Anka Wolkowitz, Michelson, seine Frau und Tochter, Damazer mit Frau und Kind, alle, die ich am Morgen in der Wohnung gesehen hatte, standen zusammen mit Hunderten anderer trübselig hinter dem Polizeikordon. Victor Mendelsohn schien nicht unter ihnen zu sein. Vielleicht war es ihm gelungen, sich zu verstecken.

Ich wanderte zurück durch die wartende Menschenmenge. Arbeiter von Fabriken und Werkstätten scharten sich um Banner mit kennzeichnenden Aufschriften, als ob sie zu einer Demonstration zusammengekommen wären. Ich sah einebekannte Gruppe von Bäckern, vor Sauberkeit glänzend in ihren weissen Mützen und Schürzen; den Namen ihrer Bäckerei führten sie auf einem Transparent über sich. Sie waren aufs Schönste für die schicksalhafte Auslese herausgeputzt.

An der Ecke der Lubetska-Strasse traf ich auf die Genossen Gobid, Liebeskind und Dora Kotscholek. Sie waren ebenfalls aus den Reihen der Verdammten entkommen und wanderten nun durch die Strassen, auf der Suche nach einem Unterschlupf. Wir alle waren ausgedörrt vor Hunger.

Ich schloss mich ihnen auf der Jagd nach Brot an. Schliesslich kannte ich alle die Bäcker, und sie kannten mich. Ob wir nun einen Platz zum Verstecken fanden oder nicht, wenigstens würden wir da etwas zu essen bekommen.

Wir machten uns auf zu einer Bäckerei in einer alten Synagoge an der Mila-Strasse. Kaum, dass wir in den Hof einbogen, hörten wir Schüsse in der Nähe. Ich lief eine Treppe hinauf und verschwand im Hause. Weitere Schüsse fielen, und dann war es wieder ruhig. Als ich auf die Strasse zurückkam, war nichts mehr von meinen Freunden zu sehen. Später erfuhr ich, dass sie diesmal Treblinka nicht entronnen waren.

Allein schleppte ich mich weiter. Ich war todmüde, und der Hunger quälte mich schrecklich. Da hielten mich zwei Brüder Nuchem und Scholem Chmelnitsky an, die unsere Schule in Krochmalna absolviert hatten. Nuchem war ein guter Freund meines Sohnes und Mark Novogrodskys. Sie sahen übermüdet aus, aber sie waren nicht mutlos.

«Bernard», sagten sie, «wir haben etwas Bedeutsames erfahren. Das ganze Personal von der Oxako-Fabrik an der Sochatchevska-Strasse ist schon durch die Auslese gegangen, und die Fabrik hat die Arbeit wiederaufgenommen. Sie ist voll von Arbei-

tern. Wir glauben, dass sich die Wachen dort bestechen lassen. Wenn wir erst einmal in der Fabrik sind, sind wir sicher.»

Die Fabrik lag auf einem ziemlich ausgedehnten Gelände, einschliesslich Teilen der Niska-, Okopova- und Mila-Strasse, und grenzte an die ehemalige Gerberei von Feiffer, dicht an der arischen Seite.

Ich hatte nicht viel Geld bei mir.

«Wir haben Geld», versicherten sie mir, «und eine goldene Uhr. Lasst uns hingehen.»

Wir wanderten zusammen die Mila-Strasse hinunter auf das Fabriktor an der Sochatchevska-Strasse zu. Eine grosse Menschenmenge stand vor dem Tore. Offenbar hatte sich die Nachricht schnell verbreitet. Plötzlich begannen die Wachen über die Köpfe der Menge zu schiessen und riefen, dass sich alle auf den Boden werfen und still liegen bleiben sollten. Glücklicherweise waren wir noch ziemlich am Rande des Menschenknäuels. Wir streckten uns zusammen mit den andern hin und konnten die Schreie von Verwundeten hören.

Ich kroch auf dem Bauche den Weg zurück, den wir gekommen waren. Nachdem ich von den Fabrikwachen genügend Abstand gewonnen hatte, richtete ich mich auf und lief die Mila-Strasse hinauf um die Ecke der Lubetska-Strasse. An der nächsten Ecke hielt ich inne und lehnte mich an die Wand, um Atem zu schöpfen. Jetzt fühlte ich mich völlig zerschlagen, hoffnungslos. Mein Körper und meine Nerven hielten nicht mehr aus.

Ein Pferdewagen, beladen mit Kisten und Kasten, bewegte sich langsam die Strasse hinunter auf mich zu. Der Wagen trug die Inschrift «Oxako». Zwei Männer sassen auf dem Kutschersitz. Der Mann neben dem Fahrer war ein jüdischer Polizist, und in dem Fahrer erkannte ich Welvel der Grober, einen Transportarbeiter. Wir waren alte Bekannte, und er würde mir sicher helfen.

Meine Reaktionen gingen jedoch so langsam vor sich, dass der Wagen schon vorbei war, bevor ich in meinem Kopf die Dinge zusammenbrachte. Ich lief hinterher und rief Welvel. Er hielt den Wagen an und lehnte sich heraus. «Wer bist du? Was willst du?»

Die Stimme klang nicht gerade freundlich; er erkannte mich nicht. Mein Bart war eine bessere Maske, als ich zu hoffen gewagt hatte. Doch war Welvel neugierig zu wissen, wer ihn bei Namen gerufen hatte.

«Wewel», sagte ich, «ich bin Bernard.»

«Bernard? Bernard?» Er beugte sich tiefer herab, richtete seine Augen auf mich, die sich plötzlich mit Tränen füllten. «Bernard, Bernard . . .» begann er zu flüstern. Dann sagte er hastig: «Spring auf den Wagen!»

Der Polizist hatte der Szene ruhig und mit einigem Interesse zugeschaut. Das aber war zuviel für ihn. «He, du, wieviel bekommst du denn für diesen Kopf?» knurrte er brummig den Fahrer an.

«Du Bastard, du Hundesohn!» fuhr Wewel ihn an. «Weisst du, wer das ist? Das ist Bernard!»

Das Verhalten des Polizisten änderte sich mit einem Schlag. Wortlos reichte er mir eine Hand und half mir, auf den Sitz zu klettern. Er kannte mich nicht, aber er hatte meinen Namen wohl gehört.

Wir fuhren los. Am Fabriktor lehnten sich Wewel und der Polizist zu einer leisen Unterhaltung mit der Wache herab. Dann fuhren wir in den Fabrikhof ein. Wewel brachte das Pferd zum Stehen, und wir stiegen alle drei ab. Einen Augenblick standen wir stumm da. Nachdem wir soweit gekommen waren, wusste keiner von uns, was nun geschehen sollte. Die beiden waren ebenso erschreckt darüber wie ich selber.

Wewel rang nervös seine Hände. «Bernard, ich habe keinen Platz hier, dich zu verstecken! Was wird daraus werden? Was können wir tun, was sollen wir machen?»

Der Polizist beendete unsere Unschlüssigkeit. Er legte mir die Hand auf die Schulter. «Komm her! Ich werde einen Platz für dich finden.»

Er führte mich einen halben Häuserblock weiter in einen Fabrikhof zu der Tür einer Bäckerei, die auf die Niska-Strasse ging. Ich erkannte sie wieder. Vor dem Kriege war es eine kooperative Bäckerei gewesen. Die Bäcker dort waren mir gut bekannt.

Der Polizist brachte mich hinein und meldete: «Ich habe euch den Genossen Bernard gebracht.»

Sofort wurde ich von einer Gruppe neugieriger Gehilfen umgeben. Zuerst lag in ihren Augen kein Wiedererkennen, aber dann wurde ich mit einer Wärme behandelt, die mir wohlthat. Sie brachten mir ein Glas Tee und ein Stück Brot, und einer reichte mir eine weisse Schürze. Ihr Vorschlag war, dass ich einstweilen in der Bäckerei bleiben sollte und so tun, als ob ich da arbeitete.

Ich ging umher und lauschte den Gesprächen. Mir sträubten sich die Haare. Ein abscheulicher Handel in jüdischen Menschenleben ging auf dem Fabrikgelände vor sich. Juden von der Bäckerei in Gemeinschaft mit deutschen Wachleuten heimsten grosse Summen Geldes dafür ein, dass sie vor der Auslese geflohene Juden aufnahmen. In den meisten Fällen setzten sie ihre Opfer, nachdem sie ihnen das Letzte weggenommen hatten, wieder auf die Strasse und überliessen sie ihrem Schicksal.

Spät am Abend, als ich in irgendeiner Ecke zusammengekauert lag und träumte, stiess mich jemand an:

«Genosse Bernard, es ist wieder ein Überfall im Gange. Der ganze Platz ist umzingelt. Wenn sie dich finden, sind wir alle verloren. Sie werden dann uns alle erschiessen. Verbirg dich, so schnell du kannst.»

Ich lief auf den Hof, versuchte, meinen Kopf freizubekommen und mich zurechtzufinden. Von der Strasse vor dem Tore kam das gewohnte Gepolter der Mörder mit lautem Rufen und Stampfen eisenbeschlagener Stiefel. Scheinwerfer bestrahlten den Hof. Ich rannte in den offenen Torweg und dann eine Treppe hinauf. Unter mir streifte ein Scheinwerfer den Torweg, dann die Treppe und hielt dort an. Ich klomm höher. Genagelte Stiefel waren schon auf der Treppe zu hören.

Ich gelangte auf den Boden des Hauses und tastete mich im Dunkeln weiter. Das Kopfende eines zerbrochenen Bettes lehnte gegen die Wand. Ich kroch dahinter und stiess auf einen menschlichen Körper. Er war warm und zitterte heftig. Wer immer es war, er war lebendig und genauso voll Furcht wie ich selber. Der Raum war nicht gross genug für zwei, aber es war zu spät, umzukehren und woanders Platz zu suchen. Selbst wenn ich gewollt hätte, es wäre nicht gegangen; denn der andere umklammerte mich in krampfhafter Angst. Es war eine Frau. Sie atmete schwer und bemühte sich, ihr Keuchen zu dämpfen. Wir pressten uns gegen die Wand. Sie schmiegte sich dicht an mich und grub ihr Kinn in meine Schulter. Ihr Herz schlug wild. Sie sagte kein Wort. Ich hörte nur ihren schweren, halberstickten Atem.

Mehrmals kamen Polizisten auf den Speicher und liessen ihre Taschenlampen umherleuchten. Geduckt, zitternd erwarteten wir jeden Moment, dass ein Lichtstrahl auf uns fallen würde. Jedesmal, wenn wir die schlurfenden Schritte auf der Treppe vernah-

men, festigte die Frau ihren Griff um mich. Ihr Herz schlug noch heftiger, und wir beide zitterten krampfhaft.

Furcht durchrieselte mich bei dem Gedanken, dass sie jeden Augenblick einen Herzschlag bekommen und mit ihren Armen fest um mich geschlungen sterben könnte.

Und wieder kamen die verdammten Stiefel näher. «Hier ist niemand. Wir waren schon hier», rief ihnen einer zu. Die Schritte verhallten. Grabesstille umfing uns. Für den Augenblick wenigstens waren wir gerettet. Dann merkte ich plötzlich, dass mir jeder Muskel meines Körpers wehtat.

Meine Begleiterin konnte nun nicht länger ihr Schluchzen zurückhalten. Sie presste ihr Gesicht an meine Schulter, ihr ganzer Körper zuckte. Ich versuchte, sie zu beruhigen.

Endlich kam etwas Tageslicht durch ein Loch im Dach. Unser Versteck wurde heller, ich konnte allmählich Umrisse von Gegenständen erkennen. Dann liess ihr Griff etwas nach, aber sie zitterte und schluchzte noch immer. Ich konnte ihr Gesicht sehen. Es war ein junges, hübsches, intelligent aussehendes Mädchen in den Zwanzigern. Unter Weinen brachte sie ihre Geschichte heraus. Ihre Eltern, Brüder und Schwestern waren alle getötet worden. Sie hatte irgendwo in der Fabrik Freunde. Mit viel Geld hatte sie sich den Weg dahin erkaufte, doch ihre Hoffnung, die Freunde zu finden, war vergeblich. Sie war allen Versuchen, sie auf die Strasse zurückzutreiben, entschlüpft und hatte schliesslich dieses Versteck gefunden. Seit Mittag hatte sie hinter dem Bettgestell gelegen. Sie hatte Gold, Juwelen und Geld. Sie wollte mir alles geben, wenn ich ihr helfen würde. Ein erneuter Anfall von Schluchzen unterbrach ihre Bitten.

Besänftigend sprach ich auf sie ein und sagte ihr, dass ich ihr Gold und ihre Juwelen nicht brauchte. Ich selber wäre darauf aus, einen sicheren Platz zu finden. Mit etwas Glück würden wir beide es vielleicht überleben.

Nachdem die Spannung nachgelassen hatte, fühlten wir beide grimmigen Hunger. Seit 24 Stunden hatte ich nichts gegessen und getrunken. Sie war nun so weit beruhigt, dass sie mich auf die Suche nach etwas Essbarem gehen liess. Auf der Treppe war es noch dunkel, aber der Hof lag in hellem Tageslicht. Eine lange Schlange Menschen stand vor der Bäckerei, Arbeiter der Oxako-Fabrik, die ihre Rationen in Empfang nahmen. Ich stellte mich mit in die Reihe. Da die Bäcker mich kannten, gaben sie mir einen Laib Brot und eine Flasche Wasser.

Auf dem Rückwege bemerkte ich einen Freund in der Reihe, einen früheren Schlachtergesellen. Er erkannte mich offenbar nicht und war erstaunt, als ich mich ihm zu erkennen gab. Er beteuerte, dass er mir leider nicht helfen könnte. Sein Versteck war in einem überfüllten Luftschutzkeller auf dem Fabrikhof. Wenn er mich mitbringen würde, liefe er Gefahr, dass die anderen ihn hinauswürfen. In schamhafter Hilflosigkeit wandte er sich ab. Für einen Augenblick standen wir schweigend da.

Plötzlich stiess er mich leise an und lenkte durch Kopfnicken meine Augen auf eine Gruppe in dem Hof. «Dort sind deine alten Freunde Itzhock Meisner und Moische Furman. Sie gehören nun zur Fabrikwache. Ihnen sollte es doch möglich sein, dir zu helfen.»

Bevor ich mich an sie wandte, kehrte ich auf den Speicher zurück und brachte meiner unglücklichen Genossin das Brot und die Flasche Wasser. Ich sagte ihr, dass die nächste halbe Stunde, während des Schichtwechsels, die beste Zeit wäre, um nach ihren Freunden Umschau zu halten. Wenn es mir nicht gelänge, ein besseres Versteck ausfindig zu machen, würde ich zurückkommen. Sie dankte mir mit Tränen in den Augen.

Itzhock und Moische standen noch auf der Stelle, wo ich sie gesehen hatte. Mit ihnen ging ich durch die mir nun schon gewohnte Routine: Erst erkannten sie den armen, bärtigen Juden nicht, und dann, als ich mich zu erkennen gegeben hatte, beteuerten sie mir, dass sie leider nicht in der Lage wären, mir zu helfen. «Genosse Bernard, wir haben kein Versteck für dich. Was können wir tun? Was nur? . . . Wir können dich nicht in der Fabrik als einen Arbeiter maskieren. Jeder kennt dich. Irgendeiner wird dich dann verraten, und wir alle hätten es zu büssen.»

Als wir darüber sprachen, ging eine uniformierte Fabrikwache vorbei. Meine Freunde hielten den Posten an, nahmen ihn beiseite und sprachen leise auf ihn ein. Nach wenigen Augenblicken kam er auf mich zu und sagte ohne Aufhebens: «Komm, Genosse Bernard!»

Ich stellte keine Frage und folgte ihm.

Wir überschritten die Niska-Strasse, an einem Stacheldrahtverhau vorbei, der in der Mitte der Strasse gezogen worden war. Jetzt waren wir in einer Art Niemandsland, das vom Fabrikgelände abgetrennt war. Es war der «neutrale Sektor» zwischen dem Ghetto und der arischen Seite. Die Wache führte mich zu einem kleinen einstöckigen Holzhaus. Die

Fensterläden waren geschlossen, und das Haus schien verlassen, doch die Tür stand offen. Er hiess mich eintreten und deutete mir mit einer Geste an, dass dieses mein Heim wäre.

Ich folgte ihm wieder nach draussen. Hinter dem Hause war ein kleiner Hofraum, der von einem hohen hölzernen Zaun umgeben war. Er hob ein Brett aus dem Zaun an und legte so zwischen dem Zaun und der Wand des anstossenden Hauses eine Höhlung frei, die gerade so gross war, dass eine Person darin stehen konnte. Er forderte mich auf hineinzutreten, und liess das Brett herunter. Der Raum war so eng, dass ich nicht einmal eine Schulter zu rühren vermochte, ich musste mich ganz aufrecht und gerade darin halten. Dann hob er das Brett wieder hoch und liess mich heraus.

«Das ist ein Versteck», sagte er, «und komm, ich will dir noch ein anderes zeigen.»

Wir gingen in das Haus zurück. Er stellte eine kleine Leiter auf, und ich folgte ihm auf den Boden durch eine kleine Falltür. Der Boden war dick mit Staub und Spinnweben bedeckt, Lumpen und allerlei wertloser Kram lagen umher. Vorsichtig hob er eine dickbestaubte Bohle und legte eine enge, sargähnliche Öffnung bloss.

«Das ist dein zweites Versteck», sagte er und lud mich ein, mich hineinzulegen. Mit dem Brett über mir fühlte ich mich lebendig begraben. Nachdem er mich wieder herausgelassen hatte, erklärte er mir, dass das Brett vorsichtig gehandhabt werden müsse, damit die dicke Staubschicht darauf erhalten bliebe, die das Versteck tarnte.

Der seltsame Führer, der mich immer «Genosse Bernard» nannte, gab mir weitere Instruktionen. Ich müsste den ganzen Tag auf der Lauer liegen, die Strassen durch einen Riss in den Fensterläden beobachten. Tagsüber könnte ich, wenn es nötig wäre, das elektrische Licht andrehen, aber unter keinen Umständen bei Nacht. Wenn ich irgendwelche Zeichen eines bevorstehenden Überfalls wahrnähme, müsste ich schnellstens zum Versteck in den Hofzaun rennen. Das wäre das sicherste. Wenn es zu spät wäre, um noch das Haus zu verlassen, könnte ich den Boden benutzen. Und ich sollte nicht vergessen, die Leiter nach mir heraufzuziehen. Wiederholt sagte er mir, dass ich üben sollte, in die Verstecke hinein- und herauszukommen. Als er sicher war, dass ich seine Instruktionen ganz verstanden hatte, ging er fort.

Am Abend kam er wieder und brachte mir einen Topf Suppe, Brot und Nachrichten. Die Razzien wären noch in vollem Gange. Die Zu-

stände würden beständig verzweifelter, und die Zahl der Opfer stiege weiter. Er fügte noch eine wichtige Instruktion hinzu: Nachts dürfte ich nicht schlafen. Ich hätte dauernd auf der Hut zu sein; denn auch bei Nacht könnten sie kommen. Er sagte, dass meine Genossen ihn gebeten hätten, mir Essen zu bringen und Nachrichten zu übermitteln. Aber keiner von ihnen könnte zu mir kommen. Das wäre viel zu gefährlich.

Allein geblieben, lauschte ich angestrengt in die Dunkelheit, alle meine Nerven waren aufs Äusserste gespannt.

Plötzlich sah ich, wie sich etwas in einer Ecke des Raumes bewegte. Kalter Schweiss brach mir aus. Es war kein Irrtum, keine Sinnestäuschung. Etwas bewegte sich da. Dann musste ich lächeln: Es waren Freunde – Ratten. In meiner Einsamkeit war ihre Gegenwart ein Trost. Wir waren ja nicht sehr voneinander verschieden. Auch ich lag in einem Loch verborgen, war wie ein verhasstes, gehetztes Tier, das sich vor dem Tode duckt.

Ich verbrachte eine lange Nacht in Gemeinschaft mit meinen Ratten. Meine überreizten Nerven folgten jeder ihrer Bewegungen. Immer wieder schreckten sie mich aus einem kurzen Schlummer auf und brachten mich zurück zu schmerzlichem Wachsein.

Am Morgen blickte ich unverwandt durch die Ritze in den Läden nach draussen. Ich sah, wie die Arbeiter aus den Häusern auf der anderen Seite der Niska-Strasse schläfrig zur Arbeit gingen. Noch lange Zeit, nachdem sie vorbei waren, hielt ich Wache in der Hoffnung, meinen Freund über den Drahtverhau kommen zu sehen.

Er kam gegen Mittag mit Essen und Wasser und gab mir Zigaretten zur Beruhigung meiner Nerven. Meine Neugier wurde immer stärker. Wollte ich doch wissen, mit wem ich es zu tun hatte. Ich bot ihm Geld an und fragte ihn nach seinem Namen.

«Ich kann dir Geld geben, wenn du was brauchst», sagte er. «Alles, was ich dir bringe, kommt von deinen Genossen. Und mein Name, der bedeutet nichts für dich.»

Er verliess dieses Thema und kam auf die letzten Nachrichten über die Deportierungen zu sprechen, die unvermindert weitergingen. Die grosse Auslese war noch nicht vorüber. Lange Reihen zogen noch an dem gefürchteten Stab «Rechts! Links!» vorüber. Überfüllte Güterwagen gingen weiter vom Umschlagplatz ab.

Wieder nannte er mich «Genosse Bernard», und als ich ihn fragte, wer er wäre, senkte er die Augen und gab keine Antwort.

Als er an jenem Abend wieder das Essen brachte, war darin ein Stück Wurst, ein Leckerbissen, wie ich ihn seit vielen Monaten nicht zu Gesicht bekommen hatte. Mehrere Tage lang erschien er zweimal täglich bei mir und brachte Essen und Nachrichten, aber jeder Frage über seine Person wich er aus. Schliesslich sagte ich ihm kategorisch, dass ich keinen Bissen mehr von ihm annehmen würde, wenn er mir nicht sagte, wer er sei und woher er mich kenne.

Die Augen auf den Boden geheftet, sagte er: «Ich kenne dich, weil mein Bruder Mitglied eurer Partei war. Mein Name ist Kalman, von der Familie Wolkenbrot. Mein Bruder Schimen hat dich gut gekannt. Mein Vater hiess Fischel Manjes, er war Getreidehändler in der Lubetska-Strasse.»

Ich erinnerte mich an Fischel Manjes. Er hatte einen nicht ganz sauberen Ruf in jenem Distrikt. Schimen, ein Pelzarbeiter, war Mitglied der Miliz unter meinem Kommando gewesen. Ich musste auch an einen ungewöhnlichen Vorfall mit Schimens Bruder denken. Er war fünf oder sechs Jahre vor dem Krieg passiert, als ein kranker Genosse, Joseph Leschtchinsky, ein Mitglied des Zentralkomitees, zu dringend notwendiger Erholung nach Otwojsk gehen wollte. Leschtchinsky hatte seine Sachen auf einen Wagen vor seinem Hause in der Karmelitzka-Strasse gepackt. Jemand stahl den Koffer, der seine gesamte Kleidung enthielt. In meinem Aufgabengebiet war ich manchmal mit Angehörigen der Unterwelt von Warschau in Berührung gekommen. Daher sollte ich versuchen, die gestohlenen Sachen wiederzuerlangen. Von jüdischen Transportarbeitern, die an der Ecke Karmelitzka- und Nowolipya-Strasse verkehrten, erfuhr ich, dass Fischel Manjes' Sohn, ein bekannter Dieb, an jenem Morgen vor dem Haus herumstehen gesehen worden war. Ich suchte ihn auf und verlangte die Rückgabe der gestohlenen Sachen. Nach langem und hitzigem Wortwechsel gab er zu, dass sich der Koffer bei einem Hehler zur Aufbewahrung befand. Gegen Bezahlung einer Aufbewahrungsgebühr, die er dem Hehler dafür schulde, gab er den Koffer mit allen Sachen wieder heraus.

Das war in kurzen Zügen mein einziges Zusammentreffen mit Schimens Bruder, der nun vor mir stand und nicht wagte, mir in die Augen zu sehen. Er sprach weiter, mit etwas mehr Mut und Selbstbewusstsein.

«Später wurde ich ein ganz anderer Mensch. Ich war im Ausland, eine Zeitlang war ich sogar reich. Kurz vor Ausbruch des Krieges kam

ich nach Warschau zurück. Jetzt – jetzt bin ich hier.»

Nachdem ich sechs Tage unter Kalmans freundlichem Schutz verbracht hatte, wurde es ruhiger im Ghetto. Am sechsten Tage brachte er Itzhock Meisner und Moische Furman mit.

«Genosse Bernard, du bist freil!» sagten sie freudig bewegt und umarmten mich. «Die Banditen der Vernichtungsbrigaden haben das Ghetto verlassen. Du kannst nun frei ausgehen.»

Wir verabschiedeten uns herzlich. Ich warf einen dankbaren Blick auf die kleine Hütte zurück. Es war ein sonniger Tag, zuviel Licht für meine so lang an Dunkelheit gewöhnten Augen. Ich war etwas benommen und ging unsicher, aber ich fühlte mich froher. In diesem schauerhaften, schreckenerfüllten Leben hatten drei Menschen aus der grauen, eingeschüchterten, unempfindlich gemachten Masse Menschlichkeit, Freundlichkeit und Zärtlichkeit bewiesen. Aus keinem anderen Antrieb als Anstand und Mitgefühl hatten sie ihr Leben für einen Mitmenschen gewagt.

Wieder wanderte ich die Ghettostrassen entlang. Meine Nerven waren jetzt ruhiger, der lange Alpdruck war vorüber, aber mein ganzer Körper brannte. Seit zehn Tagen war ich nicht aus den Kleidern gekommen, und ich konnte mich nicht erinnern, wie lange es her war, dass ich meine Unterwäsche gewechselt hatte. Ich war verdreckt, mit Schmutz und Staub bedeckt.

Alles sah sonderbar aus. Keine Spur mehr von der geräuschvollen, umhergestossenen Menschenmenge, die vor nur sechs, sieben Wochen sich im Ghetto gedrängt hatte!

Schuppen und Läger standen offen und leer. Die Häuser waren verlassen. In den Hinterhöfen lagen hier und da Hausgeräte herum, zerbrochene Möbelstücke und Kleiderfetzen. Dumpfe Verlassenheit hing über allem. Alles war in grosser Unordnung zurückgelassen worden. Für viele Dinge, die sonst im Leben der Menschen eine so wichtige Rolle spielten, hatte niemand mehr Verwendung. Ein Wirbelsturm war über das Ghetto hinweggegangen, hatte alles auf seiner Bahn zerschmettert und eine öde Wildnis bereitet.

Ab und zu sah ich menschliche Gestalten ängstlich die Strasse entlanglaufen. Sie blieben auch wohl stehen, sahen mich aus der Nähe mit irren, verschreckten Augen an, in der Hoffnung, vielleicht in mir einen lieben Menschen zu erkennen, der sich irgendwie aus der Hölle

gerettet, sich irgendwie aus den Teufelskrallen gerissen hätte. Nach schneller, eifriger Erforschung, deren Ergebnis enttäuschend sein musste, wandten sie sich ab und eilten davon.

Von Zeit zu Zeit rannten ein paar Leute auf der Strasse in Torwege, verschwanden, wenn sie in der Ferne eine Uniform erblickt hatten. Der Tod könnte jeden Moment wieder erscheinen – und sie wussten ihn an der Uniform zu erkennen . . .

Ich traf das Mädchen, das mit mir zusammen während jener schrecklichen Nacht auf dem Speicher der Oxako-Fabrik gewesen war. Wir begrüßten einander als alte Freunde. Zum erstenmal erfuhr ich ihren Namen – Silberman. Sie kam aus einer reichen Warschauer Familie und erzählte mir, dass sie sich für eine grosse Summe Geld wieder einen Platz in der Fabrik erkaufte. Nun war sie dabei, nach Angehörigen und Freunden zu suchen. Vielleicht, vielleicht. . . schliesslich darf man nicht die Hoffnung aufgeben!

In der Zamenhof-Strasse traf ich den Genossen Israel Wiener, einen Schneider und Führer der Miliz der Bekleidungsarbeitergewerkschaft. Mein miserabler Zustand bekümmerte ihn, und er nahm mich mit nach Hause. Er wohnte zusammen mit mehreren anderen Genossen und arbeitete in einer Schneiderwerkstatt in der Karmelitzka-Strasse. Ich konnte mich dort waschen und meine Kleider wechseln, bekam Tee, Essen und ein Bett. Wiener sandte eine Nachricht zu der Bürstenfabrik, worauf Abrasha Blum, Marek Edelman und Berek Schnaidmil mich besuchten. Erst konnten wir kein Wort herausbringen. Sie hatten mich schon für tot aufgegeben.

Die letzten sechs Tage hatten das Ghetto 100'000 Leben gekostet. Von den ursprünglich 500'000 Bewohnern waren noch 40'000 oder 50'000 übrig, die meist als Arbeitende in den Fabriken oder den sozialen Instituten ausgegeben wurden. Noch waren Chaos und Verwirrung so gross, dass nicht alle Fabriken die Arbeit wieder aufnehmen konnten.

Was für ein eigenartiger Zufall hatte regiert, dass wir nicht zu den Hunderttausenden gehörten, die in den Tod geschleppt worden waren? Wir sahen einander mit verschleierte Augen an und dachten, wie wunderbar es war, dass wir uns wiedertrafen, wie teuer wir einander waren und wie sehr wir uns gegenseitig nötig hatten. Langsam begannen wir, über die jüngst erlebten Tage und über unsere gegenwärtige Situation zu sprechen.

Ein Brief von Orzech von der arischen Seite war gerade angekommen. Er wollte wissen, was mit mir geschehen war, warum ich nicht, wie verabredet, hinübergekommen wäre. Er teilte mit, dass er der Welt draussen über die Vorgänge im Ghetto berichtet habe. Tag und Nacht arbeite er daran, Waffen zu bekommen. Er hatte Zusagen erhalten und hoffte auf baldige Lieferungen. Ich sollte so schnell wie möglich auf die arische Seite herüberkommen, um bei den Vorbereitungsarbeiten für den Endkampf des Ghettos zu helfen. Abrasha und ich verbrachten die Nacht damit, alle Möglichkeiten der Aktion durchzugehen. Wir verglichen die Berichte über die Haltung der Überlebenden im Ghetto. Auch die optimistischsten Arbeiter in den Fabriken hatten alle Illusionen aufgegeben. Sie waren sich nun klar darüber, dass dieses nur eine Atempause in der systematischen Ausrottung war. Es würde schon wieder losgehen, und das bald. Entrinnen war unmöglich. Die Wahl bestand nur zwischen williger Selbstaufgabe oder dem Todeskampf. Alle waren entschlossen, diesmal zu kämpfen.

Am Morgen ging Abrasha zur Fabrik.

Alle im Hause der Karmelitzka-Strasse waren in grosser Aufregung. Die Deutschen waren dabei, jede noch verbleibende Fabrik mit einem Zaun zu umgeben und daraus separate Ghettos zu machen. Kein Gehen und Kommen von einer Fabrik zur anderen war mehr erlaubt. Arbeiter, denen gestattet war, ausserhalb der Fabrik zu wohnen, Angestellte des Judenrats, der Polizei, des Krankenhauses und anderer Einrichtungen waren auf bestimmte Strassen des Wohnbezirks beschränkt. Niemand durfte sich auf den Strassen sehen lassen. Die Arbeiter marschierten von und zu der Fabrik in Gruppen unter polizeilicher Bewachung. Sogar die Kranken wurden von der Polizei zum Hospital begleitet. Alle Strassen ausserhalb der Fabrikgrenzen oder der als Wohnraum zugelassenen Häuserblocks wurden abgesperrt.

Alle Ghettotore wurden geschlossen. Die Deutschen hatten jetzt die Grenzen innerhalb des Ghettos gezogen, an den paar in sich eingezäunten Fabriken zwischen Reihen leerer, verlassener Wohnhäuser vorbei, an der Leshno-, Soina-, Ogrodova-, Karmelitzka-, Pzheyazd-, Novolipya-, Pavia-, Djelna-, Smotcha-Strasse. Ein neues Tor wurde an der Ecke Gensha-Zamenhof-Strasse errichtet. Nur auf diesen kleinen Inseln von Fabriken, umgeben von Niemandsland, gab es noch Leben – sonst herrschte überall Todesschweigen.

Im Zentrum des früheren Ghettos wurde ein kleines Gebiet für die wenigen Juden der verschiedensten Kategorien abgegrenzt, die nicht in den Fabriken lebten. Die Mila-Strasse war für die «Platzkaszehes» reserviert, die paar tausend Juden, die an verschiedenen Aufgaben auf der arischen Seite arbeiteten. Jeden Morgen marschierten sie sehr früh in militärischer Formation durch das neue Gensha-Zamenhof-Tor, durch die geisterhafte Stille der verlassenen Strassen und dann durch das alte Leshno-Zhelasna-Tor hinaus. Am Abend kehrten sie auf demselben Weg zu ihren Schlafstätten zurück.

Nachdem alle menschlichen Wesen aus den abgesperrten Gebieten entfernt worden waren, gingen die Deutschen mit ihrer typischen Gründlichkeit daran, dort alle irgendwie brauchbaren Gegenstände' auszuschlachten. Zu diesem Zwecke schufen sie eine «Werterfassungsstelle». Sie beschäftigten eintausend Juden damit, das Altmaterial zu sammeln, zu sortieren und in Depots in der Tlomatzky-Synagoge und in der katholischen Kathedrale an der Nowolipky-Strasse aufzustapeln, von wo es in Lastwagen aus dem Ghetto gebracht wurde.

Der Werterfassungsstelle erwuchs eine Konkurrenz. Als sich die von dem Fegefeuer der Deportierungen verschont gebliebenen Juden soweit erholt hatten, belebte das Bedürfnis nach Nahrungsmitteln den Schmuggelhandel wieder. Die Nichtjuden betrachteten Geld nicht mehr als ein annehmbares Tauschmittel, aber sie nahmen gern die Sachen, die Schmuggler aus den verlassenen Häusern geholt hatten, im Austausch gegen Brot. Waghalsige Schmuggler krochen in die verbotenen Distrikte und konkurrierten mit den organisierten Leichenfledderern der Werterfassungsstelle.

In der Schneiderwerkstätte in der Karmelitzka-Strasse 23 wohnte Benek Weitzman, ein junger Schneider, der Mitglied des Warschauer Ausschusses der Jugendbewegung «Zukunft» war. Er war ein intelligenter, eifriger Sozialist und guter Redner. Er kam zu mir und fragte mich in ernstem Gewissenskonflikt um Rat: «Genosse Bernard, ist es erlaubt, dass wir als Parteimitglieder, Idealisten und Sozialisten auch etwas von den unbewohnten Häusern nehmen dürfen, um es für etwas zu essen einzutauschen?»

Benek hatte schon alle seine Angehörigen verloren. Seine Frau und sein zweijähriges Kind waren bereits deportiert. Nun wartete er, allein und hungrig, bis auch er an die Reihe kam. Da rang sein Gewissen noch mit dem Problem, ob die Überlebenden das mora-

liche Recht hätten, aus dem verlassenen Eigentum der Gemordeten Nutzen zu ziehen. Würde uns das nicht zu Plünderern an den Toten machen? Es gab noch viele wie Benek, die eher Hungers sterben würden, als mit den Sachen der Toten Handel treiben.

Ausser der Nummer 23 waren beide Seiten der Karmelitzka-Strasse schon vollständig geleert. Es war unwahrscheinlich, dass die Deutschen dieses winzige Eiland unberührt lassen würden. Alle darin warteten stündlich darauf, zum Umschlagplatz abgeführt zu werden. Als ihre einzige Hoffnung für ein Überleben hatten die Arbeiter der Karmelitzka-Strasse 23 sich an Tebbens um Zulassung in die Fabrik gewandt, die noch mit Hochdruck arbeitete.

Da ich unter keinen Umständen zu Tebbens gehen konnte, zog ich nach Gensha-Strasse 48, wo das Krankenhauspersonal wohnte. Dort verbrachte ich zum letztenmal ein paar Stunden mit einem meiner teuersten Freunde, mit Anna Broide-Heller. Sie hatte ihr Leben lang der Sache des Sozialismus gedient. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte sie in der Schweiz Medizin studiert und war in der Emigrantengruppe des Bundes mit dem Sozialismus in Berührung gekommen. Dort traf sie auch ihren späteren Gatten, den Ingenieur Heller. 1914 ging sie nach Polen zurück, und in dem Durcheinander des Krieges organisierte sie ein Heim für verwaiste und verlassene Kinder. In den Jahren zwischen den Kriegen war sie in der Kinderfürsorge aktiv. Sie war eine der Leiterinnen unseres Medem-Sanatoriums und wirkte dort als ärztliche Beraterin. Sie wurde die Direktorin des grossen Kinderkrankenhauses in der Shliska-Strasse. Man konnte Anna immer in den ärmlichsten Vierteln der Stadt antreffen, wo sie mit allen Kräften das Los der Kinder zu erleichtern suchte.

Der Ausbruch des neuen Krieges war für sie ein Signal, noch härter zu arbeiten. Sie stürzte sich auf die Arbeit für unser illegales Rotes Kreuz. Bei allen Auslesen und Verschickungen weigerte sie sich, das Krankenhaus zu verlassen und an einen sicheren Ort zu gehen. Nach jedem Schlag, der das Krankenhaus traf, reorganisierte sie es, machte neue Leute und neue Möglichkeiten ausfindig, um die Arbeit weiterzuführen. Als die Deportierungen das Kinderhospital schliesslich ganz auflösten, organisierte sie ein neues Allgemeines Krankenhaus. Ich kam dort zu einer Zeit an, als das Krankenhaus gerade wieder in anderen Räumen untergebracht worden war.

Als wir am Abend bei einer Tasse Tee beisammensassen, kam ich auf die alte Frage zurück. Ich bat Anna, sich von uns aus dem Ghetto herausschmuggeln zu lassen.

«Das ist mir schon mal vorgeschlagen worden, Bernard», sagte sie mit einem Lächeln. Ihre Stimme klang fest. «Ich gehe nicht. Ich habe zugestimmt, dass mein Sohn, seine Frau und sein Kind gehen. Aber solange es in dem Ghetto noch Juden gibt, werde ich hier gebraucht, und hier will ich bleiben.»

Weitere Versuche der Überredung waren aussichtslos. Wir sassen am Tisch mit anderen Ärzten und Krankenschwestern. Die Unterhaltung kam auf vergangene Zeiten, auf Menschen, die wir gekannt und geliebt und verloren hatten.

Auch in dem Krankenhaus konnte ich nicht lange bleiben. Es war ein viel zu geschäftiger Ort, wo dauernd Menschen kamen und gingen. Ausserdem wurde jeden Tag eine Inspektion der neuen Räume durch die Deutschen erwartet. Nach drei Tagen beschloss ich, in die Wohnung von Bartmans zu ziehen, die beide führend in unserer Kulturliga tätig gewesen waren. Die kleine blonde Dr. Inka Schweiger zog ihren weissen Kittel an und führte mich durch die Nalefky- nach der Franciskanska-Strasse, wie ein Arzt einen Patienten begleitet. Glücklicherweise wurden wir nicht angehalten.

Genosse Bartman arbeitete in der Werterfassungsstelle. Seine Frau Chava, die später nach Belgien entkam, war beim Judenrat angestellt. Trotz ihrer Stellungen litten sie Hunger; aber sie bestanden darauf, ihr bisschen Essen mit mir zu teilen.

In demselben Hause wohnte Genosse Chaimovitch, früher ein Angestellter unserer Genossenschaftsbewegung. Nun war er Verbindungsmann zwischen dem Judenrat und der Transferstelle, die das Ghetto mit Lebensmittelrationen versorgte. Er hatte die Genehmigung, auf die arische Seite zu gehen. Dabei musste er eine Uniformmütze mit einem blauen Band und Davidstern tragen.

Ich besuchte Chaimovitch und fand ihn und seine Frau in grosser Aufregung. Er war gerade zurückgekommen, nachdem er sein zehnjähriges Töchterchen aus dem Ghetto geschmuggelt hatte. Ein christlicher Freund hatte ihre Zulassung in ein Kinderheim erwirkt, das von einem Kloster irgendwo in Polen geleitet wurde – wo, durfte er nicht wissen, aus der Befürchtung, dass er das gefährliche Geheimnis möglicherweise preisgeben würde.

«Das Kind wollte nicht zu den Christen gehen», sagte mir Chaimovitch unter Schluchzen. «Es bettelte und weinte, bei uns bleiben zu dürfen. Wenn es unser Schicksal sein sollte zu sterben, wollte es mit uns sterben. Nur mit grösster Mühe und gegen seinen Willen haben wir das Kind hinüberbringen können.» Er rang verzweifelt die Hände. «Wo ist mein kleines Kind? Werde ich es je wiedersehen?»

An jenem Tage zogen auch Genosse Grilac und seine Frau in das Haus. Vor dem Krieg hatte er in der Jüdischen Sektion der Polnischen Arbeiter-Föderation gearbeitet. Jetzt war er aktiv in der Untergrundbewegung. Sie hatten sich beide bislang in der Bürstenfabrik an der Schwentojerska-Strasse verborgen gehalten. Nun ging das Gerücht, dass bald wieder eine Auslese in der Fabrik stattfinden würde. Da er kein Abzeichen bekommen hatte, hatte er sofort Weggehen müssen. Obwohl seine Frau das kostbare Abzeichen besass, zog sie vor, mit ihm das ungewisse Schicksal zu teilen. Sie gelangten von der Schwentojerska- nach der Franciskanska-Strasse, indem sie durch angrenzende Böden und Keller und über Hofmauern kletterten.

Grilac berichtete, dass die Kampfgruppen der Fabrikbelegschaft bereitständen. Sie warteten nur auf die versprochene Lieferung der Waffen. Auf meine Aufforderung hin besuchte mich Guzik, der Finanzdirektor des Amerikanischen Joint Distribution Committee, in der Wohnung. Wir diskutierten das Problem, Geld für die Finanzierung der Waffenlieferungen aufzubringen. Guzik erzählte mir verzweifelt von den grossen Schwierigkeiten, weitere Mittel zu bekommen. Seine Quellen seien erschöpft. Er würde jedoch versuchen, einen neuen «Transfer» in die Wege zu leiten.

Guzik war seit vielen Jahren der Finanzdirektor des JDC gewesen; er war sehr beliebt. Ursprünglich hatte er in einer Bank gearbeitet, und er verlor nie die Gewohnheit, alle organisatorischen Probleme nach den Regeln der Finanzwirtschaft zu behandeln, in der Art wie ein Bankier Investitionen macht. Er war klein, hatte blondes Haar und keine ausgesprochenen «jüdischen» Züge; aber er war sehr religiös. Obwohl er kein Jiddisch sprach, hatte er eine besondere Vorliebe für orthodoxe Juden. Sie verliessen selten sein Büro, ohne das erreicht zu haben, weshalb sie zu ihm gekommen waren. Ein schwarzer Kaftan, ein grauer Bart und Schläfenlocken liessen ihn die Gewohnheiten des Bankiers vergessen. Er war nicht sehr gewitzt, aber

er hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Ich kannte ihn seit Langem und schätzte ihn. Wir sollten einander noch näher kennenlernen.

Drei, vier Tage blieb ich in Bartmans Wohnung und wartete auf eine Gelegenheit, zur arischen Seite hinübergehen zu können.

## V.

Nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan sollte ich mit einer Gruppe von Ghettojuden, die auf dem Okentche-Flugplatz arbeiteten, hinausgeschmuggelt werden. Sie wohnten in besonderen Baracken auf dem Fluggelände, aber alle vierzehn Tage durften sie für einen Tag ins Ghetto kommen. Diese Vergünstigung kostete sie beträchtliche Bestechungen, aber es machte sich auch für sie bezahlt. Sie brachten Lebensmittel ins Ghetto, und auf ihrem Rückweg nahmen sie Sachen mit, die sie an die Arier draussen verkauften.

Genosse Henik Tuchmacher, ein Mitglied unserer Sportorganisation «Morgenstern», war Vorarbeiter bei den Okentche-Arbeitern. Er hatte alle Vorkehrungen für unser Unternehmen getroffen. Mein Name wurde auf die Liste der Arbeiter gesetzt, und mir wurde eine Arbeitskarte gegeben. Wenn es nötig sein sollte, würde er sogar die Wache und die SS-Leute schmieren. Auf der arischen Seite sollte mich Zalman Friedrych treffen und zu einer im Voraus bereiteten Wohnung bringen.

Marek Edelman begleitete mich nach Mila-Strasse 15, wo sich die Gruppe versammelte. Er hatte eine Arbeitskarte des Jüdischen Krankenhauses bei sich. Ich war sehr schwach und konnte kaum auf meinen geschwellenen Füßen gehen. Mein Bart betonte noch meine gealterte, schwächliche Erscheinung. Ich sah wohl kaum wie ein brauchbares Exemplar aus, das von den Überbleibseln im Ghetto für Arbeit auf der arischen Seite ausgewählt worden war. Aber es war zu spät, irgend etwas daran zu ändern. Es gab jetzt kein Zurück mehr, nachdem die anderen Vorbereitungen so sorgsam getroffen worden waren. Wieder einmal hing alles an einem seidenen Faden.

Langsam wanderten wir durch die verlassen Strassen. Ein schauerliches Schweigen gähnte aus den offenen Türen und Fenstern. Hier war einmal pulsierendes Leben gewesen – ein miserables, unterdrücktes, verzweifertes Leben, aber dennoch: ein Leben. Wo waren alle die Bewohner, die diese leeren Häuser und verlassen Höfe gefüllt hatten? Verschlungen von dem Umschlagplatz, ein Frass der unersättlichen deutschen Todesmaschine.

Als vor zweieinhalb Monaten die Gestapo die Verschickung der «Unproduktiven» verlangt hatte, waren wir eine gedrängte Ghetto-

Gemeinde von mehr als einer halben Million Menschen gewesen. Jetzt waren wir nichts mehr, nicht einmal ein Ghetto. Die Handvoll von 40'000 Überlebenden, eingesperrt hinter Fabrikmauern oder zusammengepfercht in ein paar erbärmlichen Wohnblocks, bis die Deutschen auch mit ihnen ihr blutiges Handwerk vollführten – sie konnten kaum noch ein Ghetto genannt werden.

Die ersten Berichte über Deportierungen, die wir in die Aussenwelt unter grösster Schwierigkeit gesandt hatten, trafen auf Gleichgültigkeit und Unglauben. Die Welt war zynisch und misstrauisch gegenüber «Greuelnachrichten». Die leere Stille sprach Hohn. Wir standen ganz allein und verlassen.

Ich sah in die dunklen Augen des mageren, kränklichen 20-jährigen Burschen, der meine Eskorte war. Marek war einer der Unserigen. Er hatte zusammen mit meinem Sohn unsere Elementarschule besucht und war als Zwölfjähriger zur Jugendbewegung gekommen. Sein Vater, auch Mitglied des Bundes, war an Tuberkulose gestorben, als Marek noch ein Kind war. Seine Mutter war führend in unserer Frauenorganisation «Yaff» gewesen. Auch sie war kurz vor dem Krieg gestorben, und der Knabe war allein zurückgelieben.

Marek war nachlässig gekleidet. Gut angezogen sein schien ihm unwichtig. Das Leben hatte ihn äusserlich hart und unsentimental gemacht. Aber hinter dem verschlossenen Mund lagen Intelligenz und warme Grosszügigkeit. Und er war völlig frei von Furcht. Er stützte mich am Arm, wie ein Krankenpfleger einen alten, schwachen Mann führt. Meine Gedanken kreisten um die bange Frage: Würde es glücken?

Vor ein oder zwei Jahren hatte mich derselbe Marek durch das Ghetto zu illegalen Sitzungen geleitet. Da war er im Abstand von zehn oder fünfzehn Schritten hinter mir hermarschiert, ohne mich für einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Stundenlang stand er dann auf der Strasse vor dem Hause und bewachte unseren Sitzungsort. Heute begleitete mich Marek auf einem anderen Weg, und er führte mich am Arm. Wir waren so viel näher beieinander als damals, aber wie weit voneinander würden wir bald sein?

Jeder Schritt tat meinen Füßen weh. Eine Katze huschte an uns vorbei, vielleicht das einzige lebendige Geschöpf im ganzen Häuserblock. Es war noch nicht Mittag. Doch wir mussten rechtzeitig zum Treffpunkt kommen; denn die Gruppe würde pünktlich um zwei Uhr ihren Marsch nach Okentche antreten.

In der Mila-Strasse 15 bemerkte ich bekannte Gesichter unter den Arbeitern. Sie waren erstaunt, mich zu sehen. Wie würde eine wandelnde Leiche, ein alter Mann, der kaum auf den Füßen stehen konnte, an den Wachen vorbeikommen? Einige schlugen vor, dass ich mir den Bart abrasieren sollte. Ich weigerte mich jedoch, weil ich dann sofort erkannt werden würde. Andere meinten, dass es in jedem Fall viel zu riskant wäre, mich mitzunehmen; meine Gegenwart würde die ganze Gruppe in Gefahr bringen. Aber Henik Tuchmacher erklärte kategorisch, dass ich mitkäme und er kein weiteres Murren duldete.

Die Gruppe setzte sich in Bewegung die Mila-Strasse entlang auf die Zamenhof-Strasse zu. Marek folgte in einiger Entfernung für den Fall, dass er noch gebraucht würde. An der nächsten Strassenecke ging es an dem neuen Wachposten vorbei. Die Wachen machten sich nicht die Mühe, die Namensliste der Arbeiter zu überprüfen. Sie zählten einfach die Gruppe ab und liessen uns passieren. Nach dem Wachposten stiessen wir auf eine deutsche Patrouille.

«Achtung!»

Unsere ganze Gruppe riss sich zusammen und marschierte in strammer, militärischer Haltung an den deutschen Uniformen vorbei. Die Deutschen musterten uns genau im Vorüberziehen, aus ihren Augen sprach Hass. Die Novolipky-, Karmelitzka- und Leshno-Strasse waren bereits hinter uns. An Tebbens Fabriktor stand die Genossin Carola Scher. Sie sah mich schweigend an. Ihre Augen, in denen die Tränen standen, grüssten mich. So sagte ich zum letztenmal einer lieben Freundin Lebewohl. Sie wurde später in Treblinka umgebracht.

Auf dem ganzen Marsch hielt ich mich in der Mitte der Gruppe, um meinen Bart nicht zu offen zu zeigen. Schliesslich kamen wir zu dem Ghetto-Tor an der Zhelasna-Strasse. Hier erwartete uns eine unliebsame Überraschung. Die SS-Leute, die die Gruppe am Tor inspizieren und nach Okentsche eskortieren sollten, waren noch nicht da. Eine Stunde lang warteten wir an diesem bevorzugten Sammelplatz für Erpresser, Schwindler, Schmuggler, Polizisten und Gestapoagenten. Mein Bart und mein kränkliches Aussehen, so schien mir, waren der Blickfang aller Umstehenden.

Endlich erschien die SS. Die Kontrolle der Namensliste begann. Mein Name wurde aufgerufen. Der SS-Mann gab mir einen Blick und schob mich kurzerhand zur Seite. Er wollte mich nicht durch-

lassen und fuhr mit seiner Liste fort. Ich ging zur Gruppe der Umstehenden hinüber, stellte mich dicht an Marek und wartete ab.

Die ganze Zeit über hatte ich vergebens nach der arischen Seite jenseits des Tores nach einem Anzeichen von Zalman Friedrych ausgeschaut. Bis ich seinen blonden Kopf gewahrte, wagte ich nicht den Versuch, durch das Tor zu schlüpfen. Allein hätte ich nicht gewusst wohin, und ich würde sicher der Polizei in die Hände laufen. Ich kämpfte nervös mit mir, ob ich bei sich bietender Gelegenheit versuchen sollte, mich hindurchzustehen. Schwankend vor Unentschlossenheit stand ich in dem Häuflein Leute, schrecklich verlegen wegen meines Bartes, meiner geschwollenen Füße und meines schlechten Aussehens.

Ich drehte mich nach Henik Tuchmacher um, der zwischen den Arbeitern und SS-Leuten herumlief. Er gab mir aus der Entfernung einen bedeutsamen Wink. Friedrych war da, und Henik hatte schon dem SS-Mann Geld in die Hand gedrückt.

Ich konnte gerade noch Marek die Hand geben und sprang dann hinten auf einen kleinen Wagen, der mit Koffern und Bündeln der Arbeiter beladen war. Ich gab mir den Anschein, als ob ich zum Auffassen des Gepäcks da wäre, zusammen mit den drei anderen Arbeitern, die schon darauf sassen. In ihrer Angst, dass meine Gegenwart ihnen Unheil bringen könnte, versuchten sie, mich so unauffällig wie möglich vom Wagen zu stossen, aber ich hielt mich fest angeklammert.

Der Wagen fuhr durch das Tor.

In einiger Entfernung sah ich Friedrych auf einem kleinen offenen Lastwagen sitzen. Als wir daran vorbeikamen, liess ich mich sachte vom Gepäckwagen heruntergleiten und stieg auf Friedrychs Zeichen auf den Lastwagen neben den Fahrer. Ich riss meine Binde mit dem Davidstern ab. Der Fahrer fuhr schnell in die Ogradova-Strasse und bog dann in die Chlodna- und Djelna-Strasse ein. Er hielt an, und Friedrych stieg ab mit einem Koffer, den Pavel Orzech, Morizis Bruder, ihm gesandt hatte. Nach kurzer Zeit kam Friedrych zurück, und das Auto raste die Wola-Strasse hinunter.

Nach dem ersten Begreifen, dass der Plan wirklich gegliickt war, kam eine physische Erschöpfung über mich. Der plötzliche Bruch der geistigen und seelischen Spannung warf mich in einen Zustand tiefer Depression. Fast mit Gleichgültigkeit blickte ich in eine andere Welt.

Es war ein schöner, lichter Novembertag. Die goldenen Strahlen der Herbstsonne fielen über die Strassen und Gebäude. Durch das

Wagenfenster beobachtete ich das geräuschvolle Treiben auf der Strasse. Strassenbahnwagen klirrten vorüber; eine dichte Menschenmenge eilte hierhin und dorthin. Wir kamen an vollen Warenhäusern, Cafés und Restaurants vorüber. Soldaten auf Autos und zu Fuss begegneten uns. Aus einer toten Stadt heraus war ich in den Strom des lärmenden, hastenden Lebens zurückgeworfen.

Das Auto hielt in der Ordonna-Strasse. Friedrich stieg aus, der Fahrer und ich warteten. Nach etwa 20 Minuten kam er mit einem 18jährigen polnischen Jungen zurück.

Der Junge nahm mich beim Arm und sagte: «Komm, Onkel!» Er führte mich durch enge Gässchen auf die grosse Waffenbrik Zbroy-novnia zu, die jetzt dem Wiener Konzern Steyr angeschlossen war. Zu beiden Seiten der Fabrikgebäude standen Wohnhäuser für Fabrikarbeiter und Deutsche. Mein Begleiter brachte mich zu einer Drei-Zimmer-Wohnung im ersten Stock. Das Ehepaar Chumatovsky, bei dem ich wohnen sollte, arbeitete in der Fabrik. Der Junge war Frau Chumatovskys Bruder.

In einem kleinen Zimmer in der Wohnung fand ich Friedrichs Frau Zille und ihre fünfjährige Tochter Elsa. Friedrich selber wohnte woanders. Es war ein melancholisches Wiedersehen nach so langer Trennung. Zille weinte, als sie mich sah. Sie war noch dieselbe schlanke, schöne Frau. In meinem Gesicht schien sie die Worte zu lesen, die ich nicht hervorbringen konnte.

Das einzige Möbelstück in dem Zimmerchen war ein schmales Bett, nahe dem kleinen Fenster, das auf den Hof hinausging. Ich schlief in einem anderen Raum, aber den ganzen Tag über blieben wir drei hier eingeschlossen. Nachbarn, von denen jede Andeutung unserer Existenz ferngehalten werden musste, kamen oft zu Chumatovskys auf Besuch, besonders des Abends, um Karten zu spielen oder die neuesten Gerüchte auszutauschen.

Die fünfjährige Elsa war ein lebhaftes, blondes Kind mit blauen Augen, sprühend vor Leben. Sie konnte nicht verstehen, warum wir dauernd in unserem kleinen Zimmer hockten und nicht einmal zu einem Spaziergang auf den Hof gingen. In anderer Weise jedoch erschreckte sie uns durch ihr Wissen um die Gefährlichkeit der Situation. Unachtsamerweise passierte es mir schon mal, dass

ich Jiddisch sprach. Das Kind wurde darauf fast hysterisch: «Hör doch mit dieser Sprache auf. Begreifst du denn nicht, dass es um unser Leben geht?» stiess sie auf Polnisch hervor.

Manchmal sass Elsa am Fenster und beobachtete, wie andere Kinder unten im Hof spielten. Oft fing sie dann an zu weinen. Voll Angst, Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, versuchte die Mutter, das Mädchen zu beruhigen. Manchmal blieb gar nichts anderes übrig, als ein Taschentuch in ihren kleinen Mund zu stopfen. Das Weinen des Kindes machte unsere Hauswirtin sehr nervös. Die Nachbarn wussten ja, dass sie keine Kinder hatte. So fürchtete sie, dass wir entdeckt würden. Sie hatte schreckliche Geschichten gehört, wie die Deutschen mit ihren Stiefeln kleine Judenkinder zertraten und dann die Mütter sowie ihre christlichen Gastgeber erschossen.

Unser Gastgeber Chumatovsky war ein grosser, freundlicher Mann von ruhiger Zurückhaltung. Vor dem Kriege war er Förster gewesen. Jetzt arbeitete er in der Waffenfabrik und war aktiv in der demokratischen Untergrundbewegung. Er teilte uns häufig Nachrichten aus dem illegalen Radio mit.

Frau Chumatovsky war eine schlanke, blauäugige, anziehende Frau; sie hatte eine verkrüppelte Hand. Sie war energisch in einer nervösen Weise und unberechenbar in gespannten Situationen. Es war eine schreckliche Belastung für sie, Juden bei sich zu verbergen, aber sie hätte es nicht ertragen können, uns in die Hände der Deutschen fallen zu sehen. Sie war in Deutschland geboren und hatte ihre deutsche Mutter früh verloren. Ihr polnischer Vater Scherbinsky hatte sie nach Polen zurückgebracht, aber ihre beiden Brüder waren in Deutschland geblieben und dienten nun im Heer. Sie hatte eine unglückliche Jugend gehabt und wurde oft vom Vater geschlagen, bis sie schliesslich davonlief und Chumatovsky heiratete. Inzwischen hatte sie sich mit ihrem Vater ausgesöhnt, der auch einige unserer Genossen bei sich versteckt hielt, darunter Friedrich. Aber sie traute ihrem Vater nicht und warnte uns vor ihm. Sie war zerrissen von widerspruchsvollen Sorgen. Sie hatte es abgelehnt, sich als Volksdeutsche zu erklären. Das hatte sie ihre Stelle in einer Fabrik gekostet, aber sie hatte eine neue Arbeit mit ihrem Mann bei den Steyrwerken gefunden. Der Wunsch, Deutschland geschlagen zu sehen, war bei ihr gemischt mit der Sorge um das Schicksal ihrer beiden Brüder in der deutschen Armee.

Alle diese Sorgen schüttete sie mir in langen Unterhaltungen aus.

Ich war ein geduldiger Zuhörer, und wir wurden gute Freunde.

Ihr Mann war zwölf Jahre älter als sie. Sein reserviertes Verhalten irritierte sie. Er hatte ihr geholfen, von ihrem Vater wegzulaufen, aber ihre Ehe war keineswegs harmonisch.

Einer unserer Nachbarn war ein Ingenieur aus Oberschlesien, ein verbitterter Nationalist und Mitglied der Untergrundbewegung der National-Demokraten, der polnischen antisemitischen, reaktionären Partei. Er arbeitete zusammen mit Chumatovsky in der Fabrik und besuchte ihn oft abends. Wenn er in der Wohnung war, sassen wir geduckt in unserem kleinen Zimmer und mussten beständig aufpassen, dass das Kind uns nicht durch Wispern oder Weinen verriet. Es waren die peinlichsten Stunden unserer verborgenen Existenz.

Eines Abends kam dieser Ingenieur zu Chumatovsky und fragte ihn, ob er die Nacht da schlafen könnte. Er hatte Angst, in seiner eigenen Wohnung zu übernachten, weil die Deutschen losgingen und alle früheren polnischen Offiziere verhafteten, die dem Meldebefehl nicht nachgekommen waren. Unsere Gastgeber waren in grosser Verlegenheit, aber sie konnten ihm die Bitte nicht abschlagen, wie sehr sie auch fürchteten, dass er ihr Geheimnis entdecken würde.

Zille und ich sassen die ganze Nacht auf, zitternd vor Furcht, dass das Kind erwachte und zu weinen anfing oder vielleicht laut nach einem Trunk Wasser verlangte oder dass sonst irgend etwas passierte, was uns preisgeben könnte.

Die dauernde Spannung ging unseren Gastgebern allmählich auf die Nerven. Frau Chumatovsky war oft in Tränen, und ihre Hysterie vermehrte unsere Furcht. Gemeinsam mit ihnen begannen wir nach einem Weg zu suchen, wie wir die kleine Elsa in Sicherheit bringen könnten. Chumatovsky hatte eine Schwester, die Oberin in einem Kloster nahe bei Krakau war. Wir beschlossen, das Kind dorthin zu geben.

Frau Chumatovsky ging hin, um erst mit der Oberin darüber zu sprechen und die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Als sie mit einer zusagenden Antwort zurückkam, bereiteten wir Elsa auf die Reise vor. Wir erzählten ihr, dass sie zu einer Tante ginge, bei der noch andere Kinder wären, mit denen sie spielen könnte und allerlei Spass haben würde. Mehrere Tage lang lehrte unsere Hauswirtin das Kind Gebete aufsagen und bereitete es auf das neue Leben und seinen neuen Namen unter dem Kreuzifix vor. Das Kind gewöhnte sich langsam an die neue Rolle.

Das intuitive Verständnis der Gefahr, die über ihm und seiner Mutter schwebte, trieb es zu seinem Besten. Es schien instinktiv zu verstehen, dass dies alles zur Vermeidung eines schrecklichen Unglücks notwendig war.

Mit schwerem Herzen, ihre Lippen fest zusammengepresst, um das Schluchzen zu unterdrücken, packte Zille Elsas Sachen zusammen und schickte sie weg.

Frau Chumatovsky blieb mehrere Tage mit dem Kind im Kloster. Elsa wollte sie nicht gehen lassen, doch nachdem sie sich etwas eingewöhnt hatte, kehrte Frau Chumatovsky zurück.

Sie sagten uns natürlich nicht genau, wo das Kloster war. Im Falle einer Verhaftung würden die Eltern vielleicht nicht den Folterungen standhalten, der Gestapo den Ort verraten und damit Unheil über das Kloster und seine Insassen bringen. Ausserdem würden die Eltern womöglich in ihrer Sorge Verbindung mit dem Kind aufzunehmen versuchen und unabsichtlich das Geheimnis verraten. Die Chumatovskys bekamen einen katholischen Taufschein des Kindes mit seinem neuen Namen und übernahmen die gesetzliche Vormundschaft. So endete formell die Verbindung von Zalman und Zille mit ihrem einzigen Kind.

Zwölf Tage lang verliess ich das Haus nicht. Meine Gastgeber sahen das für zu gefährlich an. Aber es wurde Friedrich gestattet, uns regelmässig einmal in der Woche zu besuchen.

Schliesslich gelang es mir, einmal das Haus zu verlassen, indem ich Chumatovskys erzählte, dass mein Geld zu Ende ginge und ich neues besorgen wollte. Friedrich hatte inzwischen ein Treffen zwischen Morizi Orzech, Leon Feiner und mir vorbereitet.

Morizi sollte mich zu verabredeter Zeit auf dem Wilson-Platz erwarten. Ich ging auf die Strasse etwa wie ein Schauspieler, der zum erstenmal auf die Bühne kommt. Jede Bewegung meines Körpers machte mich verlegen. Mein Spazierstock wurde mir heiss in der Hand. Ich schielte verstohlen nach jedem Vorübergehenden, ob er mich etwa ansah. Ich verspürte den unwiderstehlichen Drang, mich umzuschauen, ob niemand mir folgte, aber ich befürchtete zugleich, dass dieses auffallen würde. So zwang ich mich, geradeaus zu sehen, langsam zu gehen und ungezwungen zu erscheinen.

Als ich zur Omnibushaltestelle kam, hatte ich mich schon etwas besser in der Hand. Beim Einsteigen in den Omnibus kam mir ein Mann in die Quere, der sich mit dem Ellbogen den Weg zum Aus-

gang bahnte. Mir stockte das Herz. Der Mann war ein polnischer Polizeioffizier, der mich von früher her kannte. Er war regelmässig zu Demonstrationen und Massenversammlungen des Bundes erschienen. Nun sah er mir gerade in die Augen, und ich erwiderte seinen Blick. Er schien danach zu suchen, das ihm bekannte Gesicht unterzubringen. Langsam und bedächtig fasste er hinter sich, um seinen Mantel aus dem Gedränge zu befreien, dann ging er mit einem ungeduldigen Kopfschütteln an mir vorüber. Das musste nur wenige Sekunden gedauert haben. Ich war durchnässt von Schweiss, meine Kleider klebten mir an der Haut. Mein Bart schien zu tropfen.

Der Anblick der Strassen kam mir wunderbar vor. Sie waren so ganz anders als das Ghetto. Die Leute waren gut gekleidet, und es schien, als ob sich hier nichts geändert hätte.

Am Wilson-Platz stieg ich aus. Einige Leute an der Haltestelle blickten sich argwöhnisch nach mir um. Doch ich hielt mich aufrecht und selbstsicher – ein alter Mann mit einem Stock, der seinen Weg ging. Ein kleiner Herr mittleren Alters, mit einem wohlgepflegten Schnurrbart, warf mir einen Blick zu und ging weiter. Es war Orzech. Ich folgte ihm. Erstaunt war ich, wie schlecht er aussah. Es war zwei Monate, dass ich ihn im Ghetto zuletzt gesehen hatte. Ein Schatten lag über seinem Gesicht. Es schien, dass er nicht mehr die alte Lebhaftigkeit, die Sicherheit seiner Bewegungen, die impulsive Beweglichkeit hatte.

Als die Gestapo im Ghetto hinter Orzech her war, hatten wir mit ihm mancherlei Schwierigkeiten. Er hatte sich entschieden geweigert, ruhig an einem Orte zu bleiben. Bei den Deportierungen im Juli 1942 suchte die Gestapo nach ihm. Im August gelang es uns, ihn auf die arische Seite zu bringen, gerade zur Zeit, um die tragische Liquidierung des Medem-Sanatoriums nach draussen zu berichten. Als ich nun hinter ihm herging, empfand ich es dankbar, dass diese Energiequelle, dieser ungebrochene Geist, obwohl müde und abgearbeitet, noch unter uns war.

Bald nach unserer Ankunft in Orzechs Wohnung kam Leon Feiner. Auch er hatte sich sehr verändert, seit wir ihn im April in der Ghetto Wohnung von Manja Wasser gesehen hatten. Er sah alt und müde aus. Er war jedoch gut angezogen, und sein graues Haar und grosser grauer Schnurrbart gaben ihm das Aussehen eines polnischen Landedelmannes.

Dies war als die ordentliche Sitzung der Hälfte der Mitglieder

des Zentralkomitees vom illegalen Bund anzusehen. Die andere Hälfte – Abrasha Blum, Loeser Clog und Berek Schnaidmil – befand sich im Ghetto.

Wir versuchten die Situation zu umreissen, indem jeder seine Informationen beisteuerte. Sie waren besser als ich über die jüngsten Ereignisse unterrichtet. Wir wussten, dass der ganze Bezirk von Otwotsk von Juden gesäubert worden war. Das gleiche galt von Kaluschin, Schedltze, Myendzyketz, Minsk-Mazowietsky. Wir hatten auch einen eingehenden Bericht über die Zerstörung des Medem-Sanatoriums. – Es gab unmissverständliche Anzeichen dafür, dass die Gestapo Orzech auf der arischen Seite suchte.

Ich war entsetzt über das, was ich über das Schicksal Manja Ziegelboims und ihres Kindes hörte. Ich wusste, dass sie sich im Keller des Sanatoriums verborgen hatte. Nach dem Überfall entkam sie in ein Dorf bei Myedzeshyn. Eine Zeitlang lebte sie in einer Bauernhütte. Als sie da nicht länger bleiben konnte, kam sie nach Warschau und ging in die Wohnung des sozialistischen Rechtsanwalts Stopnitzky. Dort blieb sie die Nacht, aber es war zu gefährlich, sie dazubehalten. Alle Bemühungen Stopnitzkys, eine Bleibe für sie zu finden, waren vergeblich. Wochenlang irrte sie auf offenen Feldern in der Umgebung von Zholibosh umher und kehrte dann voller Verzweiflung ins Ghetto zurück.

Ich berichtete von den organisierten Gruppen im Ghetto, die auf Waffen warteten. Orzech und Feiner versicherten mir, dass bestimmt Waffen von der polnischen Untergrundbewegung geliefert würden. Wir machten Pläne über den Ankauf von weiteren Waffen für die letzte Schlacht.

Ausserdem überlegten wir uns, wie wir Verbindung mit den verschiedenen Arbeitslagern, zu denen Arbeiter aus dem Ghetto geschickt worden waren, bekommen könnten. Wir unternahmen Schritte, mehr Wohnungen auf der arischen Seite zu erwerben. Das tragische Beispiel Manja Ziegelboims war uns eine dringende Warnung.

Orzech berichtete über unsern Kontakt mit der Aussenwelt durch die Kanäle der Londoner Exilregierung. Er hatte schon mehrere Nachrichten durch den Geheimsender und durch Delegierte an die Londoner Regierung gesandt, Schilderungen der jüngsten Deportierungswelle und der neuen Situation im Ghetto durchgegeben. Bisher hatte er jedoch keine Antwort vernommen.

Wir trafen Vorbereitungen, den Kontakt miteinander aufrechtzuerhalten und andere Genossen von unseren Entscheidungen über die Aktionen zu unterrichten.

Alle Bemühungen, neue Quartiere zu finden, waren umsonst. Nur wenige Polen waren bereit, ihr Leben für Juden zu riskieren. Nach den letzten Deportierungen hatte die Zahl der Flüchtlinge auf der arischen Seite zugenommen. Die Suche nach Wohnungen wurde mit jedem Tag brennender, und jeden Tag wurde auch die Judenhetze grösser. *Schmaltzovniks* – Erpresser, die von den auf arischer Seite sich verborgen haltenden Juden lebten – hatten ihre Glanztage. Hunderte von Juden wurden auf dem geheiligten arischen Boden in jener Periode durch diese Halunken dem Henker ausgeliefert und erschossen. Es war gefährlich, sich auf der Strasse sehen zu lassen, wie gut man auch verkleidet war und was für feine Dokumente man auch bei sich haben mochte.

Wir mussten sehen, so gut es ging, mit unserer Wohnung auszukommen. Noch einen weiteren Mieter nahmen wir mit hinein: Pola Flinker, die Frau meines Freundes Henik Tuchmacher, der mich aus dem Ghetto geschmuggelt hatte.

Eines Tages kam unsere Wirtin aufgeregt herein und sagte uns, dass sie die Inspektion einer Hygiene-Kommission erwartete. Diese würde natürlich jedes Zimmer inspizieren. Es blieb uns gar nichts anderes übrig, als für einen oder zwei Tage zu verschwinden. Wir fragten Scherbinsky, Frau Chumatovskys Vater, ob er uns für ein paar Tage aufnehmen wollte. Das war nicht so einfach. Denn ausser Friedrich hatte er Fischgrund, David Klin, Gala Leshtchinsky und noch andere bei sich wohnen, die alle von der Polizei gesucht wurden. Darüber hinaus diente seine Wohnung als Treffpunkt für die verschiedensten Führer der Untergrundbewegung, wie Berman von der Linken Poale Zion, Guzik von dem JDC, Kirschenbaum von den Zionisten, Dr. Ringelblum von der Poale Zion und andere. Aber wir hatten keine andere Wahl.

Ich ging allein und kam ohne Zwischenfall hin. Pola und Zille machten sich in Begleitung von Frau Chumatovsky auf den Weg. Sie trugen kleine Pakete mit den notwendigsten Sachen. An der Ecke Mlynarska-Strasse wurden sie von einer Gruppe Schmaltzovniks angehalten. Frau Chumatovsky machte sich schnell davon. Die Kerle nahmen Pola und Zille alles weg und liessen sie praktisch nackt und

barfuss in der Kälte. Es gelang ihnen schliesslich, nach Scherbinskys Wohnung zu kommen.

Nach der Inspektion der Hygiene-Kommission kehrten wir nach Chumatovskys Wohnung zurück. Ein paar Wochen später meldete uns Frau Chumatovsky, dass ein zweiter Besuch der Kommission bevorstünde. Wir gingen wieder nach Scherbinskys Haus und waren nicht sehr überrascht, als uns nachher Chumatovskys nicht wieder aufnehmen wollten. Wir drangen in Scherbinsky, uns dazubehalten, bis wir eine andere Unterkunft gefunden hätten. Aber der Besuch bei ihm zog sich diesmal über mehrere Wochen hin. Während dieser Zeit kam Berek Schnaidmil einmal vom Ghetto herüber, um mit uns die Vorbereitungen für den bewaffneten Aufstand zu besprechen. Wir sassen die ganze Nacht beisammen und gingen den Plan in allen Einzelheiten sorgsam durch.

Ich hielt Scherbinskys Haus nicht für sehr sicher, und unser verlängerter Aufenthalt machte mich unruhig. Wir mutmassten, dass er ein Spiel auf beiden Seiten trieb und Geschäfte mit den Deutschen machte. Wir fanden bald Anzeichen, die unseren Argwohn bekräftigten. Scherbinsky nahm einen geflüchteten Juden und dessen Tochter auf. Prompt am nächsten Tag kamen Deutsche, um mit dem Juden über Lösegeld zu verhandeln. Wir hörten später, dass die Deutschen mit fünfzehntausend Złoty davongingen. Die Transaktion dauerte mehrere Stunden, während der wir anderen – Pola, Zille, Gala, Klin, Gottlieb, ein Beamter des JDC und ich – in einem dunklen Raum versteckt sassen und mit angehaltenem Atem der Unterhaltung lauschten. Dabei erwarteten wir jeden Augenblick, dass die deutschsprechenden Fremden bei uns eindringen würden. Unmittelbar, nachdem der Jude das Lösegeld gezahlt hatte, verliess er Scherbinskys Haus. Wir waren der Ansicht, dass Scherbinsky die Falle mit seinen deutschen Freunden gelegt hatte.

Endlich gelang es uns, eine Wohnung in Schwentojska-Strasse 11, dicht an der Ghettomauer, zu erwerben. Dorthinein zogen Pola Flinker, Ruta Perenson und Zille Friedrych. Ausserdem sollte ein Konditor Greenberg vom Ghetto in die Wohnung gebracht werden.

Der Gedanke, in eine Wohnung mit einer so grossen Gruppe zu ziehen, wollte mir nicht gefallen. Ich bat die Chumatovskys, mich doch zurückzunehmen. Sie stimmten zu – und ich war gerettet von der Teilnahme an einem Unternehmen, das tragisch ausging.

Beim Versuch, Greenberg über die Ghettomauer an der Schwentojerska-Strasse zu holen, wurden Henik Tuchmacher und der christliche Inhaber der Wohnung verhaftet. Greenberg entkam zurück ins Ghetto. Die Deutschen machten Haussuchung, fanden die versteckten Juden in der Wohnung und entdeckten ein Waffenlager im Keller. Der Wohnungsinhaber gab zu, dass die Waffen durch Tuchmacher hereingebracht worden waren. Henik und Esterson, ein Mitglied der «Morgenstern»-Sportorganisation, der in der Wohnung gefunden wurde, wurden nach der Befehlsstelle in der Zhelasna-Strasse gebracht. Dort wurden sie mörderisch geschlagen und dann erschossen. Heniks Frau Pola und Zille Frydrych wurden nach dem Frauenlager von Lublin geschickt. Wir erfuhr später, dass sie in Maidanek getötet wurden. Es gelang uns, die Freilassung von Ruta Perenson und ihrem dreizehnjährigen Sohn Nicko zu erkaufen und sie ins Ghetto zurückzubringen.

Unsere intensiven Vorbereitungsarbeiten innerhalb wie ausserhalb des Ghettos begannen Resultate aufzuweisen. Wir brauchten die Menschen nicht mehr davon zu überzeugen, dass die Deportierungen Tod und Verderben bedeuteten. Jedwede Illusion war nun zerronnen. Alle Kreise des Ghettos waren von dem Gefühl durchdrungen, dass das Ende nur in einem Kampf auf Leben und Tod kommen könnte. Die 40'000, die am Leben geblieben waren, brannten voller Ungeduld, mit dem Feinde zusammenzustossen. Bei der Arbeit in den Ghetto-Fabriken, bei dem Fronddienst auf der arischen Seite gingen alle ihre Gedanken und Hoffnungen auf das eine Ziel – den Todeskampf zu kämpfen. Jeder im Ghetto, ob in organisierten Kampfgruppen oder nicht, dachte nur an Waffen und Gewehre.

Unser Problem war jetzt Organisation und Versorgung. Die Jüdische Kampforganisation «Zhidowska Organizatzia Boyova», die alle jüdischen ideologischen Gruppierungen umschloss, war bereits errichtet. In jeder Fabrik, jeder Werkstatt, jedem Büro im Ghetto, wo immer es eine Belegschaft von Arbeitern gab, wurden Kampfgruppen gebildet und Waffen gesammelt. Trotz der Wachsamkeit des Feindes wurden Kampfplätze, Verstecke, Verbindungstunnel auf dem Fabrikgelände vorbereitet und strategische Pläne ausgearbeitet. Die alten konspirativen Fünfer- und Zehnergruppen wurden zahlenmässig sehr erweitert. Sie wurden zu Vorbereitungszentren für den Kampf.

Auf der arischen Seite wurde der «Hilfsausschuss für Juden» gebildet, dem fast alle polnischen Parteien angehörten und der von der Untergrundregierung gestützt wurde. Seine Aufgaben waren, Juden Dokumente und Wohnungen zu beschaffen, jüdischen Kindern zu helfen und Geld und Waffen aufzubringen. Der Repräsentant des Bundes war Leon Feiner. Das Jüdische National-Komitee, dem alle jüdischen politischen Parteien, mit Ausnahme des Bundes, angeschlossen waren, wurde durch Adolph Berman, einen Poale-Zionisten, vertreten.

Etwa zur selben Zeit errichteten wir im Ghetto einen Koordinationsausschuss aller jüdischen Parteien. Der Bund wurde vertreten durch Abrasha Blum und Berek Schnaidmil. Die Jüdische Kampforganisation wurde durch diesen Koordinationsausschuss geleitet.

Unser Zentrum für Waffenbeschaffung auf der arischen Seite lag in der Gournoshlonska-Strasse 3, in der Wohnung eines polnischen Arbeiters Stefan Macho. Michel Kiepfisch hatte mit ihm zusammen vor dem Krieg in einer Metallfabrik gearbeitet. Stefan half Waffen kaufen und schmuggeln. Ähnliche Gruppen zum gleichen Zweck waren von Hashomer, Hechalutz und anderen Organisationen eingerichtet worden.

Mitten in dieser fieberhaften Tätigkeit wurde der junge Michel Kiepfisch von einem polnischen Polizeiagenten auf der Strasse verhaftet und etwa zehn Tage im Gefängnis gehalten. Wir versuchten, ihn mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu befreien, doch ohne Erfolg. Er wurde nach Treblinka verschickt. Auf dem Wege dorthin gelang es ihm auf erstaunliche Weise, das Gitter vom Fenster des Güterwagens zu entfernen und bei Nacht aus dem Zug zu springen. Trotz ziemlich schwerer Verletzung eines Fusses brachte er es fertig, sich nach Warschau zurückzuschleppen. Etwa eine Woche wälzte er sich in Schmerzen, voller Ungeduld, aufzustehen und die Arbeit wieder aufzunehmen. Nachdem er wieder hergestellt war, nahm er an einem Kurs teil, der von der Militärabteilung der Polnischen Sozialistischen Partei veranstaltet wurde. Als Ingenieur spezialisierte er sich in der Bereitung von Explosivkörpern, besonders in der Herstellung von Granaten und Flaschenbomben, die mit Brenn- und Sprengmaterial gefüllt wurden.

Der Ankauf von Waffen war schwierig und gefährlich. Doch da es uns auf den Nägeln brannte, übernahmen wir grosse Risiken und brachten nach und nach allerlei Waffen zusammen. Der gewöhnliche Ort für die Durchführung dieser verbotenen Transaktionen war

der grosse Markt auf dem Kazimierz-Platz. Zwischenträger brachten uns Informationen. Wir kauften gestohlene Waffen von Wachen der Waffenläger, von deutschen Soldaten, von Polen, die in Gewehrfabriken beschäftigt waren. In rastloser Sucht gingen wir jedem Fingerzeig nach, verfolgten jede Spur, weil wir wussten, dass das Ende nicht mehr fern war und wir bereit sein mussten.

Dann erlitt die Stimmung der jüdischen Arbeiter im Ghetto einen furchtbaren Schlag. Durch den polnischen illegalen Sender hörten wir, dass unsere Genossen Henryk Erlich und Viktor Alter von der Sowjetregierung ermordet worden waren. Noch heute kann ich vor mir die Gesichter unserer Leute in jenen Tagen sehen, als wir erfuhren, dass unsere geliebten Genossen und Führer in Stalins GPU-Kellern umgebracht worden waren. Ihre Köpfe waren gebeugt vor tiefem Leid und bitterem Zorn. Hilflose Wut glomm in ihren feucht-schimmernden Augen.

Für uns bedeuteten Henryk und Viktor Vorbilder der Hingabe und des selbstlosen Idealismus. Sie waren aus der jüdischen Masse Polens als grosse, populäre Führer aufgestiegen, die durch Wort und Tat die Möglichkeit eines besseren, anständigen Lebens lehrten. Sie hatten sich im Herzen aller jüdischen Arbeiter einen Platz erobert, und jeder fühlte den Verlust schmerzlich und persönlich. Wir veröffentlichten eine Gedenknummer unseres ‚Bulletin‘, in der wir unsere Trauer und bittere Entrüstung zum Ausdruck brachten. Bei Gedenkfeiern versuchten wir die Motive zu analysieren, die zu diesem abscheulichen Verbrechen geführt hatten. Doch wir konnten nicht das verzerrte politische Denken eines Regimes begreifen, das zu solchen Mordtaten fähig war.

Die Nachricht hatte auch eine Wirkung auf unsere nichtjüdischen Genossen. Die polnische illegale Presse brachte Artikel, in denen sie die Rolle der ermordeten sozialistischen Führer in der polnischen und internationalen sozialistischen Bewegung hervorhob.

In dem menschlichen Dschungel, in dem wir lebten, war dieses Verbrechen ein Schlag gegen das einzige, was uns noch Hoffnung gab: unseren Glauben an die menschliche Anständigkeit.

Da unsere Meldungen über die Ereignisse im Ghetto keinen Eindruck auf die Aussenwelt gemacht zu haben schienen, beschlossen

wir, einen lebenden Zeugen hinauszuschicken, der die Alliierten über die Vorgänge persönlich unterrichten sollte. Unsere Wahl fiel auf Morizi Orzech, der für diese Mission in jeder Hinsicht wie geschaffen war. Ausserdem hatten wir Hinweise bekommen, dass die Polizei ihm auf den Fersen war.

Auf dem Wege an die rumänische Grenze kam er bis zu dem kleinen Ort Kolomya in Galizien. Dort wurde er gefasst und verhaftet. Mit grosser Anstrengung und durch Bestechung erreichten wir, dass er nach Warschau zurückgebracht wurde. Aber alle Bemühungen, ihn freizubekommen, waren vergeblich. Später, im August 1943, wurde er im Paviak-Gefängnis ermordet.

1944 wurde seine Frau auf der arischen Seite verhaftet, sie verschwand spurlos. Seine einzige Tochter überlebte den Warschauer Aufstand, in dem sie als Kurier für die Untergrundarmee diente. Nach der Evakuierung nach Pruschkow mit den Kriegsgefangenen erhielten wir nie wieder Kunde von ihr.

Zu Beginn des Jahres 1943 trat der Terror in ganz Polen in eine schärfere und schrecklichere Phase. Bewaffnete deutsche Banden fielen über ganze Städte und Dörfer her, ergriffen unterschiedslos Männer, Frauen, Kinder und schleppten sie weg. Ganz Polen wurde zum Schauplatz wilder Menschenjagden. Tagaus, tagein wurden Hunderte von Polen deportiert. Die Leute wagten sich kaum noch auf die Strasse. Ein dichter Nebel von Furcht senkte sich über das ganze Land.

In eigenartigem Kontrast dazu war nun das Ghetto ziemlich ruhig. Es schien fast, als ob die Bestien die Zehntausende Juden vergessen hätten, die wie Geister in jener leeren Wildnis spukten.

Plötzlich, um 6 Uhr in der Frühe des 18. Januar 1943, hallten die Ghettostrassen, in denen die Sklavenarbeiter der Fabriken und Werkstätten wohnten, von wilden Rufen, Salven von Gewehrschüssen und lärmenden Hupen der Motorräder und Lastkraftwagen wider. Die deutschen Mörder rasten in die Häuser und Höfe und begannen, die Leute herauszuholen. Säumige wurden geschlagen oder erschossen. Alle übrigen wurden zum Umschlagplatz in Marsch gesetzt. Gruppen von Arbeitern auf dem Wege zur Arbeit wurden angehalten und mit Schreien, Schlägen und Schiessen abgeführt. Ausweise, Arbeitskarten, Abzeichen waren völlig nutzlos.

Es ging alles so schnell vor sich, dass selbst organisierte Fabrik-

kampfgruppen von ihren versteckten Waffenlagern abgeschnitten und nicht in der Lage waren, Widerstand zu leisten. Nur vier Kampfgruppen – Zamenhof-, Mila-, Muranovska- und Franciskanska-Strasse – konnten in Aktion treten. Sie schossen und warfen mehrere Handgranaten; ungefähr zwanzig Deutsche wurden getötet.

Die Nazis waren überrascht. Juden, mit Gewehren kämpfend! Unmöglich! Etwas Derartiges war im Ghetto noch nie vorgekommen. Nachdem sie ein paar tausend Opfer mitgenommen hatten, brachen sie den Überfall ab und zogen aus dem Ghetto wieder ab.

An diesem Kampftag verloren wir sehr viele aus unseren Reihen, darunter waren Rubinstein, ein alter Bundist aus Łódź, Chaimovitch, Cholodenko aus Łódź, Abram Feiner, ein Schneider und Mitglied der «Zukunft». Itzhoeck Guiterman, ein Direktor des amerikanischen JDC, der zusammen mit Orzech aus dem deutschen Kriegsgefangenenlager nach Polen zurückgekehrt war, wurde auf der Schwelle seines Hauses erschossen.

Unter denen, die zum Umschlagplatz geführt wurden, befanden sich Joseph Jaschunski und seine Frau, zusammen mit ihrem Sohn Mischa, einem Arzt, der sehr aktiv in unserer Untergrundbewegung war, sowie dessen Frau. Auf dem Umschlagplatz wurde Jaschunski von einem Gestapooftizier bemerkt, der ihn von Sitzungen des Judenrats kannte. Der Offizier ging auf den alten Mann zu und schlug ihm ins Gesicht – ein besonderes Zeichen ihrer Bekanntschaft.

Das erste Auftreten der Ghettokämpfer machte einen ungeheuren Eindruck innerhalb und ausserhalb des Ghettos. Die blosse Tatsache eines organisierten, bewaffneten Gegenschlags stärkte den Willen zu weiterem Widerstand und beschleunigte das Tempo der Vorbereitungen für künftige Kämpfe. Die gesamte polnische Untergrundpresse aller politischen Richtungen begrüßte den Widerstand vom 18. Januar mit Enthusiasmus. Wir erhielten von der offiziellen Untergrundarmee «Armia Krysova» einen kleinen Waffenzuschnitt: fünfzig Revolver, fünfzig Granaten und etwas Sprengstoff.

Die Stimmung im Ghetto hob sich. Die Deutschen begannen zu erkennen, dass eine beträchtliche Veränderung eingetreten war: dass eine bewaffnete Macht entstanden war. Sie wagten bei Dunkelheit nicht mehr einzeln durch die Ghettostrassen zu gehen.

Zur weiteren Vorbereitung für die kommenden Ereignisse unternahm die Jüdische Kampforganisation Schritte, um das Ghetto von allen jüdischen Gestapohelfern zu säubern. Besondere Gegen-spionage-Gruppen spürten jeden jüdischen Gestapoagenten auf und liquidierten ihn. Da war Alfred Nossig, ein jüdischer Intellektueller aus Galizien, der Beiträge in Jiddisch, Hebräisch und Deutsch für verschiedene Zeitungen geschrieben hatte. Schon vor Hitlers Zeit hatte er der deutschen Regierung Spitzeldienste geleistet. Nach dem Ersten Weltkrieg, als Polen unabhängig wurde, kam er häufig nach Warschau. Nun war er im Ghetto zur besonderen Verwendung für die Gestapo erschienen. Einer unserer Genossen entdeckte seine Wohnung und durchsuchte sie. Eine Kennkarte bewies, dass Nossig seit 1933 im Dienste der Gestapo stand. Die Kampforganisation fällte über ihn das Todesurteil und erschoss ihn.

Fürst, in der Vorkriegszeit Direktor des Jüdischen Studentenhauses in Prag, wurde als Gestapospitzel entlarvt und auf Anordnung der Kampforganisation erschossen. Lolek Kokosovsky, ein Makkabiführer von Zgerzh, war Gestapoagent, dessen Spezialität politische Information über das Ghetto und die Mitglieder der Untergrundbewegung war. Erst entkam er unseren Leuten schwer verwundet. Seine Freunde brachten ihn aus dem Ghetto heraus, und er erholte sich. Später jedoch wurde er auf der arischen Seite durch einen Schuss niedergestreckt, als er ein Restaurant verließ.

Sherinsky, ein getaufter Jude, wurde schon als der Kommissar der Jüdischen Polizei erwähnt. Der Versuch, ihn hinzurichten, schlug fehl, obwohl er dabei schwer verletzt wurde. Nachher beging er Selbstmord. Laikin, der vor dem Kriege als Rechtsanwalt tätig gewesen war, war Sherinskys Assistent. Nach dessen Tod rückte er in die Stellung des Jüdischen Polizeikommissars. Er war sehr verhasst im Ghetto, wurde ebenfalls zum Tode verurteilt und dann erschossen.

Diese Exekutionen stärkten den Mut der Kampfgruppen und erhöhten das Prestige der jüdischen Abwehrorganisation. Sie fühlte sich nun ermächtigt, dem ganzen Ghetto eine Steuer für den Ankauf von Waffen aufzuerlegen; sie zog sogar vom Judenrat Gelder ein. Einige der Reichen, die sich weigerten, die Steuer zu zahlen, wurden von uns verhaftet. Die Autorität der Kampforganisation machte sich überall im Ghetto fühlbar, und ihr Einfluss und ihre Macht nahmen mit jedem Tag zu.

Zu Beginn der Deportierungen hatten wir vergeblich appelliert: «Weigert euch, freiwillig zur Schlachtbank zu gehen! Wehrt euch mit Händen und Füßen!» Nun aber hatten unsere Worte Gewicht. Die Widerstandskräfte wuchsen und wurden aggressiver. Als einmal eine Gruppe Menschen zum Umschlagplatz geführt wurde, lagen Mitglieder der Kampforganisation auf dem Wege im Hinterhalt, fielen über die Wachen her und verursachten solch eine Konfusion, dass Dutzende der Abgeführten entkommen konnten.

Ausser den Kampfgruppen in den Fabriken und Werkstätten wurden jetzt unter einem einheitlichen Plan der Untergrundbewegung besondere Kampfeinheiten junger Leute gebildet, die als Garnisonen in Häusern in strategisch wichtiger Lage untergebracht wurden. Sie wurden dort mit Nahrung und allem Nötigen versorgt und im Zustand dauernder Bereitschaft gehalten, mit den Waffen in der Hand. Diese Reorganisation war nach der blutigen Lehre vom 18. Januar notwendig, als die Deutschen das Ghetto so plötzlich überfallen hatten.

Der Bund, unter dem fast alle Kampfgruppen der Fabriken organisiert waren, stellte nur vier jener Garniseinheiten. Wir wollten unsere Fabrikstützpunkte nicht durch Abziehen von jungen Kämpfern schwächen. In den meisten Fällen waren die Arbeiter sowieso nicht in der Lage, die Fabriken zu verlassen, wo sie ihr Essen bekamen und oft auch Familienmitglieder versteckt hielten.

Da ausserdem die Kampfgruppen nur einen kleinen Teil der Ghettobevölkerung ausmachten, war es dringend erforderlich, dass sie in den Wohnzentren konzentriert waren, um so im entscheidenden Augenblick möglichst alle in den Kampf hineinzuziehen. Wenn ihnen dieses nicht gelänge, würde die überlegene deutsche Kampf-ausrüstung die kleine Gruppe organisierter Kämpfer in kürzester Zeit erledigen.

Der Bund als Arbeiterpartei rechnete mit der Solidarität und der Hilfe der Arbeiter. Unser Ziel war, den Widerstand zu verbreitern und ihm den Charakter einer Massenbewegung zu geben; sonst würde er nur ein unverantwortliches verzweifelter Abenteurer sein. Das Vertrauen, das wir in die Masse setzten, war gerechtfertigt; denn als es zum Endkampf kam, schlossen sich alle Fabrikarbeiter, die nur irgend dazu in der Lage waren, unseren Kampfgruppen an. Sogar die sogenannten «wilden» Leute, die Illegalen ohne Papiere, die irgendwo versteckt leben mussten, beteiligten sich am Kampf.

Neben den organisierten Kampfgruppen bereiteten sich Leute individuell auf ihre Art für die Entscheidungsstunde vor. Das ganze Ghetto brodelte in Vorbereitung für den letzten Kampf. «Wir sind dem Tode verfallen. Lasst uns ihm mit der Waffe in der Hand begegnen. Wir wollen an unseren Folterknechten Revanche üben und unser Leben teuer verkaufen.» Das war ausnahmslos die Stimmung im ganzen Ghetto wie bei unserer kleinen Gruppe auf der arischen Seite, die die Waffen für die letzte Auseinandersetzung beschaffte.

Michel Kiepfisch, Zalman Friedrich und ich sassen eines Abends in einer unserer Geheimwohnungen auf der arischen Seite und besprachen die Einzelheiten der Pläne zum verstärkten Schmuggel von Waffen und Explosivstoffen ins Ghetto. Mit Hilfe der PPS hatte Michel schon zweitausend Liter Benzin ins Ghetto gebracht. Er hatte auch eine Werkstatt für die Herstellung von Sprengkapseln organisiert und eine Gruppe Genossen im Gebrauch von Explosivstoffen unterrichtet.

Alles das genügte Michel nicht. Er fand, dass zu wenig Waffen und Dynamit beschafft wurden, und verlangte, dass mehr Gelder aufgebracht und mehr Quellen angezapft würden. Er war immer erregt, ungeduldig und oft ungehalten. Es müsste mehr getan werden, mehr, mehr!

An jenem Abend sass er in Gedanken versunken da. Hin und wieder riss er sich aus seiner Träumerei, um ein Bruchstück zu der Unterhaltung beizutragen. Dann wieder kehrte er zu seinen eigenen Gedanken zurück wie zu einer anderen, mysteriösen Welt. «Mein Vater und meine Mutter sind schon verbrannt worden . . . Meine Schwester ist auf einem christlichen Friedhof begraben . . . Mein Kind ist in einem Findelhaus . . . Mein Weib ist Magd in einem nicht jüdischen Hause . . . Alles, was ich jetzt noch will, ist, mich in dem Revanchekampf verzehren zu lassen.» Seine blauen Augen brannten vor Erregung, verzweifelter Mut. Seine dünnen Lippen waren fest zusammengepresst in harter Entschlossenheit. Als ich ihn ansah, kam mir das Jahr 1920 ins Gedächtnis, als sich das neue unabhängige Polen mit der Sowjetunion im Krieg befand. Der Bund war für ungesetzlich erklärt worden und musste in die Illegalität gehen. Im Hause von Michels Eltern in der Schwentojerska-Strasse richteten wir das illegale Parteisekretariat ein. Dort hatte ich Michel oft gesehen, der damals ein kleiner lebhafter Junge war und voller Bubenstreiche im Hause umhertollte. Jahre später war

er Student auf dem Polytechnikum, ein Mitglied der Miliz unter meinem Kommando, und tat sich im Kampf gegen die faschistischen Studenten hervor. Jetzt war dieser kleine Junge selber ein Vater und Held in dem furchtbarsten und hoffnungslosesten Kampf.

Ich betrachtete Zalman Friedrych. Auch er war vor meinen Augen aufgewachsen. Zum Bund war er gekommen, als er noch Student war. Er war Sekretär unserer Sportorganisation «Morgenstern» gewesen und hatte für sie eine Zeitschrift redigiert. Vor dem Krieg war er unserer Miliz beigetreten. Während seines Dienstes in der polnischen Armee war er von den Deutschen gefangengenommen und bei der Nazipolitik, die Juden unter den Kriegsgefangenen auszulesen, befreit worden. Er sass da vor mir, ein blonder, schöner Mann von 30 Jahren; sein schmales Gesicht war blass, sein Kopf gebeugt. Auch er durchlebte seine persönliche Tragödie: «Vater, Mutter, Schwester, alle vergast. . . Meine Frau Zille in Maidanek. . . mein einziges Kind in einem katholischen Kloster . . .» Er ballte seine Fäuste über dem blonden Kopf und sagte heiser: «Revanche! Revanche!»

Im Ghetto wurden intensiv Erdausschachtungen und Bauarbeiten betrieben. Wir hatten uns auf die Errichtung von «Bunkern» gestürzt, die zur Unterbringung von Menschen und Vorräten dienen sollten. Die Erbauer nahmen ihre Zuflucht zu allen möglichen Improvisationen und entwickelten ausserordentlichen Erfindergeist. Gruppen von Bewohnern eines Hauses oder Häuserblocks taten sich zusammen, sammelten Geld und engagierten zur Überwachung des feauen Ingenieure und Techniker, die jetzt, soweit sie noch im Ghetto zu finden waren, alle Hände voll zu tun hatten.

Die Bunker nahmen die verschiedensten Formen an, je nach der Beschaffenheit des Gebäudes und dem Geschick der Erbauer. Manchmal war es eine Doppelwand, parallel zu der alten, mit genügend Zwischenraum, um mehrere Personen aufzunehmen. Zugang zu der Doppelwand war bisweilen ein alter Schrank, der in einer Ecke stand. Er sah wie jeder andere Schrank aus, aber der Eingeweihte wusste, welches Brett sich verschieben oder herausheben liess, damit man in den Korridor kriechen konnte. Wenn die Doppelwand an die Küche grenzte, konnte man wohl durch den Ofen schlüpfen und hinter sich die Töpfe und Pfannen von innen wieder zurechtrücken. Mitunter war der Bunker ein doppelter Keller, der durch Graben eines Tunnels un-

ter dem alten Keller und durch Verbreitern des Tunnelendes angelegt wurde. Den Eingang überdeckten Staub, Lumpen und anderes Gerümpel. In manchen dieser Doppelkeller wurden ein primitives Ventilations system sowie Elektrizität und Wasserleitung installiert.

Ausser diesen Verstecken wurden Tunnels gegraben, durch die Hinterhöfe miteinander verbunden wurden. Durchgänge durch Keller und Böden wurden geschaffen – ein Verbindungssystem, das sich beim Ghettoaufstand von grossem strategischem Wert erwies. Einige Tunnels führten auf die arische Seite, andere stellten den Zugang zur Wasserversorgungs- und Abwässerkanalisation her. Auch Heizungsanlagen wurden in eine Art Bunker verwandelt. Vorräte an Brennstoffen und Nahrungsmitteln, besonders Zucker und Getreide, wurden angelegt.

Das ganze Ghetto arbeitete einheitlich auf ein Ziel hin. Die Vorbereitungen wurden in der Überzeugung getroffen, dass die endgültige Vernichtungsschlacht unvermeidlich war. Auch auf der arischen Seite konnten sich nur ganz wenige retten, und diese meist nur gegen Hergabe ungeheurer Geldsummen. Dauernd kamen Nachrichten ins Ghetto, dass Juden den Schmaltzovniks zum Opfer gefallen waren. Flüchtlinge waren ständig in Gefahr, in die Hände des Feindes zu geraten, weil es fast unmöglich war, Dokumente oder eine Wohnung aufzutreiben. Der Terror auf der arischen Seite nahm ständig zu, Überfälle, Verhaftungen und Exekutionen wegen der geringsten Berührung mit Juden waren an der Tagesordnung. Viele Juden mussten in die Ghettohöhle zurückkehren, weil die Gefahr draussen unüberwindlich gross war.

Es gab keine Erlösung! Diese Gewissheit erfüllte alle im Ghetto. Fast jeder versuchte, eine Waffe zu bekommen. Er war bereit, für ein Gewehr alles, was er hatte, herzugeben. Was konnten Geld, Edelsteine oder Kleider nützen, wenn die letzte Stunde nahte? Er brauchte eine Waffe, um sich gegen den Feind zu wehren.

Alle Augen im Ghetto waren auf die Untergrundorganisationen gerichtet, die Koordinationsausschüsse und die Jüdische Kampforganisation. Sie verfügten über restloses Vertrauen. Ihre Befehle wurden ohne Zögern ausgeführt.

Der «allmächtige» Judenrat wurde völlig ignoriert. Als die Deutschen von seinem Vorsitzenden, dem Ingenieur Marek Lichtenbaum, verlangten, bei der Evakuierung der Fabriken zu helfen,

antwortete er, dass er keinen Einfluss mehr im Ghetto besässe und die Gewalt nun in anderer Hand läge.

Wahrscheinlich hatten die Deutschen begriffen, dass ein neuer Geist im Ghetto wehte und die Insassen sich bewaffneten. So war es wohl zu erklären, dass sie die letzte Etappe der Liquidierung des Ghettos in aller Stille, ohne Terror und ohne die bestialischen Szenen der Auslese und Festnahmen auszuführen gedachten. Sie schlugen einen Evakuierungsplan vor.

Die 40'000 Juden, die übriggeblieben waren, waren fast ausnahmslos Arbeiter in den Fabriken für die Kriegsproduktion. Als Evakuierungskommissar nahmen die Deutschen Herrn Tebbens, einen der grössten Fabrikanten in Warschau. Ihm wurde der Auftrag gegeben, alle Werkstätten, einschliesslich ihres menschlichen und sachlichen Inventars, nach Travniki und Poniatow, beides bekannte Plätze in der Nähe von Lublin, zu verlegen. Tebbens setzte einen grossen Propagandastab ein, der den versammelten Arbeitern der Fabriken ausmalte, welcher Segen es für sie sein würde, inmitten der Natur, bei frischer Landluft und gutem Essen zu arbeiten und ein so ganz anderes Leben zu führen als das Dasein im ungesunden, verseuchten und verfilzten Warschauer Ghetto. Tebbens selber kam zu den Versammlungen und gab sein Ehrenwort, dass die Fabrikarbeiter und ihre Familien dorthin gebracht würden, nur um weiterzuarbeiten. Er bat sie, nicht den im Ghetto verbreiteten «böartigen» Gerüchten Glauben zu schenken, dass die restlichen Juden getötet werden sollten.

Der Jüdische Koordinations-Ausschuss und die Jüdische Kampforganisation schlugen eine Bekanntmachung an, dass Travniki und Poniatow nur eine neue Deportierung, Vernichtung und Tod bedeuteten und niemand den süssigen Worten der Propagandisten oder Tebbens' Ehrenwort glauben sollte. Die Juden wüssten doch sehr gut, was das Ehrenwort der Henker wert wäre, keiner sollte sich freiwillig zu den Evakuierungsstellen begeben.

Am Evakuierungstage kamen von den Tausenden der Arbeiter in den Fabriken nur ein paar von selber zu den Sammelstellen. Von der Bürstenfabrik an der Schwentojerska-Strasse, in denen mehrere tausend Arbeiter beschäftigt waren, meldete sich nicht ein einziger. Tebbens versuchte, mit Anschlagzetteln einen polemischen Kampf mit der Jüdischen Kampforganisation auszutragen. Erneut versicherte er,

dass das Ghetto geleert würde, um den Arbeitern bessere Arbeits- und Lebensbedingungen zu geben. In der Tat vernahmen die Juden eine neue, verlockende Sprache, so ganz anders als jene, die drei Jahre lang von Tod und Terror gedröhnt hatte. Doch jeder verstand die Wendung der deutschen Taktik. Aus den lauten Tönen war der stille Respekt vor der Stärke der Widerstandsbewegung zu vernehmen. Tebbens Propaganda diente nur dazu, die Stimmung im Ghetto zu heben und den Kampfwillen zu stärken.

In den Wochen vor dem Aufstand zeigte sich offen die Entschlossenheit zur Abrechnung mit dem Feind. Wo die Deutschen versuchten, die Evakuierung mit Gewalt durchzuführen, steckten Arbeiter Fabrikschuppen in Brand. So geschah es mit dem Warenlager von Allmanns Holzverarbeitungsstätten an der Smotcha-Strasse. In den Bürstenfabriken wurden die Wagen voll Maschinen und Material angesteckt. Auf dem Umschlagplatz weigerte sich eine grosse Gruppe Arbeiter, die dort zur Verschickung gesammelt worden war, in die Waggons zu steigen. Einer von ihnen, der Jugendführer Peltz, sprach zu den Versammelten und forderte sie auf, sich der Deportierung zu widersetzen. Die Wachmannschaft machte von der Schusswaffe Gebrauch, und ungefähr 60 Menschen wurden getötet.

Seit dem 18. Januar hatte sich das ganze Ghetto in ein Schlachtfeld verwandelt. Nicht einen Augenblick wurde in der intensiven Vorbereitungsarbeit beim Bau von Bunkern und Befestigungen, im Graben von Verbindungstunneln, in der Errichtung von Waffen- und Vorratslagern eine Pause gemacht. Die Atmosphäre brodelte in fiebriger Tätigkeit. Jeder Jude wurde ein Soldat. Aus dem Leiden der Ghettohölle schmiedete er die Waffe des Widerstands.

Kurz vor dem Aufstand wechselten die Deutschen ihre Taktik abermals. Plötzlich wurde das Gerücht verbreitet, dass die Evakuierungspläne aufgegeben wären und im Gegenteil die Arbeit in den Warschauer Fabriken verdoppelt werden sollte, weil ihre Erzeugnisse für die Front dringend gebraucht würden. Angeblich planten die Deutschen, sogar neue Arbeitskolonnen hereinzubringen, um die Produktion zu steigern. Dies war sicher nichts als ein Trick, die Wachsamkeit des Ghettos einzuschläfern. Aber sie kamen damit zu spät, um irgendeine Wirkung zu erzielen.

Auf der arischen Seite nutzten wir jede sich bietende Möglichkeit, um Waffen zu bekommen: private Verbindungen, berufsmäs-

sige Schmuggler, die «Armia Kryova» (die «offizielle» Armee der Exilregierung) und die militärischen Formationen der Polnischen Regierung und der Polnischen Sozialisten. Waffen der verschiedensten Herkunft wurden ins Ghetto befördert. Die Verbindungskanäle mit dem Ghetto wurden von Genossen der Kampforganisation bewacht, die Tag und Nacht auf unsere Transporte aufpassten. Die Begleiter der Waffensendungen von der arischen Seite blieben jedesmal ein paar Tage im Ghetto, bevor sie für neue Lieferungen zurückkehrten.

Niemand konnte sagen, an welchem Tag und zu welcher Stunde die Deutschen mit ihrer überwältigenden Macht über das Ghetto herfallen würden. Wir wussten nur, dass sie nicht mehr lange auf sich warten lassen würden.

Die Deutschen, die die Wirkungslosigkeit ihrer zuckersüßen Propaganda erkannt haben mussten, würden zu ihren alten, bewährten Methoden der brutalen Gewalt zurückkehren und die restlose Liquidierung des Ghettos durchführen.

Unser ganzes Trachten war darauf gerichtet, Munition und Waffen zu sammeln, noch mehr und noch schneller, und sie über die Ghettomauern zu werfen. Es galt, die letzten verbleibenden Augenblicke zu nutzen. Ein paar Tage vor dem Aufstand brachten Michel Kiepfisch und Zalman Friedrych die letzten Waffenlieferungen ins Ghetto.

## VI.

Klopfenden Herzens erwartete das Ghetto den Kampf, das Ende der unheimlichen, gespenstischen Tragödie, die drei Jahre lang gedauert hatte. Jede Nacht standen Kundschafter auf ihren Posten und horchten auf den leisesten verdächtigen Laut. Nahe an den Ghattotoren wurden Beobachtungspunkte errichtet. Patrouillen beobachteten jede Bewegung auf der anderen Seite, in Bereitschaft, Alarm zu geben, sobald der Feind kommen sollte.

Und er kam – um zwei Uhr in der Früh, am Sonntag, dem 18. April, am ersten Ostertag.

Auf der arischen Seite marschierten Militär- und Polizeimannschaften, SS-Leute, Ukrainer, Letten und Polen auf. Sie stellten sich in Abständen von 20 Schritt längs der mehrere Kilometer langen Ghattomauern auf.

Um fünf Uhr, zur Stunde, da sonst kleine Gruppen von Leuten zum Ghetto hinaus- und hereingeführt wurden, wurden alle Tore gesperrt. Keiner durfte hindurch.

Um sechs Uhr, unter den Strahlen einer leuchtenden Frühlingssonne, marschierten die schwarzen Todesbataillone der Nazis in voller Marschordnung mit Panzerwagen, Maschinengewehren und Tanks in Richtung auf die Kupjetska-, Mila-, Muranowska-, Franciskanska-Strasse gegen das sogenannte «wilde» Ghetto. Hier lebten jene Menschen, die in den verschiedenen Institutionen beschäftigt waren, und solche, die nicht in den Fabriken registriert waren. Die Deutschen schienen das «Fabrik-Ghetto» zu isolieren und dadurch den Eindruck erwecken zu wollen, dass sie diesmal die Fabrikarbeiter ungeschoren lassen würden. Also nichts weiter als eine abschliessende Ergreifung der unproduktiven Elemente .

..

Unsere Wachposten signalisierten allen, Kampfstationen. Als die stolze deutsche Truppe bei der Mila-Strasse ankam, wurde sie von drei Seiten mit Feuer empfangen – von der Ecke Mila- und Zamenhof-Strasse, Zamenhof-Strasse 29 und gegenüber Zamenhof-Strasse 38. Granaten und Feuerbomben prasselten auf sie herab. Viele Deutsche fielen tödlich getroffen. Zwei Tanks mit ihrer Besatzung verbrannten. Unsere Kampfgruppen erlitten dabei keine Verluste. So starker Widerstand kam den Deutschen offenbar unerwartet. Schnell verliessen sie das Ghetto wieder.

Nachdem sie am nächsten Morgen vorher die Elektrizität und Wasserzufuhr abgeschnitten hatten, kamen sie wieder. Diesmal paradierten sie nicht mitten auf der Strasse. Sie gingen einzeln und in Gruppen, bewegten sich längs der Mauern, schossen mit Maschinengewehren in jedes Fenster und jede Öffnung der Häuser, wo sie irgendeinen Hinterhalt vermuteten. Sie kamen von der Tlo-matzky-Strasse her, die Nalefky-Strasse entlang auf die Mila-, Zamenhof- und Schwentojerska-Strasse zu. Kampfgruppen von den Bürstenfabriken an der Schwentojerska-Strasse, von Tebbens' und Schultz' Fabriken sowie Gruppen von der Leshno-, Novolipya-, Novolipky- und Smotcha-Strasse wurden in den Kampf geworfen. Die Deutschen bewegten sich unter einem Hagel von Granaten, Dynamitbomben und Sprengflaschen, die aus den Fenstern, von den Dächern und Speichern geworfen wurden. Eine Abteilung von dreihundert Deutschen rückte über die Walova-Strasse tiefer in die Schwentojerska-Strasse vor. Sie wurde durch eine elektrische Mine, die mit grosser Sorgfalt von einem Hause aus gezündet wurde, zerrissen.

Aber der Kampf hatte erst begonnen. An der Schwentojerska-Strasse tobte er um die Bürstenfabriken. Eine Gruppe unter dem Kommando von Michel Kiepfisch fügte den Deutschen schwere Verluste zu. Sie kämpften um jedes Haus und jede Wohnung, bis sie zum obersten Stockwerk gedrängt wurden. Dann steckten die Deutschen das Haus in Brand. Unsere Kämpfer entwichen durch vorher geschlagene Öffnungen auf den Dachböden und nahmen den Kampf vom benachbarten Gebäude aus auf.

Am fünften Kampftage stiess Michels Gruppe bei einem solcher Rückzüge auf dem Boden eines Hauses mit deutschen Soldaten zusammen. Es war ein wilder Kampf in der Dunkelheit. Ein deutsches Maschinengewehr, das hinter einem Schornstein aufgestellt war, hielt Michels Gruppe in Schach. Zwei Genossen kamen dicht genug an die Deutschen heran, um eine Handgranate zwischen sie zu werfen. In demselben Augenblick warf sich Michel über das Maschinengewehr. Es hörte zu schiessen auf.

Eine Stunde später, als die Deutschen aus dem Gebäude abgezogen waren, fanden die Kameraden Michels Körper mit zwei dichten Reihen Schusslöchern im Leib.

Die Nazis änderten bald ihre Taktik in dem Gelände der Bürstenfabrik. Der Strassenkampf von Haus zu Haus war ihnen zu

verlustreich. Sie zogen ihre Truppen heraus und umzingelten das ganze Gelände. Dann legten sie Feuer von aussen an die Gebäude und warteten. Fünf jüdische Kampfgruppen waren darin eingeschlossen. Alle Gebäude brannten, überall stiegen Flammen auf. Der Asphalt der Fusssteige schmolz zu einer schwarzen, klebrigen Masse. Glühende Stangen und zerbrochene Fensterscheiben stürzten auf die Strasse herab.

Die einzige Ausflucht der Eingeschlossenen war, durch ein Loch in einer der Mauern, die das Ghetto unterteilten, in den mittleren Teil des Ghettos zu gelangen. Die Kämpfer wickelten Lumpen um ihre Füsse, um das Geräusch ihrer Schritte zu dämpfen und gleichzeitig einen Schutz gegen die heissen Pflastersteine zu haben. Sie bahnten sich ihren Weg durch die Flammen nach dem Loch in der Mauer. In Einzelreihe, gebückter Stellung rannten drei Gruppen durch die Öffnung. Als der erste Mann von der vierten Gruppe hervorkroch, beleuchtete sie ein deutscher Scheinwerfer an der Mauer. Ein Schuss fiel – abgefeuert vom Scharfschützen Romanovitch – und der Scheinwerfer verglomm im Dunkeln. Bevor die Deutschen sich sammeln konnten, war auch die letzte Gruppe durchgekommen.

Ein Flammenmeer umbrandete das zentrale Ghetto. Artilleriefeuer dröhnte in das Knistern der brennenden Häuser und das Gepolter einstürzender Mauern. Ausser Reichweite der Gewehre und selbstgefertigten Granaten der Ghettokämpfer stellten die Deutschen Artilleriegeschütze und Maschinengewehre auf den Kraschinsky-Platz, Parisowsky-Platz, die Zhitznya-Strasse und die Bonifraterska-Strasse. Von diesen Stellen, die ausserhalb der Ghettomauern lagen, hagelten die Geschosse in das brennende Ghetto.

Es blieb keine Luft zum Atmen, nur schwarzer erstickender Qualm, schwer vom Gestank brennender Leichen. Die Flammen vertrieben die Menschen aus ihren Verstecken in Kellern und Böden. In den Strassen strömten die Pflastersteine und Mauern eine versengende Hitze aus. Steintreppen wurden glühendheiss in den Flammen. Verkohlte Körper lagen auf den Baikonen, in den Fenstern und über Treppenabsätzen. Tausende von Menschen humpelten auf die Strassen – leichte Zielscheiben für die deutschen Patrouillen. Hunderte stürzten sich vom vierten und fünften Stock, um die Folter schnell zu beenden. Mütter warfen ihre Kinder von den Dächern, um ihnen den qualvolleren Erstickungstod zu ersparen.

Berek Schnaidmils Gruppe und eine andere Kampfabteilung eskortierten mehrere hundert Menschen am hellen Tage von ihrem ausgebrannten Schutzkeller in der Mila-Strasse zu einem anderen. Dort wehrten sie die Deutschen länger als eine Woche ab.

Durch Feuer und Rauch, ohne Wasser, zogen unsere Kämpfer sich von einem brennenden Häuserblock zum nächsten zurück, von einem Bunker zum andern. Die Kampfgruppen waren isoliert. Jede kämpfte für sich allein, hielt aus in den Bunkern, Kellern und Speichern, ohne zu wissen, wie es den anderen Gruppen erging. Ein allgemeiner, koordinierter Kampfplan konnte von den Belagerten nicht länger durchgeführt werden.

In diese Hölle warf der Feind seine gepanzerte Macht. Jeder Kampfpunkt wurde zu einer isolierten, belagerten Feste, umgeben von Feuer und eingehüllt in Rauchwolken. Mit Revolvern, Granaten und Dynamitflaschen in ihren Händen, feuchte Taschentücher über dem Mund, kämpften unsere Kameraden gegen die Macht eines Feindes, der mit den modernsten und wirksamsten Vernichtungswerkzeugen ausgerüstet war. Alle übriggebliebenen Bewohner des Ghettos wurden ausnahmslos in den Kampf gezogen. Jeder, der kämpfen konnte, half mit, ob er bewaffnet war oder nicht. Andere fungierten als Kuriere, rannten von Gebäude zu Gebäude mit Nahrungsmitteln, Wasser und Munition.

Die Ghettkämpfer machten mehrere Ausfälle. Deutsche Uniformen, die für solche Zwecke bereitgelegt worden waren, erlaubten kleinen Gruppen, dicht genug an den Feind heranzukommen, um mit ihren winzigen Waffen einen Schlag führen zu können.

Der Hagel der Feuerbomben und Artilleriegeschosse ging ununterbrochen weiter. Wo die Deutschen auf Widerstand stiessen oder auch nur irgendwelche Zeichen einer Aktivität wahrnahmen, liessen sie ihre fürchterlichen Waffen los, gegen die die Ghettkämpfer nichts ausrichten konnten. Das Ghetto wurde zu einem ungeheuren Feuerwerk. In der Nacht hörte das Artillerief Feuer auf, und Todesschweigen legte sich über den Ort. Die Landschaft war erleuchtet durch das brennende Ghetto. Kleine Gruppen von Deutschen kamen mit Bluthunden, die die Höfe und Gebäude nach versteckten Ghettkämpfern durchschnüffelten. Wer gefasst wurde, wurde gefoltert, um aus ihm weitere Verstecke oder Angaben über Waffen- und Vorratslager herauszubekommen.

Die Deutschen verstärkten die Wachen um das Ghetto; niemand auf der arischen Seite durfte sich in der Nähe der Mauern blicken lassen. Der Strassenbahnverkehr durch die Bonifraterska-Strasse wurde eingestellt, weil man von da sehen konnte, was im Ghetto vorging. In den an das Ghetto grenzenden Strassen sammelten sich Gruppen Neugieriger, die einen Blick von dem Kampf zu erhaschen suchten. Polizei zerstreute sie, aber sie sammelten sich immer wieder. Das schwere Artilleriefeuer zertrümmerte auch die Fenster der Häuser im Umkreis. Die Deutschen gingen schliesslich dazu über, die Bewohner aus den Häusern in der Nähe der Ghettomauern zu evakuieren.

An allen Strassenecken waren Plakate angeschlagen: «Tod jedem Polen, der einen Juden versteckt!» Unaufhörlich wurde nach entkommenen Juden gefahndet. Die Deutschen hatten den Widerstand im Ghetto zu schmecken bekommen und fürchteten, dass die Polen nun auch zu Gewaltakten angespornt würden. «Sicherheitsmassnahmen» auf der polnischen Seite wurden verstärkt, um irgendwelchen Zwischenfällen zuvorzukommen.

Die deutschen Zeitungen berichteten kurz, dass die Ghettojuden sich der Verschickung zur Arbeit widersetzt hätten. Die illegale polnische Presse aller Schattierungen schrieb voll Sympathie über den Aufstand. Einige verglichen ihn mit dem historischen Bar-kochba-Aufstand gegen die Römer. Fast täglich brachten sie Meldungen vom Kampfplatz, berichteten, welche deutsche Einheiten und in welcher Stärke sie das Ghetto betraten und verliessen, wie viele Krankenwagen mit verwundeten Deutschen aus den Ghettotoren kamen und so weiter.

Der Durchschnittspole jedoch stand den Vorgängen nicht ganz so freundlich gegenüber. Aus den Haufen von Leuten, die sich an der Schwentojska-Strasse und auf dem Kraschinsky-Platz ansammelten, um den Fortgang des Kampfes der Juden zu beobachten, konnte man alle möglichen Meinungen hören, freundlich gesinnte, aber auch zynische, wie etwa: «Gott sei Dank, dass die Deutschen dieses Werk für uns verrichten!» Die breite Masse des polnischen Volkes war völlig desorientiert. Die meisten Menschen hatten keine Ahnung, was der Aufstand für die Juden und auch für die Polen wirklich bedeutete. Vier Jahre Naziterror, Verfolgung und antisemitische Propaganda hatten ihre Seelen vergiftet und in ihnen das Gefühl ertötet, auch in dem Juden den Mitmenschen zu sehen.

Selbst unter den Mitgliedern der polnischen Untergrundbewegung, die Sympathie für die Ghettokämpfer zeigten, herrschte keine

Neigung zu einem Kampf mit der Besatzungsmacht, um den Juden zu helfen. «Ein offener Kampf zu dieser Zeit», sagten sie, «würde die völlige Vernichtung von uns allen bedeuten.» Sie weigerten sich zu demonstrieren und lehnten unser Verlangen ab, einen Proteststreik oder eine Sympathiekundgebung zu veranstalten.

In den ersten Tagen des Aufstandes sandte die jüdische Untergrundbewegung eine Botschaft an die polnische Bevölkerung und durch den Rundfunk an die ganze Welt. Sie lautete:

«Polen, Bürger, Soldaten der Freiheit! Durch den Donner der Artilleriegeschütze, die unsere Heime, unsere Mütter, Frauen und Kinder bombardieren, durch das Geknatter der Maschinengewehre, durch Wolken von Rauch und Feuer, über die Ströme von Blut, die in dem gemordeten Ghetto von Warschau fließen, senden wir, die Gefangenen des Ghettos, euch unsere brüderlichen Grüsse.

Wir wissen, dass ihr schweren Herzens, mit Tränen der Sympathie, mit Schauern und Erstaunen den Ausgang des Kampfes verfolgt, den wir seit mehreren Tagen mit dem verhassten Eindringling kämpfen.

Seid versichert, dass jede Schwelle in dem Ghetto eine Festung ist und bleibt; dass wir, auch wenn wir alle in diesem Kampfe untergehen, uns nicht ergeben werden; dass wir wie ihr von Vergeltung erfüllt sind und auf Bestrafung unserer gemeinsamen Feinde für die Verbrechen drängen.

Dies ist ein Kampf um eure Freiheit und um unsere, für eure und unsere menschliche, soziale und nationale Würde! Wir wollen die Verbrechen von Auschwitz, Treblinka, Belzhit und Maidanek rächen!

Es lebe die Blut- und Waffengemeinschaft mit dem kämpfenden Polen! Es lebe die Freiheit! Tod den Henkern! Kampf bis zum Tod gegen die Unterdrücker!

Die jüdischen Kampforganisationen.

23. April 1943.»

Eine ähnliche Erklärung wurde von dem illegalen Bund herausgegeben. «So wollen wir wenigstens die Welt wissen lassen, dass dieses die letzten Tage qualvollen Ringens sind», sagten wir. «Vielleicht wird der Tag der Vergeltung kommen . . .»

Auf unseren Aufruf um Hilfe sandte die Aussenwelt ihre Antwort. Durch den Geheimsender erhielten wir die Nachricht, dass der tapfere und getreue Artur Ziegelboim, unser Repräsentant bei der polnischen

Exilregierung, uns die einzige Hilfe, die in seiner Macht stand, gegeben hatte: In der Nacht vom 12. Mai hatte er in London zum Ausdruck des Protestes gegen die Hartherzigkeit und Gleichgültigkeit der Welt Selbstmord begangen.

Der Brief mit seiner letzten Botschaft lautete:

«Ich kann nicht schweigen – ich kann nicht leben – während die restliche jüdische Bevölkerung von Polen, deren Repräsentant ich bin, untergehen. Meine Genossen im Warschauer Ghetto haben in einer letzten heroischen Anstrengung die Waffen in die Hand genommen. Es war mir nicht vergönnt, mit ihnen zusammen zu sterben, aber ich gehöre zu ihnen und in ihr Massengrab. Mit meinem Tod will ich meinen stärksten Protest gegen die Untätigkeit ausdrücken, mit der die Welt zusieht und die Vernichtung meines Volkes geschehen lässt.

Ich weiss, wie wenig das menschliche Leben heute gilt – aber da es mir in meinem Leben nicht möglich war, werde ich vielleicht durch meinen Tod dazu beitragen, die Gleichgültigkeit jener zu brechen, die jetzt – im letzten Augenblick – die wenigen noch lebenden polnischen Juden vor sicherer Vernichtung retten können. Mein Leben gehört dem jüdischen Volk von Polen, und daher bringe ich es ihm dar. Ich wünsche, dass die Handvoll polnischer Juden, die von der ursprünglich mehrere Millionen zählenden Bevölkerung übriggeblieben sind, den Tag der Befreiung einer neuen Welt der Freiheit und die Gerechtigkeit des wahren Sozialismus erleben möge. Ich glaube, dass ein solches Polen erstehen und eine solche Welt kommen wird.»

Die Bedeutung von Ziegelboims Freitod war uns allen bitter klar. Er reichte uns damit die Abrechnung all seiner Anstrengungen für unsere Sache. Durch eine Ausgabe unseres ‚Bulletin‘, das wir im arischen Teil von Warschau druckten, liessen wir die Untergrundbewegung wissen, dass ein Kämpfer, der mit seinen Ghettokameraden gelitten und bis zum letzten Atemzug gekämpft hatte, im fernen London gefallen war.

Die mächtigen alliierten Heere standen an allen Fronten im Kampf gegen den Feind. Jeder Tag sah grosse militärische Kämpfe. Aber die Warschauer Ghettofront blieb isoliert und allein. Ihre tapferen Kämpfer verbrannten in den Ruinen, ihre Hilferufe wurden von Rauchwolken erstickt, von dem Donner der Artilleriegeschütze übertönt.

Wir, die auf der arischen Seite gebliebene kleine Gruppe, waren zerrissen von Kummer und quälender Scham. Wir litten unter dem

Ansturm von Erregungen: dem Verlangen, dem Feind einen Schlag zu versetzen, dem Stolz auf unsere kämpfenden Kameraden, der Hilflosigkeit und Verzweiflung. Jeder Artillerieschuss pochte an unser Inneres. Warum waren wir nicht dort? Warum durften wir nicht mit ihnen kämpfend sterben?

Nachts lag ich in meinem Versteck. Das brennende Ghetto färbte den ganzen Horizont rot – ein lichterlohes Flammenmeer. Das furchtbare Schweigen schien zu rufen: «Wir verbrennen, wir sterben. Hilfe!» Ich lag gebadet in Schweiss, heisse Tränen rannen mir übers Gesicht. Ich vergrub meinen Kopf in das Kissen, um ein hilfloses Schluchzen zu ersticken.

Am zehnten Tage des Aufstandes, am 30. April, kamen zwei Abgesandte der Jüdischen Kampforganisation aus dem Ghetto herüber. Es waren unser Genosse Zalman Friedrich und ein Mitglied des Hechalutz, Simcha Roteiser. Die Leitung des Aufstandes hatte sie mit der Aufgabe betraut, die Rettung der wenigen überlebenden Kämpfer aus dem Ghetto zu organisieren.

Sie waren zu später Nachtstunde durch den Abwasserkanal an der Muranowski-Strasse, nahe dem Strassenbahnwagenschuppen, gekommen. Um das Ende der Sperrstunde abzuwarten, krochen sie in ein leerstehendes Gebäude, in dem sie hoch aufgeschichtet Leichen fanden. Als sie am Morgen aus dem Gebäude herauskamen, trafen sie einen Strassenbahner, der auf dem Weg zu seiner Arbeitsstelle war. Sie sagten ihm, dass sie Polen wären, die sich ins Ghetto geschmuggelt hätten, um Sachen von den Juden zu kaufen. Dann wären sie durch den Aufstand überrascht worden und hätten die ganze Zeit auf eine Gelegenheit gewartet, wieder herauszukommen. Der Arbeiter gratulierte ihnen zu ihrem Glück und erzählte ihnen, dass die Leichen in dem Gebäude, das sie gerade verlassen hatten, Juden wären, die zu entfliehen versucht hatten und von den Deutschen geschnappt worden waren.

Nach einigen Schwierigkeiten gelang es den beiden Delegierten aus dem kämpfenden Ghetto, mit den jüdischen Repräsentanten auf der arischen Seite Verbindung zu bekommen. Sie trafen sich mit den Vertretern der jüdischen Kampforganisation «Mikolai» (Leon Feiner vom Bund) und «Antek» (Zuckerman vom Hechalutz), denen sie den Zweck ihrer Mission mitteilten.

Das Feuer wütete weiter über dem ganzen Ghetto, während der Kampf um jedes Haus, jeden Bunker ging. Die Deutschen verwendeten Giftgase. Unsere Genossen kämpften verzweifelt, benutzten jedes erreichbare Mittel, um auf den Feind zurückzuschlagen. Wenn gar keine Hoffnung mehr war, töteten sie sich lieber selber, als in die Hände der Deutschen zu fallen. Die Reihen der Kampforganisation waren schon dezimiert, verbrannt vom Feuer, erstickt von Rauch und Gas, zerrissen von Geschossen. Das Häuflein der Überlebenden suchte nun nach einem Ausweg aus der Hölle.

Der einzige Weg von dem Ghetto nach draussen ging durch die Abwässerkanalisation, durch die aller Schmutz der grossen Stadt floss. Es war ein kompliziertes Netz von Kanälen unter ganz Warschau. Durch die Kanäle zu kriechen, ohne gut über ihre Richtung und Züge orientiert zu sein, bedeutete sicheren Tod durch elendes Erstickten oder Ertrinken im Schlamm. Viele hatten schon diesen Weg des Entrinnens versucht und einen schrecklichen Tod in dem verräterischen Labyrinth gefunden.

Die polnische Untergrundbewegung half uns. Sie stellte uns mehrere Leute zur Verfügung, die in dem Kanalisationssystem gearbeitet hatten. Sie zeichneten uns die Wege auf, durch die man am leichtesten und sichersten zu einem bestimmten Punkt im Ghetto gelangen konnte. Ausserdem liessen wir uns durch Schmuggler beraten, die die Kanalisation als ihren Handelsweg benutzt hatten. Der Genosse Kazik ging mit den beiden Abgesandten zurück ins Ghetto.

Am 1. Mai unternahmen die Ghettokämpfer eine Tages-«Offensive». Am Abend hielten sie einen Appell ihrer gelichteten Reihen und sangen die «Internationale».

Am 3. Mai entdeckten die Deutschen mit Polizeihunden und Abhörapparaten den Bunker der Berek-Schnaidmil-Gruppe in der Franciskanska-Strasse. In dem Kampf wurde Berek Schnaidmil im Unterleib schwer verwundet. Als sich seine Gruppe zum Rückzug anschickte, wollten ihn seine Kameraden mit sich tragen. Berek zog seinen Revolver und winkte ihnen zu. «Vergesst dieses nicht», rief er, «kämpft weiter!» Bevor ihn jemand daran hindern konnte, steckte er den Lauf des Revolvers in den Mund und drückte ab.

David Hochberg war so jung, dass seine Mutter ihm streng verboten hatte, sich der Kampforganisation anzuschliessen. Aber im Ghettokampf war er der Führer einer Gruppe. Sein Bunker beschützte mehrere hundert Leute. Als die Deutschen sich den engen Eingängen des Bunkers näherten, schienen alle verloren zu sein. David gab alle Waffen von sich. Er klemmte sich in den engen Bunkereingang hinein und setzte seinen Leib den Kugeln der Deutschen aus. Bis die Angreifer dann seinen Leichnam aus dem Zugang weggeräumt hatten, waren alle durch die anderen Ausgänge entwichen.

In einem kleinen Bunker im Hofe des Jüdischen Krankenhauses an der Gensha-Strasse fanden jüdische Patrouillen unter einer Anzahl von Toten auch die Leiche von Anna Broide-Heller. Sie war auf ihrem Posten gefallen.

Ein Entrinnen schien unmöglich. Viele begingen Selbstmord. Am 8.Mai, gerade an dem Tag, da Kaziks Rettungsexpedition ins Ghetto gelangte, umzingelten die Deutschen das Hauptquartier der Jüdischen Kampforganisation in der Mila-Strasse. Nachdem sie zwei Stunden lang versucht hatten, den Bunker im Sturm zu nehmen, warfen sie eine Gasbombe hinein. Viele Kämpfer wurden dadurch getötet, andere nahmen sich selber das Leben, einschliesslich des Kommandeurs Anilewitsch. Eine Handvoll entkam auf wunderbare Weise und schloss sich dem Rest der Belegschaft der Bürstenfabrik in der Franciskanska-Strasse an.

Die Feuersbrunst liess nach. Es war nicht viel zu brennen übriggeblieben. Hier und dort hielten noch kleine Gruppen aus, ohne Wasser, ohne Nahrung und ohne Munition. Alle Hoffnung, gegen den Feind zurückzuschlagen, war vorüber. Man konnte höchstens noch den Versuch machen zu entkommen.

Am 10.Mai machte sich eine Gruppe unter Abrasha Blum, Marek Edelman und Zivia Lubetkin auf den Weg durch die Abwässerkanäle. Mit Hilfe von Führern umgingen sie alle Hindernisse von Drahtverhau und Minen. Es war überhaupt ein Wunder, dass der ganze Plan nicht fehlschlug. Sie erreichten den Kanalausgang in der Prosta-Strasse noch während der Nacht, aber die beiden Lastkraftwagen, die sie abholen sollten, waren nicht zur Stelle. Bis 10 Uhr morgens muss-

ten sie in den Kanälen sitzenbleiben. 48 Stunden brachten sie in den Röhren zu, die weniger als einen Meter hoch waren. Das Wasser kam ihnen bis an die Lippen. Alle Augenblicke verlor einer von ihnen das Bewusstsein und musste wiederbelebt werden. In seinem Durst trank mancher die Jauche.

Als endlich die Lastkraftwagen ankamen, war die Strasse voller Leute. Eine grosse Menschenmenge sah mit aufgerissenen Augen zu, wie menschliche Skelette, die Maschinenpistolen um den Nacken geschnallt hatten, eines nach dem andern aus den Abflussrohren hervorkrochen. Eine bewaffnete Gruppe der polnischen Untergrundbewegung, die den Rückzug im Notfälle decken sollte, kam nicht an. So musste die Gruppe sich selber schützen. Jurek Blones und noch ein paar andere Kämpfer standen mit entscherten Maschinenpistolen auf den Wagen. Sie waren erschöpft, todmüde, aber der Blick aus ihren bleischweren Augen sagte der Menge deutlich, dass sie nicht zögern würden, auf jeden zu schiessen, der sich ihnen feindlich näherte. Die Wagen brachten die Kämpfer in vorbereitete Verstecke im Lomyanki-Wald in der Nähe Warschau; Während der wilden Fahrt hielten sie ihre Gewehre in Bereitschaft, um ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, wenn Deutsche ihre Wagen anzuhalten versuchen würden.

Eine zweite Gruppe, die ihnen folgen sollte, kam nie aus den Kanälen heraus. Die Deutschen, die von der kühnen Flucht gehört hatten, umzingelten das ganze Gebiet und warfen Gasbomben in die Abwässerkanäle. Es gelang niemandem mehr durchzukommen, und alle, die in den Kanälen eingeschlossen waren, wurden getötet.

Es war nicht möglich, in der Stadt Verstecke für alle entkommenen Genossen zu finden. Auch in dem Lomyanki-Wald konnten sie höchstens ein paar Tage bleiben. Wie haben wir gesucht und konspiriert, gebeten und manövriert, um sichere Unterschlupfwinkel für sie aufzutreiben! Der erneute Terror auf der arischen Seite hatte viele Polen ängstlich gemacht, deren Haltung den Juden gegenüber sonst freundlich war. Die verschärfte Tätigkeit der Gestapo machte das Verstecken eines Juden mit jedem Tage gefährlicher. Schmaltzovniks gab es überall. Jedes anständige Gefühl wurde erdrosselt in einer Atmosphäre des Terrors, der Exekutionen, Erpressung und Demoralisierung.

Eine Gruppe, in der sich auch Loeser Clogs Tochter und deren zweijähriges Kind befanden, wurde zu dem Dorf Pludy gebracht.

Friedrych brachte eine weitere Gruppe zu diesem Versteck. Bald nach der Ankunft der zweiten Gruppe erschienen deutsche Polizei und Gestapo, ein Kampf brach los, und alle Genossen wurden getötet, einschliesslich des heroischen Zalman Friedrych. Der einzig Überlebende war die zweijährige Enkelin von Loeser Clog, die von einer alten Bauernfrau gerettet und in ihrem Hause verborgen gehalten wurde.

Eine andere Gruppe verliess Lomyanki und schloss sich in den Wäldern von Wischkow den Partisanen an.

Abrasha Blum wurde ein paar Tage nach seiner Flucht aus dem Ghetto getötet. Er war einer der ersten, der den bewaffneten Widerstand gefordert hatte, und jeden Vorschlag, das Ghetto vor dem Kampf zu verlassen, hatte er zurückgewiesen. In Augenblicken der Krise pflegten die Kämpfer sich an diesen unbewaffneten Intellektuellen zu wenden; in der Hitze des Kampfes hatten sie oft aus seiner ruhigen Haltung und seinem verständnisvollen Rat neuen Mut geschöpft.

Ausserhalb des Ghettos konnte er kein passendes Versteck finden. Er war gezwungen umherzuwandern, einen Tag hier und eine Nacht dort zu verbringen. Seine Frau Luba war an einem Platz versteckt, seine zwei Kinder an einem anderen. Der Tod umlauerte jeden seiner Schritte. Eines Nachts fasste ihn die Gestapo in der Długa-Strasse. Er versuchte, ein Seil aus Betttüchern zu machen, um sich daran durch das Fenster herunterzulassen. Er musste vom dritten Stockwerk springen und brach sich ein Bein oder beide. Wir konnten es nie mehr feststellen.

Am selben Tage, als Welvel Rosovsky, einer der Frontkommandeure des Aufstandes, durch die Abflusskanäle auftauchte, hefteten sich Schmaltzovniks an seine Fersen. Die Blutsauger nahmen ihm den letzten Pfennig ab, den er besass, und verlangten noch mehr. Unter grosser Gefahr verliess er sein Versteck in Zholibosh und ging in die Stadt auf Suche nach Geld für die Erpresser. Als er zurückeilte, um vor der Sperrstunde von der Strasse zu kommen, wurde er von einem deutschen Eisenbahner angehalten und erschossen.

Die Juden auf der arischen Seite lebten in dauernder Furcht, Nazis in die Hände zu fallen. Dann plötzlich schien ihnen ein Hoffnungsstrahl.

Mitte Mai gingen Gerüchte um, dass die Gestapo eine grosse Anzahl Visa von ausländischen Konsulaten für die Staatsbürger neutraler Länder bekommen hätte. Nach den Erzählungen, die die

Runde machten, waren die meisten Leute, für die die Visa bestimmt waren, nicht mehr am Leben. Die Gestapo wäre bereit, diese Visa für grosse Summen an andere Personen zu verkaufen und diesen zu erlauben, die Namen der Toten anzunehmen.

Jüdische Gestapoagenten, wie Koenig, Adam und einige andere, waren die «offiziellen» Vertreter der Gestapo in diesen Transaktionen. Jene, die die Visa erwürben, sollten erst vorübergehend in besondere Läger für Ausländer in der Nähe von Wittel und Hannover und dann von da in das Land der Auswanderung gebracht werden.

Ein Büro wurde im Hotel Imperial an der Chmelna-Strasse für die Registrierung der «Ausländer» aufgemacht. Der Zulauf der Bewerber war so gross, dass man das Büro nach dem geräumigeren Hotel Polski in der Długa-Strasse verlegte. Vom Hotel wurden die Registrierten in das Paviak-Gefängnis geführt, wo sie in der Frauenabteilung untergebracht wurden, bis ihre Verschickung nach Wittel und Hannover vonstatten gehen konnte.

Diesen «ausländischen Staatsbürgern» erlaubte man, Gepäck und Wertsachen mitzunehmen. Manche, die keine grossen Geldsummen mitnehmen wollten, tauschten dafür Gold und Edelsteine ein. Das Unternehmen war ein gutes Geschäft für die Gestapo. Ganze Familien setzten ihren Glauben in die Rettung durch diesen Plan. Sie zahlten gerne Zehntausende von Złotys für einen Pass. Ich weiss von einer Familie, dass sie 75'000 Złoty dafür ausgab. Von Wittel, Hannover und anderen Orten kamen Briefe, die die ausgezeichnete Behandlung unter der Aufsicht des Roten Kreuzes schilderten. Die Briefe verstärkten das Vertrauen in diesen Weg zur Sicherheit und erhöhten das Verlangen nach den käuflichen Pässen.

Das Joint Distribution Committee half finanziell, für eine Anzahl von organisatorischen Leitern Pässe zu beschaffen. Direktor Guzik vom JDC sass im Hotel Polski und half, Leute für Pässe zu registrieren. Guzik glaubte so fest an diese Geschichte, dass er für seinen eigenen Bruder und dessen Familie Pässe besorgte.

Dann erliess die Polnische Untergrund-Regierung eine Warnung. Nach ihren Informationen sei das alles ein grosser Schwindel der Gestapo, eine Falle, um die übriggebliebenen Juden zu fangen und zu vernichten.

Unsere eigene Untergrundbewegung hatte von Anfang an ernsthafte Zweifel über das Unternehmen gehegt. Aber unsere Warnun-

gen wurden nicht beachtet, besonders da bekannt war, dass selbst jüdische Gestapoagenten ihre Familien mit solchen Pässen aus dem Land schickten. Adam zum Beispiel hatte seine ganze Familie in den ersten Tagen der Registrierung weggeschickt und ging nun selber. Ganzweich, der Führer der «Dreizehner» unseligen Angelehens, sandte seine Frau. Die bekannte Tänzerin und Gestapoagentin Madame Machno ging, und so auch mancher grosse und kleine Beamte der Jüdischen Polizei.

Eines Nachts überfiel die Gestapo das Hotel Polski. Dutzende von Leuten, die noch nicht registriert waren, wurden verhaftet und am folgenden Tag erschossen. Immer noch weigerten sich die Verzweifelten, die Warnungen zu beachten, stürmten das Hotel Polski und boten alles für ein Visum auf den Namen eines Toten. Der Empfänger eines Visums betrachtete sich als über die Massen glücklich. Seine Freunde sahen ihn wie einen wiedererweckten Leichnam an. Im Hotel Polski gab es eine Festlichkeit nach der anderen, um die neuerworbenen Visa zu feiern.

Die Hotel-Polski-Kampagne dauerte bis zum November 1943. Im Februar 1944 erhielten wir die tragische Bestätigung unserer Warnungen. Alle, die nach Wittel, Hannover und in andere Läger für «ausländische Staatsbürger» gebracht worden waren, waren getötet worden.

Noch glomm und rauchte das Ghetto wie erlöschende Kerzen. Ab und zu konnten wir noch Explosionen und Geschützfeuer hören. Wir erfuhren, dass eine grössere Gruppe Juden gefangengenommen worden war. Die einen davon wurden in die Arbeitsläger von Travniki und Poniadow, die anderen nach Treblinka und Maidanek in den Tod geschickt.

Im Juni rekrutierten die Deutschen polnische Arbeiter, um die Trümmer aufzuräumen, wankende Gebäude einzureissen, Eisen und andere nützliche Metalle zu sammeln. Arbeitskompanien von Juden aus Griechenland, Frankreich, Rumänien und Ungarn, die von den verschiedensten Arbeitslagern herangeholt worden waren, wurden gebildet und in den Genschuffka-Gebäuden an der Gensha-Strasse einquartiert. Die Polen und Juden arbeiteten getrennt voneinander, und Verkehr zwischen ihnen war nicht erlaubt. Die jüdischen Arbeiter waren Gefangene aus den Lagern und wurden entsprechend behandelt. Die Polen waren freiwillige Arbeiter und durften in dem zertrümmerten Ghetto ein- und ausgehen.

Die polnischen Arbeiter taten ihre Arbeit willig. In den zerstörten Bunkern fanden sie Lebensmittelläger, Kleidung und verborgene Schätze. Die Leichen gaben goldene Zähne, Ringe, Uhren und Ohrhinge her. Ein Pole zeigte mir einen kleinen silbernen siebenarmigen Leuchter, den er in den Ruinen gefunden hätte. Ein anderer fand ein Lederlager und eine reiche Sammlung Briefmarken. Manchmal auch stiessen sie auflebende Juden, die alles, was sie hatten, für etwas Essen hergaben. Einer der polnischen Arbeiter erzählte mir, dass einer seiner Freunde von den Deutschen erschossen worden war, weil er Kontakt mit in einem Bunker verborgenen Juden gehalten hatte. Bis in den Juli hinein bekamen wir durch die polnischen Arbeiter Nachrichten von Juden in Bunkern, die uns um Versorgung mit Nahrungsmitteln und anderen Sachen baten.

Viele Monate nach dem Aufstand konnte man noch die Sprengungen hören. Die verwesenden Leichen wurden verbrannt. Die Aufräumarbeiten im Ghetto nahmen lange Zeit in Anspruch. Die Deutschen bauten zwei Feldbahnen zur Beförderung der gesammelten Materialien aus den Ruinen – die eine durch den Jüdischen Friedhof und die andere durch die Bonifraterska-Strasse.

Als die Deutschen ihre gründliche Arbeit beendet hatten, war vom Ghetto nichts als ein grosser Trümmerhaufen, drei Stockwerke hoch, geblieben.

## VII.

Die Deutschen befürchteten jetzt, dass der Mut der Juden unter den Polen ein Echo finden könnte. Sie verstärkten den Terror auf der arischen Seite. Mehrere aussergewöhnlich kühne Streiche der polnischen Untergrundbewegung gaben den Deutschen allen Grund zur Besorgnis.

An der Ecke Kraschinsky-Platz und Długa-Strasse vollführten Kampfeinheiten der Untergrundbewegung einen bewaffneten Überfall auf einen Polizeiwagen, der Gefangene, darunter einige zum Tode Verurteilte, nach dem Paviak-Gefängnis brachte. Die Polizeiwachen wurden getötet und die Gefangenen befreit. Ein andermal lauerten Mitglieder der Untergrundbewegung einem Auto auf, das Geld von der Polski-Bank holte. Ein Handkarren, mit grossen leeren Kisten beladen, wurde dem Auto in den Weg geschoben. Die Kisten wurden heruntergestossen und blockierten die Strasse. Das Auto musste anhalten. Nachdem die Gruppe die Insassen erschossen hatte, machte sie sich mit dem Geld davon.

Solche verwegenen Akte bei hellichem Tage im Herzen von Warschau brachten die Nazis in Wut und machten sie noch bösar-tiger. Im Herbst 1943 besuchte der Minister Dr. Ley die Stadt. Er sprach über den Rundfunk zur Warschauer Bevölkerung und drohte an, dass die geringste bewaffnete Kundgebung mit der Zerstörung der ganzen Stadt geahndet würde, kein Stein würde auf dem anderen bleiben.

Wie in den ersten Tagen des Krieges griffen die Deutschen wieder zu öffentlichen Hinrichtungen, um die Bevölkerung einzuschüchtern. Sie hängten fünf Leute auf einem Balkon an der Le-shno-Strasse auf und liessen die Erhängten zwei Tage lang über der Strasse baumeln. – Zur Vergeltung für die Ermordung eines Deutschen in der Senatorska-Strasse stellten sie ein Dutzend Menschen an die Wand des Gebäudes des Landwirtschaftsministeriums und erschossen sie.

Die Vorfälle mehrten sich. Der Kerzelak-Platz wurde von Soldaten und Polizei umzingelt. Er war wie immer mit Händlern und Käufern gefüllt, darunter vielen Schwarzhändlern, die im Einvernehmen mit Deutschen ihre Geschäfte machten. Die Menge wurde

auseinandergetrieben, die Waren wurden beschlagnahmt und die Verkaufsbuden in Brand gesteckt.

Die Welle von Überfällen und Verschleppungen, die grosse Menschenjagd in den Strassen der Hauptstadt, begann von Neuem. Ganze Häuserblocks wurden abgeriegelt. Bluthunde schnupperten und schnüffelten überall. Nazibanden zerrten Menschen aus ihren Wohnungen, aus Kellern und von Böden, schlugen und erschlugen sie. In der gespannten Atmosphäre, die sich über die ganze Stadt legte, durchlebten die paar Juden, die aus dem Ghetto entkommen waren, die furchtbarsten Ängste.

Ich habe bereits das Treiben der Schmaltzovniks, dieser Erpresser und Blutsauger, erwähnt. Der Name kommt von dem polnischen Wort «schmaletz» und bedeutet Fett. Diese Halunken gingen auf ihre Opfer mit den Worten zu: «Liefere mir dein Fett aus.» Sie waren eine schreckliche Plage für die Juden, die auf die arische Seite geflohen waren. Ausser vor der Gestapo, den SS-Leuten und anderen Judenjägern, lebten die Juden in dauernder Angst vor jenem Auswurf der polnischen Gesellschaft, der ein Geschäft mit jüdischen Menschenleben machte. Es gab Hunderte, die diesem scheusslichen Gewerbe nachgingen – dem Aufspüren der Unglücklichen, die jetzt mit arischen Papieren lebten oder im Schutz von nichtjüdischen Freunden verborgen waren.

Sie betrieben das Geschäft auf verschiedene Weise. Studenten erkannten frühere Kommilitonen; Nachbarn kannten die Juden wieder, die mit ihnen in derselben Strasse oder demselben Hause gewohnt hatten; Geschäftsleute, Händler oder Handwerker erinnerten sich ihrer ehemaligen Kunden oder Konkurrenten; Polizeibeamte erkannten die damaligen Bewohner ihres Bezirks. Sie alle mästeten sich an den verzweifelte Flüchtlingen, indem sie ihnen Auslieferung oder Tod androhten. Juden, die nichts hatten und nicht mehr gewinnbringend für sie waren, wurden den Nazis ausgeliefert. Von manchen zogen sie monatliche Erpressungsraten ein. Wenn die Opfer schliesslich nichts mehr besaßen, womit sie die Blutsteuer bezahlen konnten, wurden sie ihrem Schicksal überantwortet.

Viele Schmaltzovniks schlossen sich zu Banden zusammen. Sie bildeten eine weitverzweigte Organisation, die die Stadt in Bezirke teilte. Jede Gruppe lag in ihrem Bezirk auf der Lauer, beobachtete jede ihnen unbekannte Person auf der Strasse, jeden Fremden in den Strassenbahnwagen und Zügen, verfolgte diese Menschen auf Schritt und Tritt. Die Schmaltzovniks vergifteten und verbitterten

das Leben eines jeden, der als Einkommensquelle für sie in Frage kam. Wer einmal in ihre Klauen geriet, hatte es nicht leicht, sich ihnen wieder zu entziehen. Nachdem er einem Lösegeld gezahlt hatte, kam ein zweiter zu ihm mit derselben Androhung, dann ein dritter, vierter, ohne Ende. In welchem Winkel der Stadt das gehetzte Wild auch einen Unterschlupf gefunden hatte, diese Blut- hunde von Schmaltzovniks spürten es auf.

Im Falle eines männlichen Verdächtigen hatten die Schmaltz- ovniks einen einfachen und sicheren Weg zur Feststellung seiner Identität. Sie schleppten den Mann in einen Torweg oder Hausein- gang und rissen ihm die Hose herunter. Es gab in Warschau wenigstens einen Arzt, der gegen ungeheure Bezahlung plastische Operationen ausführte, um eine Andeutung einer Vorhaut herzu- stellen. Die Operation war ausserordentlich schmerzhaft und ge- fährlich, aber es gab Leute, die verzweifelt genug waren, auch das zu versuchen.

Wiederholt ersuchten wir die polnische Untergrundbewegung, die Schmaltzovniks wie deutsche Kollaborateure zu behandeln. Wir selber konnten keine Aktion unternehmen. Denn war es schon gefährlich, wenn sich jüdische Gesichter auf der Strasse blicken liessen, so war es noch weit gefährlicher, wenn ein Jude bei einem Angriff auf einen Nichtjuden getroffen würde. Die Tötung eines Nichtjuden durch einen Juden hätte die ganze polnische Bevölke- rung gegen uns aufbringen können.

Die illegale Presse brachte oft Berichte über Prozesse von Kol- laborateuren. Es wurde meist die Todesstrafe über sie ausgespro- chen, die durch die Untergrundbewegung vollstreckt wurde. Wie- derholt druckte sie Warnungen gegen die Schmaltzovniks ab, aber wir haben von keinem einzigen Prozess und keiner Strafe gehört. Trotz unserer Appelle lehnte die polnische Untergrundbewegung eine ernsthafte Kampagne gegen diese Verbündeten der Deut- schen ab.

Es ist bemerkenswert, dass die Schmaltzovnikplage am schlimmsten zu einer Zeit war, als die gesamte polnische Bevöl- kerung Warschaus von einem mystischen, religiösen Eifer ergrif- fen wurde. Es war, als ob sie in ekstatischem Gebet Erlösung fin- den und die schwere Bürde des Trübsals leichter tragen könnte. Um 8 Uhr abends, zu Beginn der Sperrzeit, wenn die Hoftore ge- schlossen wurden, läuteten in der ganzen Stadt die Glocken. Alle Einwohner, jung und alt, arm und reich, traten in den Höfen in re- ligiöser Andacht vor angezündete Kerzen, sangen Hymnen und

Gebete unter Anleitung eines Priesters oder auch eines im religiösen Ritual bewanderten Laien. Die Juden, die als Christen lebten, schlossen sich ihren Nachbarn in diesen täglichen Gebeten an. Praktisch nahm jeder Pole in ganz Warschau hieran teil.

In solch einer Atmosphäre der religiösen Hingabe, die sich jeden Abend erneuerte, trieben die Lumpen von Schmaltzovniks frei und offen ihr Unwesen, ganz unbehindert und ohne irgendein Zeichen allgemeinen Missfallens. Wie so etwas möglich ist, bleibt ein psychologisches Rätsel.

Ich war wieder in die Wohnung von Chumatowskys bei den Steyr-Waffenfabriken gezogen. Unter der ständigen Gefahr, von den Polen und deutschen Beamten, die um uns herum lebten, entdeckt zu werden, setzten dabei die Chumatowskys ihr Leben aufs Spiel.

Eines Abends kam Scherbinsky, Frau Chumatowskys Vater, über den ich mancherlei ernsthafte Zweifel hatte, zu ihnen zu Besuch. Den ganzen Abend lang hatten sie eine Unterhaltung im Flüsterton. Ich merkte Frau Chumatowsky an, dass sie sehr aufgeregt war, sie hatte Tränen in den Augen. Alles schien darauf hinzudeuten, dass irgend etwas Schreckliches vorging. Scherbinsky blieb die Nacht über da.

In der Frühe des nächsten Morgens wurde ich durch Klopfen an der Haustür aus dem Schlaf gerissen. Ich hörte eine rauhe, unfreundliche Stimme: «Wohnt Malinowsky hier?»

«Ja», antwortete Frau Chumatowsky.

Meine Zimmertür flog auf. Drei junge Burschen in Schafstiefeln traten ein. Einer in einer gelben Lederjacke, der ihr Anführer zu sein schien, herrschte mich an: «Aufstehen!»

Ich versuchte, unschuldiges Erstaunen zu mimen: «Was ist los? Was wollen Sie?»

Der Mann mit der Lederjacke riss meine Decke weg und sah mit Kennerblick auf den kompromittierenden Teil meines nackten Körpers. «Ah!» machte er halb kichernd und dann in barschem Ton: «Stehen Sie auf, und zwar ein bisschen schnell!»

«Stehen Sie mal auf!» befahl einer der anderen auf Deutsch mit einem offensichtlich fremden Akzent.

Ich erkannte, dass ich verloren war. «Sagen Sie, meine Herren, was soll es kosten?» fragte ich.

«Kein Geld. Aufstehen! Und hören Sie auf, den Dummen zu markieren.»

«Sagen Sie mir, wieviel wollen Sie?» fragte ich wieder, indem ich vom Bett aufstand.

«Zwanzigtausend Złoty.»

Mir schwirrte der Kopf. Wo hätte ich so viel Geld herbekommen können? Durch die offene Tür sah ich Frau Chumatowsky mit rotgeweinten Augen. Ich ging an ihr vorbei in das Zimmer, wo Scherbinsky lag, und bat ihn, zu vermitteln und die Leute dahin zu bringen, dass sie mit weniger zufrieden wären. Ich besass nur sechstausend Złoty. Er schien wenig geneigt, die Vermittlerrolle zu übernehmen.

Schliesslich ging er zu ihnen hinüber und kam bald mit der Antwort zurück, dass sie es mit zehntausend Złoty gut seinlassen wollten. Ich sollte ihnen meine sechstausend Złoty geben, und er würde mir die übrigen viertausend vorstrecken, die ich ihm später zurückzahlen könnte. Er versprach mir ausserdem, mich in seiner Wohnung in der Zhelasna-Strasse aufzunehmen, ein Angebot, das anzunehmen ich jedoch nicht die Absicht hatte. Die Besucher nahmen meine sechstausend Złoty und alles andere, was ich sonst besass. Sie fügten hinzu, dass, wenn ich nicht in einer halben Stunde hier verschwunden wäre, andere Leute mich besuchen kämen. Dann verliessen sie das Haus.

Tief bekümmert ging ich auf die Strasse. Ich fühlte mich allein, hilflos und völlig geschlagen. Wo konnte ich in dieser Stadt hingehen, in der es von Feinden wimmelte? Ich war in ihr wie ein wandelnder Leichnam, an dem die Aasgeier pickten.

Mehrere Tage lief ich in den Strassen umher, auf der Suche nach unseren Verbindungsleuten und einem neuen Versteck. Einige Male fand ich vorübergehenden Unterschlupf, doch nur um wieder weiterzuziehen. Endlich machten Marischa Feinmesser und Inka Schweiger eine Wohnung im Saska-Kempa-Bezirk für mich ausfindig. Dort konnte ich eine Zeitlang bleiben, doch dann schien es auch da nicht mehr sicher genug. Ich verliess die Wohnung – einen Tag, bevor die Polizei sie aushob.

Gegenüber dem Gemeindehaus in der Grzibowska-Strasse Nr. 29 war früher ein photographisches Atelier gewesen. Dieser Bezirk war ein Teil des Kleinen Ghettos und nach dessen Liquidierung wieder von Nichtjuden bewohnt. Die Wohnung, zu der das photographische Atelier gehörte, war von einem Ehepaar bezogen. Es hatte zwei kleine Kinder, deren eines vier Jahre alt und das andere ein Baby von einem Jahr war.

Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einer Küche und der Dunkelkammer.

Bis zum Ghettoaufstand hatte diese christliche Familie mehreren Juden Obdach gegeben: Spichler mit Frau und Kind, Moischel Kaufman sowie Rabinowitz und dessen Schwiegersohn. Rabinowitz' Frau und Tochter waren bei den ersten Deportierungen schon umgekommen. Von allen diesen Mitbewohnern war keiner mehr am Leben. Kaufman war ein paar Tage vor dem Aufstand in einer wichtigen Mission in das Ghetto zurückgegangen und dort in der Schlacht gefallen. Die Familie Spichler sowie Rabinowitz und Schwiegersohn waren unter den Opfern des Hotel-Polski-Schwindels; sie wurden in Hannover umgebracht.

Der Hauswirt hatte bei den Razzien und der Schiesserei während des Ghettoaufstandes viel Schweres durchmachen müssen. Nun war er entschlossen, seine Wohnung nie wieder zum Verbergen von Juden herzugeben.

Aber das Wohnungsproblem war für uns ausserordentlich dringend. Viele Genossen wanderten obdachlos umher, brachten einen Tag hier und eine Nacht dort zu. Schmaltzovniks waren überall auf der Lauer. Marischa Feinmesser ging zu dem Hauswirt und bearbeitete ihn. Marischa war noch neu in der Bewegung und setzte alle ihre jugendliche Entschlossenheit in die Aufgabe, Menschenleben zu retten. Als sie ins Ghetto getrieben worden war, übernahm sie Arbeit im Kinderhospital und wurde vielen Waisenkindern eine zweite Mutter. Nachdem ihre Mutter nach Treblinka deportiert worden war, schlossen sie und ihre Schwester sich unserer Bewegung enger an. In ihrer Stellung im Krankenhaus durfte Marischa das Ghetto von Zeit zu Zeit verlassen. Sie benutzte solche Gelegenheiten, um Literatur zu schmuggeln und Verbindungen herzustellen. Den beiden Mädchen gelang es, aus dem Ghetto zu entfliehen. Als ihre Schwester bei der Hilfsarbeit für Juden gefasst und erschossen wurde, wurde Marischa noch aktiver, noch wagemutiger und entschlossener.

Durch inständiges Bitten brachte sie den Wohnungsinhaber in der Grzibowska-Strasse schliesslich dahin, uns aufzunehmen. Der Preis war hoch – 25'000 Złoty. Die «Miet»-Bedingungen waren hart: Die Juden hätten alle Zeit völlig im verborgenen zu bleiben, und die Wohnung müsste durch einen christlichen Mieter, Janina Pawlitzka, «gedeckt» werden. Sie hätte die vollständige Verant-

wortung für uns zu übernehmen, für Essen zu sorgen und danach zu sehen, dass niemand das gefährliche Geheimnis entdeckte.

Janina Pawlitzka war eine sympathische und mutige Frau, etwa 30 Jahre alt, und hatte lange unter Juden gelebt. Sie war in Warschau in der Offizierskolonie nahe Cherniakow aufgewachsen. Ihr Vater war der Hauswart in der Kirche der Kolonie gewesen. Vor dem Kriege hatte sie als Mädchen im Hause von Rappoport, einem sehr frommen Juden, der Textilfabrikbesitzer war, gearbeitet. Sie hatte Jiddisch sprechen gelernt und war sehr anhänglich an die Familie Rappoport. Mit dieser zusammen war sie von Łódź in das Warschauer Ghetto gezogen und hatte dort mit behördlicher Genehmigung als Christin gelebt. In jeder ihr möglichen Weise hatte sie Rappoports geholfen und ihnen sogar Lebensmittel von der arischen Seite herangeschafft. Einige Male war sie nach Zgersh und Łódź zurückgegangen, um Sachen für sie zu holen. Nachdem die Rappoports nach Wittel durch das Hotel Polski gegangen waren, hatte Janina Pawlitzka mit ihnen noch korrespondiert.

Unter Janinas Schutz zogen wir in die neue Wohnung ein, und zwar Frau Gurman, eine langjährige Angestellte des ORT, die nach dem Krieg nach der Tschechoslowakei ging; Schierachek, ein früherer jüdischer Polizist im Ghetto; eine Frau von 65 Jahren, deren Kinder vom Hotel Polski nach Wittel gegangen waren, und ich. Die Nachbarn wussten, dass Janina Pawlitzka in einem dunklen Zimmer wohnte und sich durch Stricken ernährte. Über die Existenz von uns anderen durfte natürlich niemand die leiseste Ahnung haben. Unsere Wohnung war der kleine Raum, die ehemalige Dunkelkammer des photographischen Ateliers, worin nur ein kleines Bett und ein winziger Tisch. Platz fanden. Wir schliefen auf dem Fussboden, dicht nebeneinander. Pawlitzka gab ihr Bett der alten Frau und schlief mit uns auf dem Boden. Wir alle, mit Ausnahme von Janina, blieben in dem dunklen Loch eingeschlossen und durften nicht das Tageslicht sehen.

Die wertvollste Eigenschaft unseres Verstecks war der Bunker, den Rabinowitz' Schwiegersohn, der Ingenieur war, mit vieler Mühe vor längerer Zeit gebaut hatte. Er hatte viele Wochen daran gearbeitet, Erde und Steine unauffällig hinauszutragen. In der Wand, ein wenig über dem Boden, war ein kleiner eingebauter Schrank zum Abstellen von Sachen, wie man sie gewöhnlich in solchen Räumen vorfindet. Wenn man diesen Schrank aus der Wand hervorzog, entdeckte man ein Loch, gross genug, dass sich

ein Erwachsener gerade hindurchzwängen konnte. Es führte hinab zu einem tiefen, alten Keller, der von allen Seiten eingemauert war. Um hineinzugelangen, musste man ein steil angelegtes Brett hinuntergleiten. Waren wir drinnen, so rückten wir den Schrank an seine Stelle und verankerten ihn mit einer Eisenstange. Wenn Pawlitzka zu Hause war, übernahm sie diese Aufgabe, aber wenn sie weggegangen war, mussten wir sie in völliger Dunkelheit und aus der unsicheren Stellung auf dem schrägen Brett selber verrichten.

Es gab Tage, an denen wir die Expedition durch das Loch hinunter in den Keller zehn- bis fünfzehnmal machen mussten. Das leiseste Klopfen an der Wohnungstür war das Signal für die leidige Pilgerung, die besonders den beiden Frauen beschwerlich war. Das anstrengende Hinunter- und Heraufsteigen beanspruchte den letzten Rest ihrer Kraft. Oft sassen wir für Stunden im Keller, ohne ein Wort zu sprechen oder die leiseste Bewegung zu machen. Es war kalt und dunkel darin, die Wände und der Boden waren mit Schimmel und Schmutz bedeckt. Die dumpfe, muffige Luft roch widerlich, und grosse Ratten huschten in den Ecken umher. War die Gefahr vorüber, klopfte Pawlitzka, und in ihrer Abwesenheit die Wirtin, zweimal an die Tür des Schrankes zum Zeichen, dass wir herauskriechen durften – nicht selten, um ein paar Minuten darauf wieder denselben schmerzlichen Weg zurück antreten zu müssen.

Die Frau des Hauswartes oder andere Nachbarn kamen manchmal zu unserer Wirtin zu Besuch. Während sie stundenlang in freundschaftlicher Unterhaltung beisammensassen, hockten wir im Keller. – Doch unsere grösste Schwierigkeit war, das Geheimnis vor dem vierjährigen Sohn unserer Gastgeberin zu hüten. Wir vier Erwachsenen waren Tag und Nacht in dem angrenzenden Zimmer derselben Wohnung, und der Junge nebenan durfte nichts davon merken. Morgens in der Frühe, wenn das Kind noch schlief, durften wir einmal zum Waschen in die Küche. Seine Mutter schloss die Tür zu seinem Zimmer vorsichtshalber ab, dass er nicht doch plötzlich einmal herauskäme und uns entdeckte. In Janina fand er einen guten Spielgefährten, und er besuchte sie daher gern. Ausserdem brachte die Mutter ihn manchmal ins Zimmer, scheinbar wie von ungefähr, um in dem Kind die Gewissheit aufkommen zu lassen, dass das Zimmer, ganz so wie es den Anschein hatte, nur von Janina bewohnt war. Wie häufig am Tag war dieser kleine,

unschuldige Knabe der Grund für unsere Expedition in den Keller! Wie litten wir unter dem häuslichen «Feind»! Oft kam es dem Jungen in den Sinn, mit Janina gerade spielen zu wollen, wenn wir uns zum Essen niedergesetzt hatten. Dann mussten wir in aller Eile das Essen und die Teller zusammenraffen und damit in unser Versteck hinuntergleiten.

Für Janina war es keine leichte Sache, die Nahrungsmittel für fünf erwachsene Personen zu kaufen. In der Nähe unserer Wohnung einzukaufen, würde Verdacht erregt haben. Man wusste ja, dass sie eine alleinstehende junge Frau war, und grosse Einkäufe würden sicher die Neugier der Leute erregt haben. Daher musste sie die Sachen in entfernter gelegenen Stadtteilen besorgen.

Das Herrichten und Kochen der Nahrungsmittel stellte ein ähnlich schwieriges Problem dar. Ein zu grosser Topf oder zu schwere Schüsseln mit Essen hätten uns verraten können. Sie musste nicht nur gegenüber den Nachbarn oder Besuchern auf der Hut sein, sondern auch dem wissbegierigen kleinen Knaben gegenüber. Ein Topf mit halbgarem Essen samt Tellern und Essbestecken musste oft mit in den Keller wandern, wenn uns ein Klopfen an der Wohnungstür schreckte.

Unter diesen Anstrengungen wurde Janina sehr nervös. Jedes neue Gerücht über die Verhaftung von versteckten Juden erregte in ihr die verständliche Furcht über unser eigenes Schicksal. Einmal wurde eine Jüdin im Hause verhaftet. Während wir im Keller sassen, blieb Janina am Fenster im Zimmer unserer Wirtin und spähte voll banger Erwartung auf den Hof und die Strasse.

Unsere Situation wurde gefährlicher, als die Wirtin mit ihrem Mann darüber stritt, dass er ihr nicht genügend Haushaltsgeld gäbe. Hatte er nicht, so klagte sie, von uns die gewaltige Summe von 25'000 Złoty bekommen und alles vertrunken und vertan! Wir versuchten, Frieden zu stiften, indem wir unserer Wirtin eine monatliche Rente anboten, die schliesslich auf 1'000 Złoty hochgetrieben wurde. Solche Streitigkeiten endeten oft damit, dass die Wirtin davonlief und tagelang wegblieb. Das Haus und ihre zwei Kinder überliess sie der Sorge Janinas. So hatte die Arme für sie und für uns zu sorgen und dabei uns aus der Sicht von jenen zu halten. Sie trug ihre Bürde, als wäre sie eine heilige, religiöse Pflicht. Sie gab ihren Beitrag zu den Unterhaltskosten und weigerte sich entschieden, uns dafür aufkommen zu lassen. Wir waren

schrecklich dreckig und verlaust. Wir hatten weder genügend Kleider noch Unterwäsche. Janina wusch und flickte unsere Kleider. Von ihren eigenen Sachen und von dem Geld aus ihrer Strickarbeit machte sie unserer Wirtin noch kleine Geschenke, um sie bei guter Laune zu halten.

Ausser all diesen Sorgen hatte es Janina übernommen, nach der Wohnung in der Bratska-Strasse 17 zu sehen, wo der Bruder des jüdischen Polizisten Schierachek lebte. Er war Chemiker und machte Parfüm, das sein Wirt auf dem Schwarzen Markt verkaufte, während er selber mit seinen Geräten im Bunker versteckt lag. Janina war seine Verbindung mit dem Bruder und der Aussenwelt. Sie brachte ihm Essen, Kleidung und andere Dinge.

Nachdem das Ghetto zerstört worden war, stellte sich uns die dringende Aufgabe, jenen zu helfen, die auf der arischen Seite geblieben waren. Wir mussten Unterkünfte, Papiere und Nahrungsmittel für sie beschaffen. Dann erfuhren wir auch von der Liquidierung anderer Ghettos in Polen und von Aufständen in Arbeitslagern und Ghettos. Man rief uns um Hilfe und um Waffen an. Solche Bitten kamen aus den Lagern von Travniki, Poniatow, Skarzhisko, Plashuv, Belzhitz und anderen.

Um Warschau herum, versteckt in Wäldern und auf offenen Feldern, gab es gegen 20'000 obdachlose Wanderer. Nach unserer Schätzung half der Bund allein etwa 3'000 von ihnen. Bis zur Zeit des Warschauer Aufstandes hatte die organisierte Hilfe aller jüdischen Gruppen und Verbände 8'000 bis 9'000 Menschen erfasst. Im Allgemeinen nahm jede politische Partei oder Gruppe sich ihrer eigenen Mitglieder und Sympathisierenden an. Eine Zentralisierung des UnterstützungsWerks wurde durch den Jüdischen Koordinationsausschuss, der sich aus allen jüdischen Gruppen zusammensetzte, und durch das Hilfskomitee für Juden erreicht.

Dieses Hilfskomitee, das von der Polnischen Regierung finanzielle Zuschüsse erhielt, stellte falsche arische Pässe, Arbeitskarten und andere notwendige Papiere für Juden aus. Es gab zwei Sorten gefälschter Ausweispapiere: «Litova», Blankovordrucke, die mit ausgedachten Namen versehen wurden, und «Zhelasna», richtige Pässe, die auf Leute lauteten, die schon tot waren. Die letzteren waren um vieles sicherer, weil eine Nachforschung in den Akten ergab, dass die betreffende Person tatsächlich existiert hatte. Diese Papiere mussten durch Angestellte der Magistratsbü-

ros oder durch andere Amtspersonen, die Zugang zu den Standesamtbüchern hatten, beschafft werden.

Vor allem brauchten wir Wohnungen, die als Ausgangspunkt für alle notwendige Aktivität dienen konnten. Wir mussten ein Zentrum für unsere waghalsigen Kuriere haben, die zu den verstreuten Verstecken, den Verschwörerwohnungen, den Arbeitslagern, den in den Wäldern verborgenen Gruppen gingen, um dorthin die bitternotige Hilfe zu bringen, Verbindung aufrechtzuerhalten und genaueste Informationen zu sammeln. Wegen der Schmelzovniksplage war es eins der schwierigsten Probleme für uns, eine Wohnung zu finden, ein Problem, das uns direkt und indirekt das Leben manches guten Genossen kostete.

Die Juden, die sich nach der totalen Zerstörung des Ghettos auf der arischen Seite verborgen hielten, waren während der nordafrikanischen Kampagne in einem Zustand geistiger Folterung. Die deutschen Zeitungen und die illegale Presse hielten uns über Rommels Marsch nach Osten auf dem Laufenden. In Tobruk machte Rommel eine grosse Zahl polnischer Gefangener. Als dann die deutsche Armee in Richtung auf Alexandria marschierte, zitterten wir in hilflosem Schrecken. Der Sieg schien den Deutschen sicher. Die Macht Englands in Afrika würde erledigt sein und das Schicksal der Jüdischen Gemeinde in Palästina besiegelt. Mit schwerem Herzen warteten wir auf den Schlag, der unsere Brüder im Heiligen Land treffen würde. Als die britische Armee Rommel bei El Alamein zum Halten brachte, glaubten wir, dass es nur ein zeitweiliger Aufschub wäre, und fürchteten jeden Tag, von einem Durchbruch der Deutschen zu hören. Wenn wir doch nur zur britischen Front hinüber und auf jenem Kampfplatz, wie die Polen in Tobruk, gegen den Feind mitkämpfen könnten! Unsere Hilflosigkeit frass an unserer Seele wie Krebs. Nach der Schlacht von El Alamein schwand die Bedrückung ein wenig. Wir analysierten jeden Bericht in der deutschen Presse, um irgendeine versteckte Andeutung über einen Rückzug zu entdecken. Der Wendepunkt in Nordafrika hatte grosse Bedeutung in der ganzen Welt, und wir empfanden vor allem das Ende unserer verzehrenden Angst um Palästina. Nie werde ich unsere Dankesschuld gegenüber den Engländern vergessen! – Die Amerikaner kamen nach Afrika. Als amerikanische und britische Truppen auf Sizilien landeten, hielten wir kleine Feiern ab. Keine Mahnung zur Vorsicht konnte unsere Freude dämpfen.

Zygmund Iгла, ein Bundist und Mitglied der Warschauer Union der Angestelltengewerkschaften, war sehr aktiv in der Kampforganisation. Er war ein grosser, breitschultriger Mann von ganz arischem Aussehen und hatte sich durch grossen Mut ausgezeichnet. Nie gab er seinen geladenen Revolver aus der Hand. Er pflegte zu sagen: «Lebend kriegen sie mich nicht!» Iгла war in den Wischkow-Wald entkommen. Mehrere Male kam er nach Warschau um Hilfe, Rat und Informationen. Dann zog er in die Schliska-Strasse in Warschau, aber er musste von dort nach kurzer Zeit wieder fort, weil die Schmaltzovniks ihm auf den Fersen waren. Er ging nun in die Pruzna-Strasse 14 in die Wohnung des Hauswarts Jablonski, eines unserer Agenten, die uns Wohnungen verschafften. Vor dem Aufstand hatten wir durch diesen Mann auch Waffen gekauft. Im Notfall konnte man bei ihm immer eine Nacht zubringen. Bald wurde seine Wohnung ein Treffpunkt für unsere Untergrundbewegung. Marischa Feinmesser hatte es übernommen, den Kontakt mit ihm aufrechtzuerhalten.

Ein paar Tage nach Iglas Ankunft kam die Polizei in die Wohnung, aber Iгла war gerade abwesend. Zur selben Zeit wohnten dort auch noch ein Mann und eine Frau, Mitglieder des Hashomer. Sie verbarrikadierten sich und feuerten auf die Gendarmen. Der Kampf dauerte mehrere Stunden. Schliesslich brachte die Polizei Verstärkung in einem Panzerwagen herbei, von dem sie die Wohnung mit Maschinengewehrfeuer belegten und eine Handgranate hineinwarfen. Den Barrikadenkämpfern ging die Munition aus, doch bevor sie getötet wurden, verwundeten sie mehrere Gendarmen. – Jablonski, der Mitglied von General Sikorskis Gruppe der polnischen Untergrundbewegung war, wurde verhaftet und gefoltert, aber er verriet niemanden.

In demselben Hause, in der Wohnung eines Freundes von Jablonski, waren Rose Odes, ihre Tochter und ihr Schwiegersohn sowie mehrere andere Juden versteckt. In der Befürchtung, dass Jablonski verraten würde, schloss der Wohnungsinhaber alle in der Wohnung ein und lief davon. Sie hatten nichts zu essen. Die Wohnung konnten sie nicht verlassen, nicht nur weil diese verschlossen war, sondern auch weil sie annehmen mussten, dass das Haus von der Polizei beobachtet wurde. Ausserdem hätten sie nicht gewusst, wohin sie gehen sollten.

Marischa, die sonst nach allen Wohnungen Jablonskis sah, konnte nicht zu ihnen gehen, da die Nachbarn sie zu gut kannten.

Sie kam zu mir um Rat. Wir besprachen einen Plan, eine andere Wohnung zu finden und eine bewaffnete Expedition zur Befreiung der Eingeschlossenen zu schicken. Inzwischen war es erforderlich, sie zu beruhigen und sie wissen zu lassen, dass wir Schritte für sie unternahmen. Janina Pawlitzka war bereit, ihnen eine Botschaft zu überbringen. Als sie in das Haus ging, folgte ihr der neue Hauswart. Er sah, wie sie einen Zettel unter der Tür durchschieben wollte, ergriff sie und nahm ihr den Zettel ab. Sie behauptete, sie sei gekommen, um Geld, das man ihr für Lebensmittel schuldete, zu holen. Der Hauswart brachte sie zum Verwalter, der den Zettel las und die Botschaft sofort verstand. Er entliess das Mädchen und sagte dem Hauswart, die Mieter aus der verschlossenen Wohnung auszutreiben. Janina hatte gefürchtet, dass man sie der Polizei übergeben würde und dann alle von ihr abhängigen Mieter gefasst werden konnten. Sie kam halbtot nach Hause und konnte zunächst kein Wort hervorbringen.

Am nächsten Morgen erfuhren wir, wie es in der Pruzna-Strasse abgelaufen war. Der Hauswart hatte die Tür zur Wohnung erbrochen und die Juden gezwungen, sofort das Haus zu verlassen. Mit Hilfe von freundlichen Christen gelang es den meisten, ein Versteck zu finden. Marischa und andere Genossen, die informiert worden waren, sorgten für neue Wohnungen. Einer aus der Gruppe jedoch, ein ältlicher Mann, hatte sich vom Dache gestürzt. Die Tortur von Hunger, Angst und Einkerkerung in der Wohnung hatte siebenundzwanzig Tage gedauert. Was sie durchmachten, kann man sich nicht vor stellen.

Kurz danach erhielt Janinas kleiner Haushalt in der Grzibowska-Strasse Zuwachs: Marek Edelman kam zu uns. Die Schmaltzovniks waren in der Panska-Strasse, wo er wohnte, sehr aktiv, und Marek hatte nun einmal ein ausgesprochen jüdisches Aussehen. Da es schwierig war, im Handumdrehen ein neues Versteck für ihn zu finden, nahmen wir ihn zu uns. Ich hatte Marek seit jenem Tage nicht mehr gesehen, da er mich mit den Okentche-Arbeitern zum Ghettotor begleitet hatte. Die Erlebnisse während der Ghettokämpfe, der Tod seiner Freunde, besonders Abrasha Blums und Berek Schnaidmils, an denen er sehr gehangen hatte, hatten ihn stark verbittert. Mit sarkastischem Lächeln sprach er über das Leben und die Welt, immer mit dem Revolver in der Tasche spielend. Er hörte mit ironischer Bitterkeit meinen Instruktionen zu, wie man sich in den Keller hinablassen musste, wenn

das Signal gegeben wurde, und welche sonstigen Regeln unserer Höhlenexistenz zu beachten waren. Er betrachtete das ganze wie eine lächerliche Angelegenheit.

Ein paar Wochen lang lebten wir in Frieden. Dann wurden wir von neuen Schwierigkeiten heimgesucht. Die Frau des Hauswirts berichtete unserer Wirtin, die Nachbarin über uns habe ihr erzählt, dass Janina Pawlitzka in ihrem Zimmer wahrscheinlich «Katzen hielte» – der Ausdruck für: Juden verstecken. Verständlicherweise erregte das unsere Gastgeber, und sie schlugen vor, dass wir für ein paar Tage auszögen. In der Zwischenzeit würde sich unsere Nachbarin davon überzeugen lassen, dass es ein Irrtum wäre. Marek und ich gingen zu Wladka, einem jungen Mädchen, das einer unserer aktivsten Kuriere war und sich als Christin ausgab. Unsere anderen Zimmergenossen fanden anderswo vorübergehende Unterkunft.

Während wir weg waren, ging die Versöhnung zwischen Janina und der argwöhnischen Nachbarin ohne Reibung vor sich. Sie lud die Klatschbase, den Hauswirt und seine Frau zu einem Fläschchen bei sich ein. Janina spielte die Rolle der beleidigten Unschuld grossartig und drohte, sich bei der Polizei zu beschweren. Wie könnte man wagen, solch eine Verleumdung über sie in die Welt zu setzen? Es war doch klar, dass bei ihr keine «Katzen» verborgen waren. Die Nachbarin bat sie um Entschuldigung, und Janina konnte kaum ihre Freude über den gelungenen Streich verbergen. Wir konnten dann in die Wohnung zurückkehren und fühlten uns nun um so sicherer darin.

Als wir zuerst in die Wohnung eingezogen waren, hatte unser Hauswirt die Bedingung gestellt, dass wir die ganze Zeit über versteckt bleiben müssten. Die Befürchtung, aus der diese Forderung erhoben worden war, war nur verständlich. Die Folge war, dass Genossen, die mich sprechen wollten, zu mir kommen mussten. Ich begann nun eine wohlüberlegte Kampagne, den Hauswirt dahinzubringen, dass ich einmal in der Woche ausgehen durfte. Da er einen guten Trunk über alles schätzte, traktierte ich ihn mit Whisky. Nachdem der Alkohol unsere Freundschaft genügend untermauert hatte, willigte er schliesslich ein. Meine Mitbewohner waren zwar etwas ungehalten darüber, weil dadurch die Wohnung einer neuen Gefahr ausgesetzt wurde.

Am ersten Tage meiner neugewonnenen Freiheit, der zufällig der Namenstag meines Wirtes war, nahm er mich mit zu seinen Verwandten in Brudno, nahe bei Praga. Meine Augen brannten mir von dem ungewohnten Tageslicht, und unbeholfen lief ich neben meinem Begleiter, der mit grossen Schritten ausholte. Bei der kleinen fröhlichen Namenstagsfeier lernte ich seine Eltern, seinen Bruder Taddik und seine Schwester kennen, die alle aktiv in der Untergrundbewegung waren und Juden Wohnungen verschafften. Seine Mutter ging sogar so weit, in der Franciskanska-Strasse eine Extrawohnung unter dem Vorwand zu unterhalten, dass sie sich mit ihrem Manne nicht vertragen könnte und getrennt von ihm leben wollte. In dieser zweiten Wohnung hatte sie fünf Juden versteckt, die sie auch noch mit Essen versorgen musste.

Taddik arbeitete Nachtschicht in den Steyr-Waffenfabriken von Wola. Tagsüber fungierte er als Hausverwalter in Brudno, wo sein Vater wohnte. Dadurch war es ihm möglich, uns wichtige Dokumente wie Geburtsscheine, Kennkarten und andere Papiere zu besorgen. In der Zeit, die er ausserdem erübrigen konnte, sah Taddik auch nach Wladkas Wohnung in der Twarda-Strasse. Seine Schwester, die ebenfalls Nachtschicht in den Steyr-Werken machte, half ihrer Mutter mit in der Wohnung in der Franciskanska-Strasse. Es war eine ungewöhnliche und besonders liebenswürdige Familie.

Der Alte, ein Bahnarbeiter, war ein Zweifler und Skeptiker, der immer in bitteren Tönen über die Plagen, die die Menschheit heimsuchten, sprach. Die Mutter war hager und gross, tief religiös, mit den ernstesten Gesichtszügen einer Nonne. Mit traurigen Worten erzählte sie mir von Massenermordung entdeckter Juden. Sie hatte während der Beschiessungen und Explosionen im Ghetto nächtelang nicht schlafen können.

Ich erinnere mich eines Vorfalles – eines von hunderten –, der sich in der Familie des früheren jüdischen Polizisten Schierachek, unseres Zimmergenossen in der Grzibowska-Strasse, ereignete. Seine Schwester war ein Dienstmädchen in einer christlichen Familie in Waver. Natürlich hatte sie sich als Katholikin ausgegeben. Sonntags ging sie regelmässig mit den Nachbarn zur Kirche und nahm an allen religiösen Zeremonien teil. Ihre dreizehnjährige Tochter wohnte bei ihr und wurde von der Tochter des Hauses, einer Lehrerin, in Obhut genommen. So wurde das Kind christlich erzogen.

Die Mutter war, obwohl sie nicht fromm war, tief besorgt um ihre Tochter. Sie fürchtete, dass das Kind sich als Christin fühlen und mit der Zeit vergessen würde, dass es Jüdin war. Es würde dem Judentum verloren sein. Vor der Schulentlassung musste das Mädchen, wie alle anderen Schüler, zur Kommunion gehen. Die Lehrerin, eine tief religiöse Frau, weigerte sich entschieden, diese Täuschung mitzumachen. Ihre Überzeugung liess es nicht zu, dass ein jüdisches Kind, das nicht getauft worden war, zu einer so heiligen Handlung geschickt würde. Das würde ein Betrug an ihrem eigenen Glauben sein. Sie gingen zu zwei Priestern um Rat – der Priester an der Schule durfte nichts von der Sache wissen. Der erste sagte ihr, dass er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren könnte, das Mädchen unter Zwang zu taufen. Der andere war bereit, in Anbetracht der verzweifelten Situation die Zeremonie zu vollziehen.

Nun wieder wurde die Mutter von Zweifeln geplagt. Sie befürchtete, dass die eindrucksvolle religiöse Handlung das Kind endgültig zum Katholizismus bringen würde. In ihrer Bedrängnis kam sie in die Grzibowska-Strasse, um ihren Bruder, Marek Edelman und mich zu befragen. Hart und verbittert war Edelman geneigt, die ganze Idee zu verwerfen mit der Begründung, dass dies kapitulieren hiesse. Kind oder Erwachsener, verrückt würde er sein, wenn er dazu riete, sich den Nazischurken zu beugen. Zum Teufel mit ihnen! Aber der verständigere Rat von Schierachek und mir gab den Ausschlag. Um das Kind zu retten, musste es getauft werden.

Ausser auf das Unterstützungswerk richteten wir unser Augenmerk vor allem auf organisierte Verbindung mit den Arbeitslagern, in denen die Reste der Ghetto-Bevölkerung waren, und mit den Gebieten, in denen andere Überlebende versteckt waren. Wir mussten das Wenige zu retten und erhalten suchen, das von unserem Volk noch nach dem mörderischen Höllenfeuer übriggeblieben war. Es fehlte uns an einem zentralen Ort zur Konzentrierung dieser Aufgabe und an Anknüpfungspunkten, um die Fäden unseres Untergrundsystems zusammenfassen zu können. Die Lösung dieser notwendigen Aufgabe bereitete uns viel Kopfzerbrechen.

Im Oktober 1943 gelang es uns schliesslich, für 10'000 Złoty eine Wohnung in der Mydowa-Strasse, in dem früheren Archiv des Justizministeriums, zu erstehen. Das Gebäude war ideal für den Zweck. Die ehemaligen Büroräume waren nun von allen möglichen

Mietern bewohnt. Die langen Korridore waren immer bevölkert von Leuten, die kamen und gingen. Der lebhafte Verkehr, das Durcheinander dort machten es schwierig, die verschiedenen Personen zu verfolgen, herauszubekommen, wer sie waren, wohin sie gingen und was sie trieben.

In einen der Büroräume zogen Marischa Feinmesser und Inka Schweiger. Beide hatten Dokumente als Angestellte der Abteilung für Jugendpflege; ihr Aussehen gab keinen Anlass zu Verdacht. Hier knüpften wir alle Fäden, die zu den Bunkern, den Höhlen, Wäldern, Arbeitslagern, Dörfern und Städten führten, wo unsere Genossen versteckt waren. Hier konnte man oft Leon Feiner treffen, die Hauptperson für unseren Kontakt mit der Polnischen Untergrundbewegung und der Aussenwelt, und Fischgrund, der in der Beschaffung falscher Papiere spezialisiert war. An diesem Ort hatten wir häufig Zusammenkünfte mit Osobka-Morawski, dem Repräsentanten der RPPS (des linken Flügels der Polnischen Sozialistischen Partei) und späteren Premierminister der Polnischen Regierung der Nachkriegszeit; ferner mit Antek Zuckerman und Rifke Moshkowitz, den Vertretern der Chaluzim, sowie mit Führern der Jüdischen Kampforganisation.

Ausserdem hatten wir hier die Möglichkeit, jemandem Unterkunft für die Nacht zu geben, der plötzlich sein Versteck verlassen musste. Wir konnten neu ankommende Flüchtlinge aus den Wäldern und Lagern aufnehmen, für die nicht sogleich Wohnungen beschafft werden konnten.

Die Wohnung diente ferner als Hauptquartier für unsere Kuriere, die von hier aus ihren Weg zu dem Jüdischen Koordinations-Komitee und der Jüdischen Kampforganisation antraten. Durch sie schürten wir die kleinen Funken jüdischen Lebens, die hier und da noch glommen. Während jener Periode; Ende 1943-Anfang 1944, sorgten die jüdischen Untergrundorganisationen für ungefähr 10'000 Leute, die in dem Gebiet von Warschau verstreut existierten. Der Bund allein kümmerte sich um etwa 3'000 Personen ausser jenen in den Arbeitslagern. Jeder Kurier war für seine Gruppe verantwortlich und bemühte sich, ihr Dokumente, Wohnungen, Kleidung, Nahrung, Geld und was die besondere Lage sonst erheischte, zu verschaffen. Der Kurier musste in dauernder Verbindung mit seinen Auftraggebern bleiben, die er wenigstens einmal im Monat aufzusuchen hatte.

In ihren Streifzügen durch das Land, durch fremde Städte und

Dörfer, auf Wegen und in Eisenbahnzügen trafen die Kuriere oft auf den Feind. Sie befanden sich dauernd in Gefahr, jede Stunde war ein Spiel mit dem Tod. Ihre Arbeit erforderte unglaublichen Mut, Geistesgegenwart und Waghalsigkeit. Sie brachten in die einsame Finsternis der Verstecke, in die Hütten der zu Zwangsarbeit in den Lägern Verdammtten einen Hoffnungsstrahl; sie flössten Mut und Entschlossenheit ein, weiter durchzuhalten. Sie trugen Nachrichten von der grossen, uns so entfernten Welt hin, munterten sie auf und erinnerten sie daran, dass sie in ihren Leiden nicht allein stünden, dass andere, ihre Genossen, an sie dachten und sie nicht im Stich liessen.

Während die Nazis Warschau nach verborgenen Juden durchkämmten, vernachlässigten sie keineswegs die Dörfer und Städte in der Nähe der Stadt. In der letzten Hälfte des Jahres 1943 und zu Beginn 1944 überfielen sie häufig den Otwotsk-Distrikt und andere Orte, wie Podkova-Leshna, Bernadova und Jablonna. Diese Plätze, fern von dem Getriebe der Grossstadt und umgeben von Wäldungen, mit vereinzelt Häusern und Gehöften, waren zum Verbergen wie geschaffen. Hier hielten sich die meisten reicheren Juden auf, besonders jene, die vollständig assimiliert und von Polen nicht zu unterscheiden waren, vor allem, wenn sie noch dazu arisch aussahen. Besitzer einiger dieser Villen bauten besondere Bunker für jene, die ausgesprochen jüdisches Aussehen hatten. Solche Menschen mussten völlig im verborgenen bleiben. Alles musste ihnen gebracht werden – für viel Geld natürlich.

Hier wimmelte es denn auch von Schmaltzovniks, kleinen Gangstern und Gaunern. Hinzu kam die Gefahr von Seiten der unbezahlten Hitleragenten wie der Mitglieder der Polnischen Falange, die, ohne auf geldlichen Gewinn aus zu sein, den Juden nachstellten. Es war eine grosse Gruppe, und sie gab auch eine Untergrundzeitung heraus, ‚Shanyetz‘. Sie organisierte Partisanengruppen in den Wäldern, die auf Juden in ihren Verstecken Jagd machten und sie erschossen.

In Shvider, unweit von Warschau, waren mehrere jüdische Familien in einer abgelegenen Villa verborgen, die einem Polen namens Zavatzky, dem Besitzer eines grossen Engrosgeschäftes, gehörte. Er hatte ein besonderes Versteck für grosse Warenbestände errichtet, die er für günstigere Zeiten hortete. Eines Morgens wurde die Villa von Gestapoleuten und Gendarmen umgeben. Sie fassten

sieben Juden, befahlen ihnen, ihr eigenes Grab zu schaufeln und sich dann auszuziehen; sie wurden auf der Stelle erschossen. Ihre Kleider wurden an die neugierigen Leute aus der Umgebung verteilt, die hergekommen waren, der Exekution zuzusehen. Die einzige Bestrafung für den Besitzer war die Beschlagnahme seines Warenlagers.

Tolla Kelson, die Schwester von Dr. Kelson vom Medem-Sanatorium, lebte mit ihrem kranken Mann in Shvider. Tolla war Krankenschwester im Jüdischen Krankenhaus in der Chista-Strasse und später in dem Kinderhospital in der Schliska-Strasse gewesen. Während der Ghettotage hatte sie einen Passierschein zum Ein- und Ausgehen. Damit war sie uns eine grosse Hilfe, da sie wichtige und gefährliche Missionen nach der andern Seite übernahm. Sie und ihr Gatte hatten einwandfrei aussehende arische Papiere. Eines Tages durchsuchte die Gestapo die Villa, und sie wurden entdeckt. Ihr arisches Aussehen und ihre Papiere nützten ihnen nichts. Die Bestien untersuchten den Mann körperlich und stellten fest, dass er Jude war. Sie wurden beide sofort erschossen.

Dr. Kelson vom Medem-Sanatorium, Tollas Schwester, wurde in einem Café in der Myodowa-Strasse zusammen mit Anka Feinmesser, Marischas Schwester, verhaftet. Man vermutete nicht, dass sie Jüdinnen waren, aber sie standen unter dem Verdacht, Beziehungen zur Untergrundbewegung zu haben. Anka wurde erschossen. Dr. Kelson wurde ins Paviak-Gefängnis gebracht und dann nach Auschwitz geschickt. Wir sandten ihr dorthin Lebensmittelpakete, die sie als «Nicht-Jüdin» bekommen durfte. Sie wurde später befreit und ging nach Schweden.

Die Razzien in und um Warschau vermehrten die Angst nicht nur der sich versteckt haltenden Juden, sondern auch jener Handvoll Nichtjuden, die sich bereit gefunden hatten, ihnen zu helfen. So wurde es immer schwieriger, neue Unterkünfte zu finden oder auch nur die alten nicht zu verlieren.

In dieser Zeit äusserster Spannung und gänzlicher Hoffnungslosigkeit ereigneten sich herzerbrechende Tragödien, die jeden, der sie ansehen musste, tief erschütterten, selbst in diesen durch menschliche Bestialität so abgestumpften Zeiten.

Eins der Opfer war Frau Hechtman, die Frau eines ehemaligen Gewerkschaftsführers der Buchdrucker. Im Ghetto hatte sie eine der Suppenküchen des Bundes geleitet. Ihr Mann und eins ihrer Kinder waren in den Deportierungen umgekommen. Sie selber entkam mit ihrem

zwölfjährigen Kind auf die arische Seite. In Praga wohnte sie zusammen mit dem Sohn und der Mutter des Genossen Mirmelstein aus Łódź, der bei der «Auslese» in Tebbens' Fabrik getötet worden war. Getrieben von der Angst um die Sicherheit ihres Kindes und von der dauernden Gefahr, als Jüdin erkannt zu werden, war sie wahnsinnig geworden. In ihrer geistigen Umnachtung schrie sie in wilder Hysterie und zerschlug alles, was ihr in die Hände kam. Die Mitbewohner durchlebten furchtbare Augenblicke und fürchteten, dass ihr lautes Schreien ihnen allen noch den Tod bringen würde. Sie sahen schliesslich keine andere Möglichkeit mehr, als Frau Hechtman aus dem Weg zu räumen. Sie gaben ihr Gift.

Ein besonders niederschmetterndes Ereignis war das Auffliegen eines grossen Bunkers an der Grujeczka-Strasse, in dem 36 Personen wohnten, unter ihnen der weltbekannte jüdische Historiker Dr. Emanuel Ringelblum und seine Familie. Der mit geldlicher Unterstützung des JDC und des Jüdischen Koordinations-Komitees geschickt angelegte Bunker war 1943 erbaut worden. Er befand sich unter einem glasbedeckten Treibhaus in einer grossen Blumengärtnerei. Dutzende von Menschen fanden in dem geräumigen Keller Platz. An Zulassungsgebühr wurden – abgesehen von den Unterhaltskosten – bis zu 20'000 Złoty je Person gefordert. Die Schwester des Besitzers eröffnete in der Nähe ein Lebensmittelgeschäft und konnte so auf möglichst unverdächtige Weise die Bunkerbewohner versorgen.

Jeder, der in den Bunker einzog, musste bereit sein, dort auf unbegrenzte Zeit zu bleiben. Nachts wurden die Bewohner gelegentlich in den Garten gelassen, um etwas frische Luft zu schöpfen, da die Ventilation im Bunker recht dürftig war. Das elektrische Licht und die Hitze der Heizungsrohre machten den Aufenthalt auf die Dauer ziemlich unangenehm. Aber es war dennoch der bestkonstruierte und am sichersten getarnte Bunker von ganz Warschau.

Nach dem ursprünglichen Plan war auch für mich ein Platz reserviert worden, aber ich schlug das Anerbieten wegen der Bedingung aus, dass man den Bunker, wenn man einmal hineingegangen war, nie verlassen durfte. Es würde bedeutet haben, dass ich mich von aller Untergrund-Aktivität abschnitt. Der Genosse Zelemainsky kannte den Gärtner gut und unterhielt Verbindung mit dem Bunker. Er hatte die Erlaubnis, von Zeit zu Zeit hinzugehen und mit Dr. Ringelblum und Frau Mellman zu sprechen, die früher

Lehrerin in der Medem-Schule in Łódź und dann Dozentin am illegalen Lehrerseminar des Warschauer Ghettos war.

Der Bunker existierte über ein Jahr – bis zum März 1944 – ohne den leisesten Verdacht zu erwecken. Wie er dann entdeckt wurde, haben wir nie herausbekommen. Es ging das Gerücht, dass der Gärtner mit seiner Geliebten Streit gehabt und sie, um sich zu rächen, den Bunker verraten habe. Eines Morgens wurde der Garten von Soldaten und Gestapo-Leuten umzingelt. Sie gingen direkt auf das Treibhaus zu und holten die dort verborgenen 36 Personen heraus. Man brachte sie zum Paviak-Gefängnis, wo sie unmittelbar erschossen wurden.

Es ist schwer, den niederschmetternden Eindruck zu beschreiben, den diese Massentragödie auf die Stadt und im Besonderen auf unsere Bewegung machte. Sie verstärkte das Gefühl der Verzweiflung und machte obendrein die Aufgabe, weitere Bunker und Verstecke zu finden, unendlich viel schwerer.

In der Zhuravia-Strasse 24 errichteten wir in einer grossen 6-Zimmer-Wohnung das Hauptsekretariat unserer Partei. Dort bewahrten wir unsere wichtigsten Dokumente und Geldmittel auf. Um das unersetzbare Material möglichst sicherzustellen, wurde durch einen geschickten Genossen ein wundervoll konstruiertes Geheimfach im Fussboden angelegt. In dieser Wohnung wickelten wir die meisten Partei-Angelegenheiten ab, und hier fanden auch die Sitzungen des Zentral-Komitees statt.

Unsere Bemühungen um weitere Unterbringungsmöglichkeiten für Genossen erlitten von Zeit zu Zeit empfindliche Rückschläge. Die eine Wohnung fiel unter Verdacht, die andere musste aufgegeben werden, weil der Hauswirt unter dem intensivierten Terror nicht länger illegale Mieter dulden wollte. Die Sicherheit der Wohnung in der Panska-Strasse, in der Zivia Lubetkin und Antek Zuckerman lebten und wohin auch Marek Edelman gezogen war, wurde zweifelhaft. Wir suchten nach einer neuen Wohnung, die wir mit jeder erdenklichen Vorsichtsmassnahme vorbereiten wollten, um diesen und anderen Genossen einen möglichst sicheren Platz zu beschaffen.

Marischa Feinmesser hatte eine Wohnung in der Myodowa-Strasse gemietet. Sie hielt ausserdem Kontakt mit einigen anderen Wohnungen sowie mit Genossen in den Wäldern aufrecht. Das erforderte die dauernde Anspannung des jungen Mädchens, das sich der Verantwortung für Leben und Tod aller ihrer Obhut anvertrauten Genossen voll

bewusst war. Dabei setzte es sich selber beständig der grössten Gefahr aus. Trotz aller dieser Bürden brachte Marischa es noch fertig, eine weitere Wohnung in der Leshno-Strasse zu finden. Sie besorgte sich einen neuen Pass und mietete die Wohnung unter einem anderen Namen.

Maria Savitzka und ihr Bruder, Nicht-Juden, zogen mit Marischa in die neue Wohnung. Angeblich sollte Marischa Marias Bruder heiraten. Und sie gab vor, einen Schneiderei-Salon eröffnen zu wollen, wofür sie eine so grosse Wohnung benötigte. Es war eine freundliche, geräumige 3-Zimmer-Wohnung, die eine Brandmauer nach der Seite der Evangelischen Kirche zu hatte. Parallel zu dieser Wand bauten wir eine zweite Mauer, wodurch ein Versteck geschaffen wurde, in das bis zu zehn Personen hineinkriechen konnten. Für solch umfangreiche Bauausführung war eine ziemlich grosse Menge Material und das Wegschaffen von Schutt nötig. Es war schwierig, das alles im Geheimen zu tun. Die Arbeit wurde deshalb unter dem Vorwand ausgeführt, dass Marischa in Anbetracht ihrer Heirat und neuen Position ein Badezimmer einbauen liess. Die Mauer wurde von einigen unserer Genossen gebaut, und ein polnischer Elektriker, der selber einige Partisanen illegal bei sich wohnen hatte, half ihnen dabei.

Ein ausgeklügeltes elektrisches Signalsystem wurde installiert. An der Eingangstür der Wohnung wurde ein geheimer Berührungspunkt angebracht, der mit einer Klingel verbunden war. Wenn dieser Punkt mit einer Münze oder einem andern Metallstück gepresst wurde, klingelte es und sagte uns, dass ein Freund da war. Fremde mussten klopfen, weil keine Klingel zu sehen war. Sobald wir klopfen hörten, verschwanden wir eilig in unseren Bunker.

Die Genossen Marek, Antek und Zivia von der Panska-Strasse und später Rifke Rosenstein und ich zogen in diese Wohnung. Wir fühlten uns in dem Versteck hinter der solide gebauten Doppelwand wunderbar sicher.

Marischa und Maria kauften Lebensmittel in einem Laden an der Leshno-Strasse, der einer arischen Freundin gehörte. Diese sorgte selber für einige jüdische Kinder und kannte das Geheimnis unserer Wohnung. Nur jene von uns, die arisch aussahen – Antek Zukerman und ich –, konnten gelegentlich ausgehen. Zivia, Rifke und Marek durften sich zu keiner Zeit auf der Strasse sehen lassen. Mareks jüdisches Gesicht, sein schwarzes Haar und seine dunklen Au-

gen hatten es schon schwierig genug gemacht, ihn überhaupt in die Wohnung zu bringen. Einer unserer Genossen gehörte zur Freiwilligen Feuerwehr der Städtischen Elektrizitätswerke. Er hatte eine zweite Uniform beschafft und sie Marek angezogen. So kamen sie, als Feuerwehrleute verkleidet, in die Wohnung.

Für mich war die neue Behausung eine grosse Erleichterung nach so vielen Monaten in Dunkelkammern und muffigen Kellern. Ich konnte in die Stadt gehen, und andere Genossen der Untergrundbewegung konnten mich besuchen. In der Sicherheit hinter der Doppelwand bewahrten wir unsere wichtigeren Dokumente, Geld der Partei und der Kampforganisation, Waffen, Munition und Handgranaten auf. Die Kosten der Erwerbung der Wohnung, ihres Ausbaus und des Unterhalts wurden vom Bund und von der Jüdischen Kampforganisation gemeinsam getragen.

Bis Ende 1941 war unsere organisierte Verbindung mit Genossen im Ausland, besonders in den Vereinigten Staaten, mehr oder weniger regelmässig aufrechterhalten worden. In der Tat funktionierte sie leichter, als wir zu hoffen gewagt hatten. Zu jener Zeit erhielten wir im Ghetto verschiedene Male Geld vom Ausland. Die Kanäle, die wir benutzten, waren nicht immer zuverlässig. Das folgende Beispiel ist typisch dafür, welche Wege wir dabei einschlagen mussten.

Im Sommer 1941 wurde uns durch die PPS mitgeteilt, dass unsere Genossen Schloime Mendelsohn und Emanuel Scherer durch einen Beamten der japanischen Botschaft eine Summe Geld von Stockholm nach Berlin geschickt hätten. Ein besonderer Kurier musste nach Berlin abgesandt werden, um dort die amerikanischen Dollars abzuholen. Die Polnische Sozialistische Partei, für die gleichzeitig Geld unterwegs war, wandte sich an einen Ukrainer, der mit den Deutschen Geschäfte machte und die Genehmigung zu Reisen nach Deutschland besass. Als unser gemeinsamer Agent traf er den japanischen Angestellten, erhielt das Geld und brachte es nach Warschau. Dafür mussten wir gewöhnlich eine Kommission von 15 bis 20 Prozent der Summe zahlen.

Ein paar Monate später sollten wir eine zweite Sendung durch dieselben Kanäle bekommen. Der Ukrainer wurde wieder nach Berlin geschickt – aber wir sahen nie etwas von dem Gelde. Auf dem Rückwege, so berichtete er uns, wäre er angehalten und untersucht worden; alles sei ihm abgenommen worden. Kaum dass er mit dem nackten

Leben davongekommen wäre. Wir hatten natürlich keine Möglichkeit, die Geschichte nachzuprüfen. Auch in anderen Fällen wussten wir nie, wieviel Geld an den Händen, durch die es ging, klebenblieb.

Wir versuchten, unsere Hilfe möglichst vielen Menschen im ganzen Lande zukommen zu lassen. Zum Beispiel schickten wir bis zur Zeit der Deportierungen Unterstützung nach Wilna an Frau Patye Kremer, die 75 jährige Witwe eines der Gründer des Bundes, und an den Genossen Grischa Jaschunski, den Sohn des Vizepräsidenten des Warschauer Judenrates. Nachdem die Deportierungen von Warschau eingesetzt hatten, wurde unsere Verbindung mit Wilna und anderen Plätzen abgerissen.

Vor den Deportierungen fanden sich viele Leute im Ghetto, mit denen wir Geldtransferierungen arrangieren konnten. Damals hatten wir sehr grosse Ausgaben, in erster Linie im Zusammenhang mit der Vorbereitung des bevorstehenden Aufstandes. Nach den Deportierungen versiegten alle diese Quellen. Aber unsere Ausgaben wuchsen noch, und da wir so gut wie kein neues Geld hereinbekamen, schmolz unser ganzes Kapital bis auf 300 Dollar zusammen, das zwischen Abrasha Blum, Berek Schnaidmil und mir für die dringendsten Fälle verteilt wurde.

Wir mussten jetzt alle unsere Aktivität auf die arische Seite Warschaus konzentrieren und waren ganz auf die Hilfe vom Ausland angewiesen. Vor allem erhielten wir Unterstützung vom Jüdischen *Labor Committee* in den Vereinigten Staaten, in denen solche Männer wie Nathan Chanin und David Dubinsky von der Internationalen Bekleidungsarbeiter-Union tätig waren. Die Mittel wurden jetzt durch verlässlichere Kanäle geleitet. Die Polnische Exil-Regierung in London stellte besondere Kuriere zur Verfügung. Geld und Korrespondenz wurden durch Flugzeuge mit Fallschirmen abgeworfen.

Durch die offiziellen Kanäle der Exilregierung war es uns auch möglich, Berichte an unsere Genossen draussen zu senden, an die Vertreter des Bundes in den Vereinigten Staaten und an das Jüdische Labor-Committee. Mit ihrer Hilfe wurden unsere Verbindungen in den Jahren 1943 und 1944 besser ausgebaut, so dass sie seitdem mit ziemlicher Regelmässigkeit funktionierten. Dadurch konnten wir der Aussenwelt über die Kämpfe im Ghetto, die Lage der Handvoll Geretteten, die Krematorien und Gaskammern berichten.

Besondere Freude bereitete es uns, als die Polnische Regierung uns im Juli 1944 einen Schmalfilm übermittelte, der Artikel von

,Unser Tsait', der Zeitschrift des New-Yorker Bundes, und andere Dokumente enthielt. Er brachte auch die Erklärung der amerikanischen Sektion des Bundes zur Frage der polnischen Ostprovinzen, die wir damals diskutierten. Darüber gab es zwei Ansichten: eine Minorität war dafür, das *Fait accompli* zu akzeptieren und sich der Sowjet-Annexion zu beugen. Die Mehrheit war für ein Plebiszit, das die Frage entscheiden sollte. In diesem Sinne sprachen sich auch unsere amerikanischen Genossen aus. Unsere Freude über den Schmalfilm war vor allem so gross, weil er ein direkter, fast persönlicher Gruss von unseren Freunden aus Amerika war. Wir fühlten uns mit ihnen über alle die Jahre des Leidens hinweg verbunden. Mit Hilfe eines Vergrösserungsapparates kopierten wir alle Dokumente, vervielfältigten sie und verteilten sie an unsere Genossen in den Verstecken. Dieser schöne Freundschaftsbeweis von Übersee gab uns das Gefühl, dass in einer Welt, in der solche wunderbaren Verbindungen geschaffen werden konnten, doch noch nicht alles verloren war.

Die Polnische Untergrundbewegung war weit entfernt davon, einig und geschlossen zu sein. Sie war in verschiedene Gruppen gespalten, die einander politisch bekämpften. Der illegale «National-Rat» im Lande bestand aus vier Parteien: der PPS, der Bauernpartei, den National-Demokraten und den Christlich-Demokraten. Diese Gruppen waren im Londoner Exilparlament vertreten. Der Bund wurde darin durch Artur Ziegelboim und später durch Emanuel Scherer repräsentiert. Aber in Polen selber wollte der «National-Rat» keinen Vertreter des Bundes akzeptieren. Neben dem Bund standen folgende Gruppen ausserhalb des National-Rates, wobei die extremfaschistische Falange-Gruppe nicht mitrechnet:

1. Die RPPS, eine Abspaltung der PPS, geführt von Osobka-Morawski; 2. die Demokraten, eine Gruppe Intellektueller; 3. zwei syndikalistische Gewerkschaftsgruppen.

Als die Front vom Osten wieder näher auf Polen zurückte, wurde es klar, dass wir bald von der Besatzung, die fünf Jahre im Land gewütet hatte, befreit sein würden. Die drei obenerwähnten Gruppen setzten zusammen mit dem Bund eine zentrale Führung ein, die eine Einheit aller demokratischen Widerstandskräfte erzielen sollte. Sie legten dem National-Rat folgende Vorschläge für ein einheitliches Rahmenprogramm vor: 1. Vertretung aller Gruppen im Natio-

nal-Rat. 2. Orientierung auf der Grundlage der Verständigung mit der Sowjet-Union und ein Plebiszit zur Entscheidung der Frage der Abtretung Wilnas an Weissrussland und der östlichen Ukraine an die Sowjet-Ukraine. 3. Orientierung auf einen sozialistischen Wiederaufbau nach dem Krieg. 4. Agrarreformen im sozialistischen Sinne. 5. Volle Rechte für nationale Minderheiten. 6. Einheit der sozialistischen Bewegung. 7. Zulassung der Kommunisten in den National-Rat. (Zu jener Zeit hatten die Kommunisten ihren «Volks-Rat» aufgemacht.)

Es fanden Verhandlungen zwischen den beiden Führungen, dem National-Rat und unserem Zentrum, statt. Der National-Rat war unnachgiebig. Er lehnte jede Anerkennung neuer Gruppen ab, die eine Änderung seiner Grundlinien und seines Programms mit sich brächte. Diese Diskussionen wurden unterbrochen, als der Warschauer Aufstand alle politischen Abweichungen und parteilichen Bedenken beiseite fegte und alle Kräfte zu dem dramatischen Aufbruch und tragischen Ausgang zusammenführte.

Ein Stimmungsumschwung war überall deutlich wahrzunehmen. Man spürte, dass der Anfang vom Ende kam. Als die Front näher auf Warschau zurückte, wurden die Deutschen sichtlich nervöser. Die Atmosphäre wurde von Tag zu Tag gespannter. Die Besatzung verschärfte ihre Terrormassnahmen aus Angst, dass hinter der Front Aufstände losbrechen könnten. Sabotage nahm zu, Angriffe auf Militär- und Munitionszüge kamen häufig vor. Evakuierungstransporte von der Front wurden angehalten und gestört.

Es gab seltsame Anblicke in den Strassen von Warschau, die eine Augenweide für uns waren. Lange Reihen von Pferdefuhrwerken, die mit vielerlei Kriegsgerümpel hoch beladen waren, kamen von der anderen Seite der Weichsel herüber. Sie trabten daher, bemant mit nachlässigen, abgekämpften, entmutigten Soldaten, die ihre Augen senkten, um ihre Scham zu verbergen. Warschau konnte kaum seine Freude unterdrücken, als es diesen miserablen Rückzug der einst so hochmütigen Sieger vorüberziehen sah. Uns allen war noch frisch in Erinnerung, wie sie mit Tanks, Panzerwagen und blankgeputzten Waffen durch die Stadt paradiert waren. Sie hatten ihre Häupter hoch erhoben, als sie vorwärts, immer vorwärts den Osten marschierten.

Auf den schmutzigen Landstrassen und Seitenwegen draussen im öden Lande konnten die deutschen Soldaten nicht länger der

Versuchung widerstehen, die die Demoralisierung und das Niederbrechen der Disziplin begleitete. Sie verkauften ihre Pferde, Uniformen, Mäntel, Decken und was sie sonst mitführten. An einigen Orten kam es vor, dass sie sich von Partisanenkämpfern entwaffnen liessen. Kleinere Städte und Militärlager wurden manchmal von diesen attackiert, die Wachen überrumpelt, Proviant und Waffen weggeholt. Auch in Warschau selber gab es Fälle, in denen deutsche Soldaten entwaffnet und gedemütigt wurden. Von den Militärstellen wurde deshalb der Befehl erlassen, dass Soldaten nicht einzeln in den Strassen, sondern in Gruppen und stets in voller Bewaffnung gehen sollten.

Die Untergrundbewegung organisierte einen Angriff auf das Pawiak-Gefängnis, das voll von politischen Gefangenen war. Obwohl die Telephonleitungen durchschnitten wurden, gelang es der deutschen Wachmannschaft, Verstärkung heranzuziehen. Auf beiden Seiten gab es viele Tote und Verwundete.

Die Unruhe deutscher Zivilisten und Volksdeutscher, die sich während der Besatzungszeit an der hilflosen Bevölkerung schwer vergangen hatten, wurde immer deutlicher. Viele Deutsche flohen in den Schoss des Vaterlandes zurück. Da die Eisenbahn mit der militärischen Evakuierung überfüllt war, benutzten sie Lastwagen und Handkarren. Sie zogen ab unter den feindseligen, spöttischen Blicken der Polen.

Selbst die mächtige Gestapo begann zu zittern. Ihre Büros in Lublin wurden evakuiert. Mit einer gewissen Erleichterung sahen wir diese Bande mit ihren Kisten und Koffern über die Weichsel westwärts ziehen. Nach den Jahren der Gewaltherrschaft, Räuberei und Morderei fielen die Mächtigen. Meistens fanden die Evakuierungen des Heeres nachts statt, wenn die Einwohner der Stadt nicht auf der Strasse sein durften.

Von fern her konnten wir schon das Artilleriefeuer an der Front hören. Jetzt klang es wie himmlische Musik in unseren Ohren. Der deutsche Gouverneur Fischer schlug noch am 15. Juli mit typischer Naziunverschämtheit und -borniertheit schmeichlerische Plakate in den Strassen von Warschau an, in denen die Polen aufgerufen wurden, die Armee in ihrem Kampf gegen «die dunklen Mächte des Bolschewismus» zu unterstützen. Er forderte die Bewohner auf, Gräben zur Verteidigung der Stadt auszuwerfen. Verschiedene Sammelpunkte wurden angegeben, aber keine Menschenseele begab sich dorthin. Die brutale Herrschaft, die fünf Jahre mit Blut und Eisen regiert hatte, verlor zusehends an Macht. Ähnlich missachtet wurden Anordnungen

zur Evakuierung der grossen Fabriken der Kriegsindustrie. Die Untergrundbewegung tat alles, die Evakuierung zu erschweren. Sie rief ihre eigene Miliz und die Soldaten auf, die Fabriken als nationales Eigentum mit allen Mitteln zu schützen.

Warschau wurde nun regelmässig von Sowjet-Flugzeugen bombardiert. Froh liefen die Leute zu den Luftschutzkellern. Leider war es eine Freude, an der die Juden sich nicht ganz beteiligen konnten. Sie blieben in ihren Verstecken eingeschlossen, weil ihre Hauswirte fürchteten, dass Nachbarn sie verraten könnten. Die Bombardierungen schlossen so eine zwifache Gefahr für die Juden ein: die eine, von Bomben getötet zu werden, und die andere, entdeckt zu werden.

Zuletzt suchten wir noch die Reste unserer Ghettokämpfer, die in den umliegenden Wäldern versteckt lebten, um uns zu sammeln. Wir wollten unsere Genossen näher der Stadt haben, so dass sie nicht abgeschnitten sein würden, wenn die Front zurückverlegt wurde und Kämpfe in Warschau ausbrachen. Mehrere Genossen brachten wir in die Stadt selber. Auch die kleine Elsa Friedrych konnten wir aus dem Kloster in der Nähe von Krakau, wo sie versteckt war, holen. Das Kind war nun ganz allein, ihr heroischer Vater war im Geschützfeuer der Nazis umgekommen und ihre Mutter in Maidanek ermordet worden. Später wurde es nach den Vereinigten Staaten gebracht und von amerikanischen Freunden adoptiert.

Nur Juden, die ganz wie Arier aussahen, konnten an den militärischen Vorbereitungen für den Aufstand teilnehmen, weil dazu Übungen draussen nötig waren. Alle anderen, die sich nicht in der Öffentlichkeit zeigen durften, mussten bis zum Augenblick des Kampfes selber in ihren Verstecken ausharren.

Die Stadt wartete voller Ungeduld auf das Signal. Es war kein Zeitpunkt für den Aufstand angesetzt worden, aber jeder wusste, dass der entscheidende Moment jeden Tag kommen könnte. Das Sowjetradio hämmerte unaufhörlich, spornte die Untergrundbewegung an, fragte, ob sie bereitstünde, in die letzte Entscheidungsschlacht zu ziehen. Es rief auf, den gemeinsamen Feind zu vernichten und die Freiheit gewinnen zu helfen.

Vier militärische Formationen der Untergrundbewegung standen in Bereitschaft: 1. AK (Armia Kryowa), die offizielle Untergrundarmee der Londoner Exilregierung; 2. die Miliz der Polnischen Sozialistischen Partei; 3. AL (Armia Ludowa), die Kommunisten;

4. PAL (Polska Armia Ludowa), das Zentrum der linksdemokratischen Parteien, die oben beschrieben wurden. In den Dörfern hatten die Bauern «Grüne Bataillone» gebildet.

Es ist schwierig, die relative Stärke der verschiedenen Gruppen anzugeben, aber zweifellos war die AK unter dem Kommando von General Bor-Komorowski bei Weitem die stärkste. Am Ende vereinigten sich alle Gruppen für den Aufstand und stellten sich unter den Oberbefehl von General Bor.

Dreimal mobilisierte die Untergrundbewegung ihre Streitkräfte, und jedesmal musste sie sie wieder demobilisieren. Bis der 1. August kam.

## VIII.

Wir saßen in der geheimen Wohnung unseres Zentralkomitees in der Zhuravia-Strasse zusammen und diskutierten die verschiedenen dringenden Probleme. Um 4 Uhr nachmittags stürzte plötzlich unsere Wirtin, die als Kurier der Untergrundbewegung fungierte, atemlos herein und meldete: «Die Erhebung ist ausgerufen worden. Sie beginnt um 5 Uhr.»

Wir sahen auf die Strasse hinunter und erblickten Leute mit ernstesten Gesichtern, die eilig dahinliefen. Einige hatten Bündel unter den Armen, andere Rucksäcke auf den Schultern. Kurz darauf hörten wir sporadisch Schüsse von verschiedenen Seiten der Stadt her.

Das Radio rief in Polnisch die Einwohner von ganz Warschau auf, sich in den Endkampf gegen die Nazibesetzung zu werfen. Es verkündete im Namen der Untergrundregierung, dass alle Männer und Frauen über 16 Jahre sich als mobilisiert zu betrachten hätten und sich sofort den antideutschen militärischen Formationen zur Verfügung stellen sollten. Jeder wurde zur Hilfe beim Barrikadenbau auf den Strassen aufgefordert.

In jener Nacht entstanden in der ganzen Stadt Barrikaden. Sie waren fast an jeder Ecke, quer über die ganze Breite der Strasse und wenigstens ein Stockwerk hoch aufgeworfen. An der Seite wurde ein kleiner Durchgang gelassen. In jedem Häuserblock wurden Ausschüsse gebildet, die für die Ausführung der militärischen Anordnungen da waren. Die Verbindung der Häuserblocks wurde durch Tunnels von einem Keller zum andern hergestellt.

Anfangs konzentrierten die Deutschen sich auf die strategischen Punkte und die Verkehrszentren der Stadt. Sie hielten die Brücken über die Weichsel besetzt und konnten so ununterbrochene Verbindung mit den Stützpunkten auf dem anderen Ufer halten, mit Praga, Jablonna, Waver, Grochow und anderen. Sie teilten die Stadt in vier Sektoren ein und schnitten den einen vom andern ab. Auf diese Weise machten sie es den Aufständischen unmöglich, einen einheitlichen Plan durchzuführen.

Durch Besetzung der Eisenbahnbrücke und aller Hauptstrassen der Stadt nach Westen schnitten die Deutschen den Distrikt Zho-bilosh ab. Sie hielten die Kerbedjia-Brücke und die Strassen über den Theaterplatz und isolierten dadurch das Stadtzentrum von der

Altstadt. Mit der Poniatowski-Brücke in ihren Händen, unterbrachen sie alle Verbindungen zwischen der Stadtmitte und Mokotow, und das Stadtzentrum selbst wurde zu einer isolierten Front.

Die erbittertsten Kämpfe fanden in Povishle vor der Kerbedjia- und der Poniatowski-Brücke statt; ferner in der Altstadt um die Johanneskathedrale, in der Byelanski-Strasse um das Polski-Bank-Gebäude und im Zentrum der Stadt vor dem Postgebäude und dem Hochhaus der Prudentia-Versicherungs-Gesellschaft. Von dem Hochhaus herab beherrschten die deutschen Maschinengewehre den ganzen umliegenden Abschnitt. Die Aufständischen hatten nicht die geeigneten Waffen, um dieses wichtige Gebäude im Sturm zu nehmen.

Zu Beginn des Aufstandes nahmen wir das Elektrizitätswerk sowie die Gas- und Wasserwerke. Aber wir wurden dort von den Deutschen wieder vertrieben. Das Fehlen der Artillerie und Panzerwagen auf unserer Seite erwies sich als ein unüberwindlicher Nachteil. Die Aufständischen konnten den Mangel an modernen Waffen und geschulten Mannschaften nur durch brennenden Hass gegen die Nazis und durch Hingabe und Opfermut auszugleichen suchen.

In den besetzten Druckereien wurde sofort eine Untergrundpresse errichtet. Plakate an allen Strassenecken verkündeten die Bildung einer nationalen polnischen Regierung.

Die Juden befanden sich verstreut in den vier voneinander isolierten Kampfzonen. Durch das Radio des Militärkommandos riefen wir im Namen des Bundes alle Juden – Männer und Frauen – auf, sich den sozialistischen und demokratischen Kampfgruppen ihres Distrikts anzuschliessen. Über dasselbe Radio appellierte das Zentralkomitee des Bundes an die Welt, den Kämpfenden zu helfen, die ihr Leben für die Freiheit Polens und der Menschheit hingaben.

Unsere Genossen kämpften wie die Dämonen, sie gönnten sich nicht einen Moment der Rast, damit ihnen keine Gelegenheit entginge, dem Feind einen Schlag zu versetzen. Sie hatten eine hohe Rechnung zu begleichen.

Feiner und Leinkram lagen todkrank in der Wohnung des Zentralkomitees. Leon Feiner hatte Krebs, die Krankheit war schon im vorgeschrittenen Stadium. Schwach, ohne ordentliche Pflege und Nahrung, zerrann sein Leben vor unseren Augen. Leinkram, ein Rechtsanwalt von Krakau, starb an Tuberkulose dahin. In den letz-

ten Tagen des Aufstandes konnte seine Frau ihn noch ins Krankenhaus bringen. Er starb während der Evakuierung. Dr. Lipschitz kam, sooft er bei stärkster Inanspruchnahme konnte, vom Militärhospital herüber, um sie zu ermuntern und sie mit einem freundlichen Wort oder Lächeln zu trösten.

Am ersten Tage der Erhebung wurde das Militärgefängnis an der Djika-Strasse von den Aufständischen genommen, und alle Gefangenen wurden befreit. Es waren meist Juden, hauptsächlich aus Griechenland, Ungarn und Rumänien und nur wenige aus Polen. Sie waren als Sklavenarbeiter von den Deutschen zur Trümmerwegräumung im Ghetto gebraucht worden. Diesen allerunglücklichsten Juden gegenüber war leider die Haltung der Militärkommandos der Aufständischen keineswegs so, wie man es, auch unter den noch so schwierigen Verhältnissen, hätte erwarten sollen. Sie wurden zu Arbeitskolonnen formiert und sofort in die Frontlinie geschickt, um unter dem Artilleriefeuer des Feindes Gräben auszuheben. Wüste Kerle wurden ihnen beigegeben, die sie befehligten und schikanierten. Es erhöhte ihre Schwierigkeiten noch, dass sie auch deren Sprache nicht verstanden. Wir hörten von den Qualen, die diese Juden auszustehen hatten, und intervenierten. Wir erhielten darauf die Zusicherung, dass ihre Lage gebessert würde.

Auch verbrecherische Elemente der Unterwelt schlossen sich dem Aufstand an. Es kam manchmal vor, dass sie von sich aus losgingen und arisch aussehende Juden als angebliche Agenten und Spione der Deutschen ergriffen. Überhaupt zeigten viele Polen sich den Juden gegenüber unfreundlich. Sie verwehrten ihnen, in die Schutzkeller zu gehen. Wir mussten für unsere Leute besondere Schutzkeller beschaffen und sie mit Nahrungsmitteln, Geld und anderen wichtigen Dingen versorgen. Häuserblockauschüsse verweigerten den Juden Rationskarten für Essen in den Gemeinschaftsküchen. Dauernd sahen wir uns veranlasst, bei den zuständigen Stellen zu reklamieren, um eine anständige Behandlung der Juden zu erreichen. In der konfusen Situation liess sich nicht immer feststellen, ob die Zusicherungen, die wir erhielten, auch eingehalten wurden.

Der «Monitor Polski», das offizielle Regierungsorgan, veröffentlichte ein Kommunique, dass alle von den Deutschen während der Besetzung erlassenen Gesetze aufgehoben seien. Sie vergassen jedoch eine Kleinigkeit: die Nürnberger Gesetze gegen die Juden zu streichen. Wir beanstandeten das sofort, und die Regierung

versprach, das Versehen zu korrigieren. Lange Zeit verstrich, und viele Bittgänge waren nötig, bis etwas darin getan wurde. Und selbst dann wurde die Notiz, statt sie in der für solche Bekanntmachungen reservierten Spalte abzdrukken, in einer unauffälligen Ecke der Zeitung eingerückt.

Die Regierung willigte ein, dass von der Militärleitung bei Untersuchungen von Anklagen wegen Spionage und Sabotage Vertreter des Hilfsrates für Juden hinzugezogen würden. Es verging viel Zeit, bis dies in die Wege geleitet wurde, und inzwischen kostete es manchen Unschuldigen das Leben. Als schliesslich eine solche Beschwerdestelle für Juden eingerichtet wurde, befand sich der Aufstand bereits in den letzten Zügen.

Tag und Nacht wurde gekämpft. Wir erlitten schwere Verluste. Wir besaßen ja nicht die Waffen, um uns mit einem Feind zu messen, der von Kopf bis Fuss in der modernsten Kriegsausrüstung steckte.

Die Deutschen legten Zeitbomben in Tanks, die sie scheinbar aufgegeben auf der Strasse stehen liessen. Eifrig stürzten sich die Aufständischen auf solche Tanks und brachten sie oft hinter die eigenen Linien, wo sie dann mit furchtbarer Sprengkraft explodierten. Die Deutschen liessen automatisch angetriebene Torpedos los, die die Wände durchbohrten und innerhalb der Gebäude auseinandersprengten. Das erbarmungslose Artilleriefeuer verschlang unzählige Opfer. Die Toten lagen tagelang auf den Strasseti. Unter dem unaufhörlichen Hagel der Geschosse war es schwierig, sie zu bergen.

Nahrungsmittel wurden knapp. In den ersten Tagen hatten wir die grossen deutschen Lebensmittellager an der Zhelasna-Strasse genommen, sowie die Haberbusch- und Schille-Brauereien. Die Leute hatten sich Getreide, Nahrungsmittel aller Art und Konserven geholt. Das Korn wurde mit selbstverfertigten Geräten gemahlen und in den Bunkern gebacken. Die Vorräte wurden dann von der Militärleitung beschlagnahmt. Jeder durfte als Entschädigung für seine Mühe 10 Prozent von dem, was er sich geholt hatte, behalten.

Mit der Wasserversorgung war es schlimm bestellt. Nachdem wir in den ersten Tagen des Aufstandes wieder aus den Elektrizitäts-, Wasser- und Gaswerken vertrieben worden waren, war alle Zufuhr abgeschnitten. In einigen Höfen wurden Notbrunnen an-

gelegt, aber sie rieselten nur schwach. In Schmutz und Dunkelheit lagen wir da und konnten die wenigen Nahrungsmittel, die wir hatten, nicht einmal richtig zubereiten. Der Kampfgeist der Aufständischen liess von Tag zu Tag nach.

Die ganze Erhebung basierte überhaupt auf der Erwartung, dass die Sowjetarmee Hilfe bringen würde. Sie war so nahe bei der Hand, dass wir jeden Moment mit ihrem Einmarsch in die Stadt rechneten. Die im Leiden ausharrende Bevölkerung hatte mit dem Losschlagen gewartet, bis sie das Artilleriefeuer der immer dichter an Warschau Tore kommenden Front hören konnte. Tagelang hatte das Sowjetradio die Untergrundbewegung angefeuert und ermutigt, den offenen Kampf gegen den Feind zu wagen.

Die Russen kamen in der Richtung von Praga auf die Stadt zu. Zwei Wochen nach Ausbruch des Aufstandes waren die äusseren Bezirke von Praga bereits in der Hand der Russen, aber die Brücken über die Weichsel wurden noch von den Deutschen besetzt gehalten. Unsere Erwartungen schlugen hoch, die Befreiung schien unmittelbar bevorzustehen. Einmal, als Explosionen von der Front her gehört wurden, glaubten die Leute mit Sicherheit, dass die Brücken gesprengt worden wären, die Deutschen sich zurückzögen und die Russen in die Stadt eindringen. Spontan kamen alle aus den Kellern und Bunkern hervor. Auf den Baikonen wurden polnische Flaggen gehisst, die Menge sang die «*Rota*» die traditionelle antideutsche polnische Hymne. Aber der fatale Irrtum zeigte sich bald.

Wir alle harrten weiter voll brennender Erwartung. Doch Hilfe sollte immer noch nicht kommen. Die Rote Armee blieb in Praga und machte keinen Versuch, die Weichsel zu überschreiten. Ein paarmal kamen Sowjetflieger und warfen Lebensmittel, Medikamente und Waffen ab. Über der Stadt fanden Kämpfe zwischen deutschen und russischen Fliegern statt. – Zwei Offiziere des russischen Oberkommandos kamen als Beobachter zu uns und versprachen Hilfe. Aber das war auch alles.

Aufregende Nachrichten kamen über das Radio. Paris war befreit, und die Amerikaner zogen in die französische Hauptstadt ein. Wir fühlten eine warme Verbundenheit zu den Parisern. Schien nicht ihr Erfolg auch den unseren anzukündigen! Doch Warschau sollte es bald bitter empfinden, sein Schicksal mit dem von Paris vergleichen zu haben. Hätte doch nur die amerikanische Armee auch vor *unseren* Toren gestanden!

Einige Wochen nach Ausbruch des Aufstandes machten die Deutschen über das Rote Kreuz das Anerbieten, dass Frauen,

Kinder und Kampfunfähige frei aus der Stadt abziehen sollten. Die Aufständischen nahmen das Angebot eines kurzen Waffenstillstandes an. Lange Reihen von Kranken und Greisen, von weinenden Frauen mit Kindern auf ihren Armen zogen aus der Stadt in die Sicherheit hinter der deutschen Front.

Nach der Evakuierung intensivierten die Deutschen das Artilleriebombardement. Als die Lage zunehmend schlechter wurde, verbitterte der Gedanke die zurückgebliebenen Kämpfer, dass sich ihre Angehörigen nun weit hinter der deutschen Frontlinie befanden.

Um den sinkenden Kampfgeist der Aufständischen von Warschau anzufeuern, verkündete General Bor-Komorowski über das Radio und durch die Presse, dass der Kampf weitergehe und bald auch Hilfe kommen würde. In Wirklichkeit war es nur eine kleine Anzahl polnischer Soldaten der Roten Armee, geführt von Oberst Berger, die die Weichsel bei Praga in kleinen Booten überquerten und dabei unter heftiger Beschiessung schwere Verluste erlitten. Sie berichteten uns, dass viele ihrer Kameraden darauf brannten, nach Warschau zu kommen. Aber das Sowjetkommando wollte es nicht zulassen.

Mehrere Male warfen englische Flugzeuge Material für uns ab. Viele Flieger wurden abgeschossen und fielen auf von den Deutschen besetztes Gebiet. Das Aufkreuzen von Flugzeugen am Himmel wurde immer mit Freude begrüsst. Doch der Aufstand schleppte sich schon in den zweiten Monat, und immer noch war keine wirklich entscheidende Hilfe gekommen.

Die Begeisterung, mit der die Bevölkerung in die Schlacht gegangen war, liess nach und schwand schliesslich ganz dahin. Enttäuschung frass sich in die Herzen der Menschen. Die Bitterkeit wuchs, als das Radio meldete, dass die Russen den englischen Fliegern versagten, Sowjetflugplätze anzufliegen. Die Flugzeuge mussten grosse Entfernungen über feindliches Gebiet fliegen und, ohne zu landen, zurückkehren. Wir wussten, dass die Flugzeuge von polnischen Piloten der *Royal Air Force* gelenkt wurden. Sie setzten alle ihre Kraft ein, uns Hilfe zu bringen. Aber durch die Haltung der Russen wurde jede wirksame Hilfe vereitelt.

Unter den Genossen, die wir kurz vor der Warschauer Erhebung aus den Wäldern in die Stadt gebracht hatten, waren Hanna Krischtal und Jan Bilak. Hannas Mann, Gabrisch Frischdorf, war in einem heroischen Abwehrkampf im Wischkow-Wald gefallen.

Hanna, eine 22jährige Frau, war zu dieser Zeit im neunten Monat ihrer Schwangerschaft. Hanna, Jan und Frau Papierna, eine Poale-Zionistin, wurden von den Deutschen gefasst und in das Gestapo-Hauptquartier gebracht. Jan Bilak wurde sofort erschossen. Hanna, Frau Papierna und mehrere andere Frauen mussten eine Kolonne bilden und deutsche Gefallene von den Strassen unter Feuer weg-holen. Bei dieser Gelegenheit entflohen Hanna und Frau Papierna, sie liefen unter Geschosshagel auf die andere Seite der Barrikaden. Hanna war von diesem Erlebnis natürlicherweise stark mitgenom-men. Wir konnten sie zeitweise in einem Heim für alte Frauen un-terbringen, mussten sie aber kurz vor der zu erwartenden Geburt ihres Kindes wieder herausschaffen. Zusammen mit anderen Wöchnerinnen brachten wir sie in einem Keller unter.

Während überall die Kämpfe tobten, hatte niemand Zeit und Geduld, sich um die Frauen im Wochenbett zu kümmern. Ich rannte umher, um die allernotwendigsten Dinge für die Frau und das zur Welt kommende Kind aufzutreiben. Es liess mir keine Ruhe. Ich kannte Hanna, als sie selber noch ein kleines Kind war. Nun lag sie in Wehen in einem dunklen Keller, ein zartes, junges Geschöpf, brennend vor Hunger und Durst, während um sie herum die Welt in Flammen stand und ihrer Not keine Beachtung schen-ken konnte. Es war ein Wunder, dass ihr Knäblein lebend geboren wurde. Wir nannten es Gabrisch, nach seinem als Held gefallenen Vater.

Die Verbindung mit den verschiedenen Stadtteilen wurde hauptsächlich durch die Abwässerkanäle aufrechterhalten. Aber auch dieser Weg wurde schliesslich unterbrochen, als die Deut-schen Giftgas in die Kanalisation pumpften und dabei Hunderte von Menschen töteten.

Leichen häuften sich in den Strassen. Sie zu verbrennen lohnte nicht länger die Mühe und die Gefahr. Die Aufständischen mussten sparsam mit ihren dahinschwindenden Kräften haushal-ten.

Ein Bezirk nach dem anderen fiel: Zhobilosh, Mokotow und Povishle. Der Fall der Altstadt, in der die Schlacht drei Wochen ohne Unterbrechung getobt hatte, war ein schwerer Verlust. Der Alte Marktplatz mit seinen historischen Gebäuden lag in Schutt und Trümmern. Abgesehen von einigen zerstreuten, isolierten Stützpunkten hielt nur noch das Zentrum aus. Der Kampf war so gut wie zu Ende.

Warschau brannte an allen Ecken. Alle Hoffnung auf Hilfe war dahin. Unsere physischen Kräfte waren erschöpft. Erbittert, enttäuscht, hungrig und abgekämpft waren die Aufständischen nunmehr gezwungen, angesichts der übermächtigen Stärke des Feindes zu kapitulieren. Unter Tränen hörte die Hauptstadt Polens die gebrochene Stimme seines Kommandanten General Bor-Komorowski, die über das Radio kam: «Wir haben keine Munition mehr. Wir sind erschöpft. Hilfe ist nicht eingetroffen und wird nicht kommen. Wir müssen uns der Übermacht ergeben. Es lebe das unabhängige Polen!»

Nach 63 Tagen und Nächten heroischen Kampfes gegen eine hoffnungslose Übermacht ging der Warschauer Aufstand zu Ende.

Durch Intervention der Alliierten wurden den Aufständischen die Rechte von Kriegsgefangenen zugebilligt. Zivilisten wurden nach Pruschkow gebracht und dort auf die verschiedenen Lager verteilt. Für die Evakuierung der gesamten Bevölkerung Warschaus, mehr als einer Million Menschen, gaben die Deutschen nur drei Tage. Die Zeit war so unmöglich kurz, dass sie um 48 Stunden verlängert werden musste.

Der Aufstand endete sechs Tage, nachdem Hanna ihr Kind geboren hatte. Sie war noch sehr schwach, und das Kind konnte kaum atmen. Wenn Hannas jüdisches Gesicht auffiel, so würde das für sie beide schnellen Tod bedeuten. Denn die Deutschen erschossen weiter Juden, die ihnen in die Hände fielen. Mit dem Baby waren Hannas Chancen in der Tat gering. Die einzige Hoffnung, die Frau zu retten, bestand darin, das Kind zu töten. Für Hanna musste ein Bunker gefunden werden, bis die Russen in die Stadt einrückten. Ich kämpfte mit mir die ganze Nacht über diese Entscheidung. Am Morgen ging ich zu ihr in den Keller. Es war dumpf und dunkel darin. Ich musste mir den Weg zu Hannas Lager tasten. Sie zündete eine Kerze an, die einen schwachen Schein über ihr bleiches Gesicht warf und auf das kleine Bündel von Lumpen neben ihr, in dem das Kind lag. Ich nahm es auf. Draussen rannten die Leute umher, in wildem Aufbruch, weinend und schreiend. Der Lärm von der Strasse drang schwach in den Keller. Ich sah auf das eingeschrumpfte, kleine Bündel in meinen Armen. Sicherlich, das Kind war ohnehin zum Tode verurteilt. Während es noch lebte, war es eine Bürde, die seine Mutter mit in den Tod ziehen konnte. Ein kleiner Druck meiner Hände, und alles würde vorüber sein.

Vor mir glaubte ich das Gesicht von Gabrisch Frischdorf zu sehen, dem heroischen Ghettokämpfer, der in einem unbekanntem Grab verweste. Alles, was von ihm geblieben war, war dieses Fünkchen Leben. Die Finger erstarrten mir. Ich legte das Baby behutsam auf sein kleines Bett von Lumpen zurück.

Bald danach brachte ich Hanna und ihr Kind in die Obhut jüdischer Freunde und händigte ihr etwas Geld aus. Sie schlossen sich dem Strom der Menschen nach Pruschkow an und kamen durch.

Acht Monate später traf ich Hanna und den kleinen Gabrisch in Łódź. Wiederum hielt ich das Kind in meinen Armen. Erst da erzählte ich der Mutter das schreckliche Geheimnis, das ich im Herzen trug.

Mit der Kapitulation der Aufständischen und der Ankündigung, dass die gesamte Evakuierung von Zivilisten und Soldaten innerhalb von drei Tagen vor sich gehen müsse, wurde die Stadt zu einem Tollhaus. Das Durcheinander war unglaublich. Fassungslos liefen die Leute nach allen Seiten und trafen ihre letzten Anstalten vor dem Verlassen ihrer Heime. Die Menge des mitzunehmenden Gepäcks war auf 15 Kilogramm je Person beschränkt worden. Jeder Soldat bekam von der Polnischen Regierung 35 Dollar ausgehändigt.

Für die Juden war die Evakuierung mit zusätzlichen Gefahren verbunden. Manche konnten es einfach nicht wagen, sich den Abziehenden anzuschliessen. Man musste an den deutschen Gestapobeamten vorbeidefilieren, die den ganzen Zug mit scharfen Augen überwachten. In den Lagern kamen dann Inspektionen und abermals Inspektionen. Jene, die glaubten, dass sie sich auf ihr Aussehen und ihre Papiere verlassen könnten, und auch solche, die gar keine andere Wahl sahen, schlossen sich dem grossen Strom in der Hoffnung an, in dem allgemeinen Wirrwarr mit durchzuschlüpfen. Für die anderen, die in der verwüsteten Stadt zurückblieben, mussten Bunker gefunden werden. Sie benötigten Vorräte, um bis zur Ankunft der Russen in der Stadt ausharren zu können. Alles erforderte eine Menge Geld. Glücklicherweise hatten wir zwei oder drei Wochen vorher eine grössere Geldsumme aus Amerika durch die Polnische Regierung erhalten. Diese rechtzeitige Gabe versetzte uns in die Lage, sowohl die Abziehenden als auch die Zurückbleibenden zu unterstützen.

Diesmal war es nicht schwer, die Bunker mit Proviant zu füllen.

Die ganze Stadt war ein ungeheurer Marktplatz. Da die Abrückenden nicht mehr als 15 Kilogramm mitnehmen durften, tauschten und verkauften sie alles Überschüssige auf der Strasse. Die einzige Währung, die angenommen wurde, waren amerikanische Dollars. Niemand wollte polnische Zloty haben. Nahrungsmittel jeder Art, Kleider, Juwelen, Silber und Gold wurden gekauft, verkauft, verschachert. Viele jedoch vergruben ihre wertvollsten Sachen tief unter Kellern und hofften, sie nach dem Kriege wieder ausgraben zu können. Mit unseren Dollars erwarben wir Lebensmittel und andere notwendige Dinge zur Versorgung der Bunker, die für die wenigen in Warschau zurückbleibenden Juden gefunden werden mussten. Die Anhäufung der Vorräte schien mehr als reichlich. Aber hätten wir gewusst, auf wie lange Zeit wir uns hier lebend vergraben mussten!

Einige polnische Genossen drangen in mich, mit ihnen in die Kriegsgefangenenlager zu gehen. Sie versprachen, mich zu «decken». Aber ich hatte meine Zweifel, dass ihr Plan gelingen würde. So entschied ich mich, in der Stadt zu bleiben und auf die Russen zu warten. Schliesslich würden doch die Russen in ein paar Wochen in Warschau sein. In einem Bunker an der Shenna-Strasse war für mich ein Platz reserviert worden. Mit einer Ausgabe von zweitausend Dollar hatten wir den Bunker gebaut und mit allem Nötigen ausgestattet. Aufnahme hatten darin einige Ghettokämpfer und Partisanen von jüdischem Aussehen gefunden.

Auf dem Weg zum Bunker stiess ich auf Frau Papierna, die zusammen mit Hanna Krischtal vor den Deutschen geflohen war. Sie war ausser sich vor Angst und wollte nicht nach Pruschkow gehen. Sie hatte weder Unterschlupf noch Geld noch irgend jemanden, der sich um sie kümmerte. Sie bat mich, ihr zu helfen. Ich sagte ihr, dass sie mit zu meinem Bunker kommen könne. Aber als wir hinkamen, stellte sich heraus, dass nur noch Platz für eine Person war. Nachdem ich ihre Hoffnungen so hoch gespannt hatte, blieb mir nur noch eins zu tun übrig. Ich überliess ihr meinen Platz und ging wieder davon.

Alle Wege von Warschau nach Pruschkow waren mit den abziehenden Bewohnern der polnischen Hauptstadt überfüllt. In langen, dichten Reihen zogen sie durch die schmutzigen Strassen im eiskalten Oktoberregen, grimmig gebeugt unter der Last der 15 Kilogramm, dem schäbigen Überbleibsel aus den in lebenslanger Arbeit angeschafften Besitztümern. Hinter sich liessen sie ausge-

brannte Häuser, Gerümpel auf den Strassen und ihre teuren Toten in den Massengräbern. Feuer brannten unbeachtet weiter. Eine Rauchwolke hing über den müden Wanderern. Warschau lag ausgestorben; sein Lebensblut ergoss sich auf die Strasse nach Pruschkow.

Es war am vorletzten Tage der Evakuierung.

Auf der Strasse traf ich den Genossen Kaminsky, einen aktiven Führer der illegalen Polnischen Sozialistischen Partei. Er zog mich beiseite und flüsterte mir unter verhaltener Erregung zu, dass diese Nacht ein Ausbruch der Rebellen über die Weichsel nach den russischen Linien geplant sei. Wenn ich mitmachen wollte, müsste ich mich sofort entscheiden. Ich nahm an, und wir gingen zusammen weiter. Kaminsky beschrieb mir den Plan in grossen Zügen und versicherte, dass alle Vorkehrungen getroffen wären. Sobald wir in die Mitte des Flusses kämen, würden russische Soldaten in kleinen Booten auf uns stossen und uns in Sicherheit bringen.

Der Treffpunkt war an der Pyusa-Strasse nahe dem Boulevard Ujasdowsky. Zweiundzwanzig Leute hatten sich eingefunden, darunter drei Frauen. Es waren meist Soldaten der militärischen Formationen der PPS, AL und PAL. Ein Oberst hatte das Kommando. Um 10 Uhr sollten wir die Expedition durch die Kanalisationsöffnung am Dreikreuzplatz antreten. In der Gruppe waren Kanalarbeiter, die den Weg gut kannten. Die Kanalisationsröhren führten hinunter zum Ufer der Weichsel. Der Fluss musste dann teils durchschwommen werden. Als Hilfsmittel führten wir ein kleines Gummiboot und ein langes Drahtseil mit, das um eine kleine Ziehwinde gewickelt war.

Zur festgesetzten Zeit stiegen wir ohne Zwischenfall in die Abwasserkanäle und schlossen vorsichtig das Eingangsloch hinter uns. Wir waren alle halb ausgezogen, um uns freier bewegen zu können. Jeder hatte einen Rettungsring und eine Maschinenpistole. Es war ein kalter, nasser Oktobertag.

Die Abflussrohre waren so eng, dass wir nur gebückt darin vorwärts kriechen konnten. Es ging abwärts, dem Flusse zu. Wir bewegten uns langsam rutschend und gleitend, in dem stinkenden Schleim von Abfall, Dreck und Auswurf watend. Dabei stiessen wir an Leichen, die Opfer der von den Deutschen in die Kanalisation geblasenen Giftgase. Als wir näher dem Ausgang nach der Weichsel zu kamen, fanden wir den Hauptkanal hier und da durch Stacheldraht versperrt. Mit Drahtscheren, die wir bei uns hatten,

durchschnitten wir ihn. In dem schwachen Schein unserer Taschenlampen war es eine mühselige Arbeit, und wir rissen uns die Hände daran blutig.

Um 2 Uhr morgens erreichten wir den Ausgang, der bei den Cherniakov-Docks direkt in die Weichsel führte. Der Oberst befahl allen, sich zu entkleiden. Wir setzten die Rolle auf den Boden, befestigten das Ende des Drahtseils und pumpten das Gummiboot auf. Dann rieben wir uns zum Schutz gegen das kalte Wasser mit Benzin ein. Unsere Maschinepistolen befestigten wir an den Rettungsgürteln. Um den Hals trug ich einen kleinen Beutel, in dem ich etwas Geld, meine Dokumente und Sonja Novogrodskys Brieftasche hatte.

Der Oberst flüsterte: «Die ersten sechs, los!»

Sie krochen zum Wasser. Das eine Ende des Drahtseils war um die Hüfte ihres Anführers geschlungen. Die anderen fünf der Gruppe hielten sich dicht an ihn. Wir lagen auf dem Boden und sahen zu, wie einer nach dem andern in das kalte Wasser stieg und zu schwimmen begann. Das Seil rollte von der Winde ab, ein sicheres Zeichen, dass sie vorwärtskamen. Drei Minuten später gab der Oberst den nächsten sechs das Zeichen. Sie glitten ins Wasser.

Plötzlich blendete uns Licht. Starke Scheinwerfer suchten den Fluss ab. Eine Salve Kugeln folgte unmittelbar. Die Seilrolle hielt an. Der Oberst befahl: «Zurück!»

Wir stürzten zur Kanalisation und krochen in aller Hast durch den jauchigen Schlamm, der uns beim Aufwärts klettern ins Gesicht spritzte. Der Weg zurück war tausendmal schwieriger. Wir glitten dauernd aus und mussten uns festkrallen, damit wir nicht durch den Strom zum Fluss hinabgespült würden. Ab und zu kamen uns Leichname in die Quere, die der in Güssen herabfließende Schlamm mit sich führte. «Schneller, schneller!» raunten wir einander zu. Vielleicht hatten die Deutschen schon die Öffnung entdeckt, durch die wir an den Fluss gekommen waren. Eine Gasbombe, und wir würden dasselbe Ende finden wie die Leichen zwischen unseren Füßen.

Wir brauchten mehrere Stunden, um zum Eingang an dem Dreikreuzplatz zurückzugelangen. Um 6 Uhr morgens tauchten wir in der Strasse auf – sechzehn nackte Menschen, drei davon Frauen, über und über mit Dreck und Auswurf beschmiert, mit Quetschungen und blutenden Wunden am ganzen Körper.

Wir traten mitten unter die erstaunten Menschen, die mit Rucksäcken auf den Schultern ihren Weg nach Pruschkow machten. Es war keine

Zeit zu verlieren. Wir rannten auseinander, in die Seitengassen. Ich bedeckte meine Lenden mit beiden Händen, um das Zeichen meiner jüdischen Zugehörigkeit nicht sehen zu lassen, und rannte nach der Zhuravia-Strasse. Ich fieberte vor Aufregung und schüttelte mich vor Kälte, meine Zähne klapperten, und meine Beine schmerzten. Mit jedem Schritt hinterliess ich Blutspuren.

In der Zhuravia-Strasse 24 brach ich in den Armen meiner Freunde zusammen. Dr. Lipschitz wusch mich mit etwas kostbarem Wasser, reinigte und verband meine Wunden. Dann rieb er mich mit Alkohol ab; denn ich litt an starkem Schock. Es dauerte mehrere Stunden, bis ich mich genügend erholt hatte, um weitergehen zu können. Irgendwie verschafften mir die Freunde einen Anzug, ein Hemd und ein paar Schuhe. Ich dankte und verabschiedete mich.

Immer noch verwarf ich die Idee, nach Pruschkow zu gehen. Nachdem der Versuch, auf die russische Seite zu gehen, fehlgeschlagen war, kam ich auf meinen ursprünglichen Entschluss des Verbleibens in der Stadt zurück.

Es war 12 Uhr mittags. Ich traf auf Guzik vom Joint Distribution Committee. Er sagte mir, dass auch er in Warschau zu bleiben gedanke, und lud mich ein, mit in seinen Bunker zu kommen. Um 6 Uhr abends würde die Zeit der Evakuierung für die ganze Bevölkerung Warschaus endgültig abgelaufen sein. Ich musste schnell zu einer Entscheidung kommen und nahm sein Anerbieten an.

Um halb sechs Uhr schlugen wir den Weg zum Bunker durch die verlassenenen Seitenstrassen ein. Es war dämmrig, und starker Regen fiel.

## IX.

Etwa zwanzig Menschen standen im Regen am Eingang zum Bunker in der Vieyska-Strasse, unweit vom Dreikreuzplatz, auf dem Gelände einer früheren deutschen Schule. Unser Bunker war der ehemalige Luftschutzkeller für die Kinder. Während des Warschauer Aufstandes hatten Bomben das Schulgebäude zerstört, aber der Luftschutzkeller war intakt geblieben. Trümmer verdeckten unser Versteck in ausgezeichneter Weise.

Die Gruppe war von Renba, einem Offizier der Untergrundarmee, der aus dem Paviak-Gefängnis geflohen war, sowie von Henrik Novogrodsky, einem Rechtsanwalt und früheren Kommissar der Jüdischen Polizei des Ghettos, und meinem Freund Guzik zusammgebracht worden. Es war eine Mischung von Intellektuellen, Arbeitern und Verbandsfunktionären. Ein Mann war schwer verwundet.

In den Bunker gelangte man durch eine enge Öffnung, die jedesmal wieder mit umherliegenden Trümmerstücken sorgfältig zugedeckt werden musste. Als wir unseren mitgebrachten Proviant überblickten, stellten wir fest, dass wir einen Sack mit Zwiebeln draussen stehengelassen hatten. Ein Genosse ging hinaus, ihn zu holen, verlor aber in der Dunkelheit den Weg in den Ruinen. Nach langem Suchen stiess er auf einen anderen Eingang zum Bunker, einen Tunnel, den die Deutschen als Notausgang gebaut hatten. Dieser Notausgang sollte sich später auch für uns sehr nützlich erweisen.

Die Ventilation im Bunker war ziemlich dürftig, doch fanden wir manche guten Seiten an dieser deutschen Konstruktion. Der Bunker war geräumig, und es gab Bettstellen für alle. Wir lebten in Gemeinschaft. Jeder gab, was er an Lebensmitteln hatte, zur allgemeinen Verwendung. Wenn wir sparsam mit unseren Mitteln umgingen, würden sie, so rechneten wir aus, uns wenigstens zwei Wochen reichen. Ausserdem hatten wir einen kleinen Vorrat an Holz und Kohlen.

Die Arbeit wurde möglichst gleichmässig auf alle verteilt, und Mehrheitsbeschluss sollte die Dinge regeln. Einem Komitee wurde die Überwachung der Lebensmittelvorräte übertragen. Zwei Leute arbeiteten als Köche. Eine Abteilung war für Schutz und Verteidigung des Bunkers da. Sie verfügte über Handgranaten, Maschinen-

pistolen und Revolver. Sie stellte die Wachen, die auf das Herannahen von Deutschen und anderen Fremden aufpassen sollten. Ein Posten wurde am Haupteingang, ein anderer am Tunneleingang und eine Gruppe auf den Boden eines benachbarten Gebäudes gestellt, von wo man einen guten Rundblick hatte. Ich wurde zum Leiter des Bunkers gewählt.

Eine Woche lang ging alles glatt. Zweimal täglich wurde Essen ausgegeben: ein Brötchen mit Zwiebeln, ein Teller Suppe und ein Löffel Zucker. Am zehnten Tage ging unser Wasservorrat zu Ende. Die Nacht darauf sandten wir Suchpartien aus. Sie fanden schliesslich etwas Wasser im Kessel einer Heizungsanlage und zwei Fässer Regenwasser. Diesen grossen Schatz brachten wir durch den Tunnel in den Bunker. Als unsere Lebensmittel zur Neige gingen, setzten wir die Tagesration etwas herab. Ein paar Tage später stiessen unsere Suchpartien auf einen anderen Schatz, einen Sack mit Hafer. Wir trockneten das Getreide und mahlten es. Das schmutzige Wasser wurde durch ein Stück Leinen geseiht und zur Bereitung von Hafergrütze benutzt.

Doch die Lebensmittelversorgung wurde schlechter, und der Hunger machte bald alle leicht erregbar. Streitigkeiten brachen aus. Die Köche wurden beschuldigt, dass sie zuviel assen, und man forderte ärgerlich ihre Ablösung. Vor Hunger bekamen wir oft heftige Kopfschmerzen. Die Leute legten sich untätig auf ihre Bettstellen. Sie begannen, daran zu zweifeln, dass sie noch lange weiter aushalten könnten, und hingen Gedanken über den Tod durch Verhungern nach.

Ein Mann, den ich nur bei seinem Pseudonym Pyorun kannte, ein katholischer Jude von stark jüdischem Aussehen, hockte auf seiner Bettstatt und sagte heimlich Gebete auf. Offen es zu tun, schämte er sich anscheinend. Er war zu uns von der Untergrundarmee gekommen, in der er als Gendarm gedient hatte. Vor dem Krieg hatte er eine Position in einer grossen polnischen Firma. Er hatte eine christliche Frau und zwei erwachsene Kinder. Nach den Nürnberger Gesetzen war er Jude und gezwungen, sein Heim zu verlassen. Wegen seines jüdischen Aussehens war er nicht mit der polnischen Armee in ein deutsches Kriegsgefangenenlager gegangen. Seine Familie hatte er weggeschickt. Eigenartige Konflikte quälten ihn. Manchmal verbreitete er sich darüber, dass sein Vater ein frommer Jude gewesen war, und klagte, dass die Juden ihre Frömmigkeit verloren hätten. «Dieses grosse Unglück ist über die

Juden gekommen, weil sie nicht fromm genug waren», rief er aus, der eifernde Katholik. Einige versuchten, ihm einzureden, dass seine jüngsten furchtbaren Erlebnisse ihn doch eigentlich zum Judentum zurückführen müssten. Aber er lehnte das entschieden ab und erklärte, er wäre überzeugter Christ und bliebe es. Nach dem Krieg sah ich ihn in Warschau auf einem friedlichen Spaziergang mit Frau und Kindern wieder.

Als wir noch einigermaßen zu essen hatten, vertrieben sich viele von uns die Zeit mit Kartenspielen. Als der Hunger stärker zu nagen begann, war solcher Zeitvertreib eine zu grosse Anstrengung. Ausserdem hatten wir auch kein Licht mehr. Wir sassen im Dunkeln und brannten ein Stück Holz zum Leuchten nur, wenn es nötig war. Es war deshalb kaum verwunderlich, dass die schlechte Stimmung wuchs. Als Bunkerverwalter hatte ich dauernd die erregte und hungrige Gruppe zu beruhigen. Ich musste mich überall einmischen und kleine Streitigkeiten schlichten.

Eines Tages wurde die Gruppe von einer Manie gegenseitiger Verdächtigungen erfasst. Es wurden Beschuldigungen erhoben, dass einige nicht ihren ganzen Bestand an Lebensmitteln in den allgemeinen Vorrat gegeben hätten und heimlich ässen. Die lautesten Ankläger waren jene, die die grössten Beiträge zugesteuert hatten. Jedesmal wenn einer an seinem trockenen Speichel schluckte, wurde er beschuldigt, einen verborgenen Bissen zu kauen. Sie verlangten, dass ich alle untersuche. Als einige Mitglieder laut behaupteten, das Lebensmittelkomitee betriebe bei der Essenausgabe Günstlingswirtschaft, musste seine Zusammensetzung geändert werden. Dann kamen die Mitglieder unserer Schutzabteilung und forderten Bevorzugung bei der Essenverteilung mit der Begründung, dass sie ständig ihr Leben riskierten. Der verwundete Mann verlangte mehr Essen, weil es am Hunger läge, dass seine Wunden nicht heilen wollten. Die Atmosphäre wurde immer gespannter. Es schien, als ob die Gruppe sich selber vernichten würde.

Ich suchte nach einem Weg, die überreizten Nerven der Leute zu beruhigen. Der beste Friedensstifter wäre Nahrung gewesen, aber es gab nun einmal keine. Da kam mir der Gedanke, dass vielleicht ein Ersatz helfen würde – geistige Nahrung. Wenn der Hunger nicht durch den Magen gestillt werden konnte, dann vielleicht liess er sich auf dem Weg über die Seele und das Herz besänftigen. Als erfahrener Propagandist wollte ich es einmal mit einer Reihe von Vorträgen und Diskussionen versuchen. Schon mehr als ein-

mal hatte ich einem meuternden Haufen gegenübergestanden, der in wilde, unvernünftige Raserei verfallen und durch ein paar richtig gewählte Worte zur Besinnung gebracht worden war.

Es war Oktober. Jedes Jahr hatten wir um diese Zeit den Gedenktag des Bundes gefeiert. Damit, so überlegte ich mir, könnten wir anfangen, zumal ich um mich einige vertraute Gesichter von Bundisten sah. Die ganze Gruppe sass denn bald auf ihren Bettstellen und hörte aufmerksam zu, als ich ruhig, einfach und mit Humor über die verschiedenen Epochen des Bundes zu sprechen begann. Ich erzählte ihnen von den schwierigen Anfangs jahren und den Triumphen, die wir in harten, oft hoffnungslos aussehenden Situationen errungen hatten. Ich führte sie von 1905 bis 1945, von Warschau nach Sibirien und zurück in unseren Bunker. Ich beeindruckte sie mit Schilderungen unserer langen Hungerstreiks in zaristischen Gefängnissen und wie wir Nahrung anzunehmen uns selbst dann geweigert hatten, als das Essen verführerisch vor uns hingestellt wurde. So hielt ich der Gesellschaft im Bunker Tag für Tag einen Vortrag. Erinnerungen kamen aus mir wie Wasser aus einer offenen Schleuse. Stundenlang konnten sie nun dasitzen und zuhören. Sie begannen, sich beschämt zu fühlen, dass sie vor Kurzem noch über ein bisschen mehr Suppe gestritten hatten.

Es gab jedoch eine Ausnahme, das war Zygmund, ein Rechtsanwalt. Seine ruhige, schöne Frau war mit ihm im Bunker. Vor dem Krieg war er ein friedlicher, harmloser Sammler von Antiquitäten gewesen. Hier jedoch wurde er mit jedem Tag unbändiger. Er konnte den ganzen Tag auf und ab gehen und vor sich hinhurmeln oder laut schreien: «Essen! Essen! Essen!» Während alle anderen in einer Art Betäubung dasassen, konnten sie Zygmonds Geschrei kaum ertragen. Sein dauernder Refrain erinnerte sie an den Hunger, den sie so gern vergessen wollten. Die Situation wurde kritischer, als der halbverrückte Rechtsanwalt drohte, er wollte zu den Deutschen gehen und ihnen alles erzählen. «Ich will nicht Hungers sterben», schrie er.

Niemand konnte ihn zur Ruhe bringen, weder seine Frau noch seine persönlichen Freunde. Jeder hatte das Gefühl, dass wir ihn irgendwie loswerden müssten. Sonst würden wir alle zugrunde gehen. Eine geheime Gerichtssitzung wurde über ihn abgehalten. Nach langen Aussprachen und Beratungen wurde entschieden, dass man ihn erschiessen müsste. Sie teilten mir ihren Beschluss mit und

verlangten von mir, als dem Leiter des Bunkers, für die Vollstreckung des Todesurteils zu sorgen.

Alles drehte sich in mir um. Wie konnte ich die Verantwortung für solch eine Mordtat übernehmen, selbst in einer solchen Notlage! Was konnte sonst getan werden? Sicherlich war die Gruppe, im Interesse der Erhaltung aller, in ihrem Recht. Ich wollte noch einen letzten Versuch machen, das Problem ohne Blutvergiessen zu lösen.

Ich nahm Zygmund mit mir in einen anderen Raum und sprach unter vier Augen auf ihn ein. Ich merkte sofort, dass meine Worte keinen Eindruck auf ihn machten und meine Anstrengungen umsonst waren. Während ich nach irgend etwas Gescheiterem suchte, kam mir ein Gedanke. In toderntem Ton wandte ich mich an ihn und sagte: «Schwöre mir, dass du niemandem etwas sagen wirst. Dann will ich dir ein wichtiges Geheimnis anvertrauen.»

Er leistete mir den Schwur, und ich enthüllte ihm mein «Geheimnis». «Du weisst», sagte ich im Flüsterton, «dass die Gruppe beschlossen hat, dich zu erschiessen. Der angebliche Grund dafür ist, dass du so viel Lärm machst, dauernd herumtobst und gedröht hast, du wolltest den Bunker den Deutschen verraten. Ich will dir nun den wahren Grund sagen. Dein engster Freund hat dies alles inszeniert, weil er dich tot sehen möchte. Weisst du warum? Er ist hinter deiner Frau her!»

Ich sprach ruhig und mit grossem Ernst. Der Rechtsanwalt starrte mich mit aufgerissenen Augen an und versuchte, an sich zu halten. Mit zitternder Stimme sagte er: «Genosse Bernard, es ist wahr.» Er weinte hysterisch und wälzte sich auf dem Boden. «Ja», schluchzte er, «ich habe das die ganze Zeit gefühlt. Ich habe es vor meinen Augen kommen sehen.»

Er streckte mir die Hand hin und schwor mir noch mal, dass er nie verlauten lassen würde, was ich ihm anvertraut hatte; von nun an würde er sich ganz ruhig verhalten. Nein, er würde nicht auf den Leim kriechen und sich auf solche dumme Weise beseitigen lassen!

Ein paar Tage mied Zygmund mich und sprach auch zu niemandem sonst. Er hielt sich abseits, sass da vornübergebeugt. Von Zeit zu Zeit warf er den anderen einen misstrauischen Blick von der Seite zu. Aber von jetzt an hatte er sich sorgsam in der Gewalt.

Unsere nächtlichen Expeditionen gingen weiter. Wir durchsuchten die leeren Wohnungen der verlassenen Häuser. Hier und

da fanden wir etwas Essbares. Es wurde dann sofort unter uns verteilt. Jedesmal, wenn Lebensmittel in den Bunker kamen, flackerte die Lebenshoffnung wieder ein wenig auf.

Warschau war eine verlassene Stadt. Ausser der Handvoll Juden, die sich in den Bunkern versteckt hielten, gab es keine Einwohner. So war Polens Hauptstadt für eine kurze Zeitspanne eine jüdische Stadt.

Unsere Posten wachten über den Ruinen und berichteten uns, was sie beobachtet hatten. Deutsche Patrouillen gingen durch die Trümmer. Nachts sah man nur Flammen und Rauch. Bei Tage konnten wir sehen, wie aus den Häusern alle noch irgendwie brauchbaren Gegenstände entfernt wurden. Grosse Lastwagen mit polnischen Arbeitern kamen täglich von Pruschkow, die Sachen abzuholen. Von den Lagerhäusern der Werterfassungsstelle wurde das gestohlene Gut nach Deutschland transportiert. Nachdem ein Gebäude völlig ausgeschlachtet war, wurden mit grossen Schläuchen Ströme von Benzin hineingespritzt, und das Gebäude wurde in Brand gesteckt.

Wir waren in einem Niemandsland zwischen der russischen und der deutschen Front. Um uns waren das Pfeifen von Schrapnells, das Explodieren von Granaten, der nahe Lärm von feuernden Tankgeschützen und der entferntere Donner der schweren Artillerie zu hören. Wir lebten in der dauernden Furcht, dass, auch wenn die deutschen Patrouillen uns nicht finden würden, eine verirrte Granate unserer kleinen Gemeinde ein Ende bereiten könnte.

Wir waren schon etwa vier Wochen im Bunker gewesen, als wir eines Tages dumpfe Schläge über unseren Köpfen hörten. Jemand grub in dem Schutt. Wir konnten unmissverständliche Stimmen hören, und zwar auf deutsch: «Da muss ein Keller drunter sein. Wahrscheinlich sind Leute drin.»

Panik entstand in unserem Bunker. Alle rannten in den Tunnel. Die Mitglieder unserer Schutztruppe mit den Maschinenpistolen liefen als erste davon. Alle übrigen blieben, den ganzen Tag zitternd, im Tunnel. Nach Dunkelwerden kroch ich vorsichtig nach der Öffnung, die in den Bunker führte. Der Ausgang war mit Brettern vernagelt. Die Kerle hatten uns nicht in den Tunnel zu folgen gewagt, weil sie wohl einen Hinterhalt befürchteten. Ich riss einige der Bretter los und trat in den Bunker. Er war völlig ausgeraubt. Die Räuber hatten alles mitgenommen, was wir besaßen.

Wir verbrachten die ganze Nacht im Tunnel und sann den darüber nach, wie wir hier am besten wegkommen und wo wir ein anderes Versteck finden könnten. Einige waren dafür, Chozha-Strasse Nr. 9 zu versuchen, wo wir einmal Lebensmittel gefunden hatten und mehr zu finden hofften. Andere wollten nach einer anderen Unterkunft suchen.

Um nach der Ghosha-Strasse zu gelangen, mussten wir den Drei-Kreuz-Platz überschreiten. Die Gegend war durch das fürchterlich brennende Gebäude der Taubstummschule hell erleuchtet. Wir wickelten Lumpen um unsere Füße, und in Gruppen zu dreien bewegten wir uns vorwärts, meist auf Händen und Knien rutschend, an den Mauern entlang, bis wir zum Drei-Kreuz-Platz kamen. Dann krochen wir auf dem Bauch hinüber. Während eine Gruppe den Weg zurücklegte, lag die andere im Schatten der Ruinen und wartete. Auf diese Weise erreichten zwölf von uns, darunter Guzik, Bialer, Tischebow und ich, das Haus in der Chozha-Strasse.

Wir verteilten uns zu dritt und viert auf die Keller des Hauses. Dort lagen wir bis zum Morgengrauen. Dann kletterten wir ins vierte Stockwerk hinauf. Die Treppen waren zertrümmert und hingen halb in der Luft. Drei Tage lang lebten wir ungestört in der Chozha-Strasse. Jeden Morgen kletterten wir nach oben, und am Abend krochen wir wieder hinunter in die Keller. Wir hielten nach einem besseren Platz Ausschau, wo wir uns für längere Wartezeit einnisten könnten.

Mit einem 26jährigen Mann, der sich im Bau von Ghetto bunkern spezialisiert hatte, ging ich eines Nachts durch die Tunnel, die unser Haus mit dem Block nach der Viltcha-Strasse verbanden. Ich kroch voraus und hielt eine Karbidlampe in der Hand. Plötzlich hörten wir auf Deutsch rufen: «Hände hoch! Stehenbleiben!»

Wir waren in dem blendenden Licht eines starkem Scheinwerfers gefangen. Ich sah zwei Helme. Maschinenpistolen waren auf uns gerichtet. Eine Sekunde lang dachte ich, meinen Revolver zu ziehen. Dann schleuderte ich mit aller Kraft meine Karbidlampe gegen den Scheinwerfer. Es gab einen Krach, und alles war in Dunkel gehüllt. Ich kroch schnell auf allen vieren nach einem Kohlenhaufen, an dem wir gerade vorbeigekommen waren. Da wühlte ich meinen Körper vollständig ein. Mehrere Stunden lag ich darin klopfenden Herzens. Ich hörte keine Schritte. Alles war ruhig und pechschwarz.

Um 4 Uhr in der Früh wagte ich mich heraus und kroch zu

unserem Versteck in der Chozha-Strasse zurück. Vier unserer Freunde, darunter Guzik und Tischebow, traf ich dort schlafend an. Die übrigen von der Gruppe waren durch den Lärm unseres Zusammenstosses mit den Deutschen erschreckt davongelaufen. Mein Gefährte von der Expedition konnte nirgends mehr gefunden werden. Ich habe nie erfahren, was mit ihm geschehen ist.

Wir mussten nunmehr dringend einen anderen Platz finden. Dazubleiben wäre zu gefährlich gewesen. Guzik, Tischebow und ich krochen durch die Keller des Häuserblocks. Im Hofe an der Ecke Viltcha- und Krutcha-Strasse fanden wir eine Quelle, die während des Aufstandes gegraben worden war. Wir blieben zunächst da in der Hoffnung, dass der Brunnen nicht von den Deutschen vergiftet worden war. Das Wasser war stinkig und verdreht, aber durch Abkochen konnten wir es brauchbar machen.

Der Keller hatte zwei Ausgänge, immer ein grosser Vorteil in einem Bunker. Wir waren alle drei erschöpft und missmutig und sehr geplagt von Läusen, die wir beim Herumkriechen in den Kellern und Ruinen aufgefangen hatten. Tischebow litt zudem an Durchfall, der ihn quälte – und uns auch. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten – und musste dauernd laufen. Trotz aller Schmerzen klomm er jeden Morgen mehrere Stockwerke hinauf, um vor den deutschen Patrouillen sicher zu sein. In den Kellern irgendwelche Spuren zurückzulassen, konnte den Tod bedeuten.

Guzik war völlig erschöpft und so masslos aufgeregt, dass ich fürchtete\* er würde den Verstand verlieren. Einmal während wir in einem oberen Stockwerk lagen, vernahmen wir deutlich schwere Schritte und Rufe. Wir drückten uns tiefer in die Ecke. Dann hörten wir sie die Treppe heraufkommen. Sie waren also hinter uns her. Wir stiegen höher und gelangten auf den Boden. Um von da weitzukommen, mussten wir ein grosses Loch, das quer über den ganzen Boden ging, überschreiten. Nicht weit davon lag eine zerbrochene Tür. Ich warf sie über die Öffnung und bildete damit eine schmale Brücke, zu beiden Seiten tiefe Schluchten. Tischebow und ich liefen hinüber. Aber Guzik stand da, am ganzen Leibe zitternd. Er konnte einfach nicht herüberkommen. Seine Füsse waren wie angewurzelt vor Schrecken. Wo ich die Kraft hernahm, weiss ich nicht, aber ich rannte zurück, warf ihn über meine Schultern und trug ihn über die wacklige Brücke. Dann zogen wir die Tür zu uns

herüber und verkrochen uns tiefer in dem Speicher. Dort blieben wir bis zum Abend.

Zwei Wochen lang hielten wir uns in den Kellern dieses Häuserblocks verborgen. Guzik drang in uns, wir sollten versuchen, zu einem Bunker an der Vspulna-Strasse zu kommen, wo er während des Aufstandes gewohnt hatte. Schliesslich machten wir uns zu einem Versuch auf. Unser Häuserblock umschloss einen Platz, doch war es nicht möglich, von einem Flügel zum anderen zu kommen, ohne an irgendeiner Stelle den Hof zu überqueren. Von der anderen Seite konnte man auf die Vspulna-Strasse gelangen.

Wir kamen an ein Tor im Hof. Als ich durchgehen wollte, sah ich plötzlich einen deutschen Soldaten und polnische Arbeiter vor mir. Ich wich zurück, und wir alle drei rannten zum gegenüberliegenden Ausgang. Vor uns konnten wir laute Rufe hören – wir waren von beiden Seiten eingeschlossen. Vom Hofe ertönte die laute Explosion einer Handgranate. Aber sie war nahe dem Ausgang an der Seite des Hofes geworfen worden, wo der Deutsche mich gesehen hatte. Offenbar hatte er nicht bemerkt, dass ich den Torweg zurückgelaufen war. Wir verschwanden in einem kleinen Keller und warteten, bereit, jeden Moment entdeckt zu werden. Das Gebäude über uns brannte. Hitze und Rauch drangen in den kleinen Raum. Fast erstickend lagen wir da. Wir wagten kaum zu atmen, horchten gespannt auf jeden Laut, auf jedes verhängnisvolle Anzeichen nahender Schritte.

Völlig erschöpft streckte sich Guzik hin und schlief ein. Er begann zu schnarchen. In der Grabesstille tönte uns sein Schnarchen wie Kanonendonner. Ich schüttelte ihn und versuchte, ihn zu wecken.

«Geht allein weiter», stöhnte er. «Lasst mich hier. Es geht mit mir sowieso zu Ende.»

Sein Stöhnen und Klagen machte noch mehr Lärm als sein Schnarchen. Dabei hörten wir vom Hofe her noch Geräusche.

Ich bedeckte seinen Mund mit meiner Hand. «Sei ruhig», zischte ich ihn an, «sei still, oder wir werden alle drei getötet werden.»

Als es dunkel wurde, entschlossen wir uns zu einem neuen Versuch, Guziks Bunker zu erreichen, diesmal durch die Strassen. Die Häuser auf beiden Seiten brannten. Stücke fielen herab vor unsere Füsse. Wir drückten uns an den Häuserwänden entlang,

stolperten über brennende Balken und Türen. Schliesslich erreichten wir das Haus in der Vspulna-Strasse, wo Guzik seinen Bunker gehabt hatte. Er war völlig zerstört.

Nach mehreren Tagen Umherirrens kehrten wir zu unserem alten Versteck in der Nähe der Quelle zurück. Der Vorrat an Lebensmitteln, den wir dort zurückgelassen hatten, war verschwunden. Wir durchsuchten die Nachbarkeller und stiessen auf ein Lager von herrlichen Sachen – Konservenbüchsen und Flaschen mit Fruchtsirup, eine unschätzbare Medizin gegen Dysenterie. Brot und Getreide waren nirgends zu finden.

Wir bereiteten uns eine Mahlzeit von den Kostbarkeiten. Es war höchste Zeit, dass wir etwas in den Leib bekamen; denn wir begannen schon, vor Hunger aufzublähen. An weitere Expeditionen, um ein besseres Versteck oder weitere Nahrungsmittel zu finden, war nun vorläufig nicht zu denken.

Guzik war wirklich dem Ende nahe.

Mit schwacher Stimme sagte er: «Lasst mich hier sterben. Ich habe keine Kraft mehr. Ich bin ganz erschöpft. Geht nur ohne mich weiter. Ich bitte euch nur noch um einen Gefallen. Hier ist mein Letzter Wille.»

Er zog ein Stück Papier heraus.

«Ich habe etwas Besitztum in Palästina. Erzählt meinem Sohn», fuhr er fort, «wenn ihr am Leben bleibt – wie ich dahingegangen bin. Einen Teil meiner Hinterlassenschaft will ich euch vermachen.»

«Ich trage schon eine Erbschaft mit mir herum – die Briefftasche von Sonja für ihren Sohn», erwiderte ich ihm. «Dies will ich tragen, weil Sonja nicht mehr lebt. Den Letzten Willen unserer ermordeten Genossin muss ich ausführen. Aber du, Guzik, du lebst noch und kannst weiterleben. Ich will weder dein Testament noch deine Erbschaft haben.»

So versuchte ich, ihn zu ermutigen, aber er hatte alle Hoffnung aufgegeben. In jener Situation konnte er nicht ahnen, dass er noch die Befreiung erleben – und bald danach bei einem Flugzeugunglück ums Leben kommen würde.

Es wurde Anfang Dezember. Eines Nachts fiel eine Menge Schnee. Wir wagten uns nicht mehr hinaus auf den Hof zur Quelle, weil unsere Fussspuren uns hätten verraten können. Wir fanden ein Brett, das lang genug war, um damit bis zur Quelle zu reichen. Mit aller Kraft hielten wir zu dritt das eine Ende des Brettes und kippten es sachte so über, dass das andere Ende auf die Quellmauer zu liegen kam. Darüber konnten wir zum Wasserschöpfen gehen, ohne

den Schnee zu berühren. Nach jedem Vorgang mussten wir natürlich das Brett wieder in unser Loch zurückziehen.

Nachts stand einer von uns Wache, während die andern beiden schliefen. Einmal hörte ich Schritte in der Nähe. Ich löschte meine Lampe aus und weckte meine beiden Kameraden. Aber es war schon zu spät, um den Raum zu verlassen. Wir waren so erschrocken, dass uns krampfhaftes Zittern überkam. Dies war sicherlich das Ende.

«Mietek, es sind Leute hier», hörten wir deutlich in Polnisch.

Als die Schritte und die Stimmen näher an die Tür kamen, zündete ich die Karbidlampe an, und wir hielten unsere Revolver schussbereit.

«Wer ist da?» hörten wir jemand fragen und sahen, wie der Lauf eines Revolvers durch den Türspalt geschoben wurde.

«Freunde», sagte ich. Ich stand dicht gegen die Wand gedrückt und richtete meinen Revolver auf die sich weiter öffnende Tür.

«*Amtcho?*» fragte die Person auf der anderen Seite der Tür auf Jiddisch.

Dies war Jargon, wie er in den letzten Jahren üblich geworden war, wenn eine Person die andere fragte: «Bist du Jude?»

«Ja», sagte ich darauf mit etwas mehr Zutrauen.

Die Tür flog weit auf, und jemand stürzte herein.

«Bernard!» Er warf sich mir um den Hals und küsste mich.

Es war Julek Smokowsky, der Schwarze Julek. Sein Vater war Transportarbeiter, ein Sympathisierender des Bundes. Mietek, sein Gefährte, war ein Lederarbeiter von Łódź. Seine Frau war die dritte in der Gruppe.

Alle sprachen erregt auf einmal. Sie bewohnten einen Bunker an der Vspulna-Strasse und waren auf Nahrungssuche wie alle die Ratten in den Kellern und Bunkern. Sie hatten unseren Kochdunst gerochen und waren ihm nachgegangen.

Zusammen mit ihnen gingen wir nach der Vspulna-Strasse. Zunächst brachten sie uns in einen Keller in der Nähe ihres Bunkers, während sie hingingen und die Mitbewohner fragen wollten, ob sie uns mitbringen dürften. Bald kamen sie zurück mit der Antwort, dass ich aufgenommen werden sollte. Aber ohne meine Kameraden zu gehen, lehnte ich ab. Später kam der Leiter des Bunkers mit zwei weiteren Mitbewohnern herüber, und wir besprachen die Sache. Sie willigten ein, uns alle drei zuzulassen. Einen Tag mussten wir jedoch noch in dem Keller bleiben. Sie verbrannten

unsere alten Kleider und gaben uns neue. Guzik und ich kamen in den Hauptbunker, Tischebow wurde in einem benachbarten untergebracht.

Es waren insgesamt 29 Personen in unserem Bunker. Alle Gesellschaftsschichten waren vertreten. Unter uns war ein griechischer Jude mit dem zweifelhaften Ruf eines vollendeten Taschendiebes. Er unterhielt uns manchmal durch Vorführungen seiner Geschicklichkeit. Es war auch eine christliche Frau da, die während des Aufstandes Juden in ihrem Hause versteckt gehalten hatte und nun lieber mit ihnen hierbleiben wollte, als nach Pruschkow zu gehen.

Viele der Mitbewohner kannten mich von den Unterstützungen her, die sie durch mich in der vergangenen Zeit bekommen hatten. Die beiden Leiter des Bunkers und manche andere kannte ich aus der Vorkriegszeit und den Ghettotagen. Der eine der Leiter hiess Matus Kulasch, sein Vater hatte ein bekanntes Fuhrunternehmen an der Grzibowska-Strasse gehabt. Matus' Frau und Kind waren auch im Bunker. Der andere Leiter hiess Jakob und hatte mit Matus zusammen im Ghetto einen Wagenpark unterhalten, mit dem sie die Müllabfuhr besorgt hatten. Dieses Unternehmen hatte sie in die Lage versetzt, Schmugglergeschäfte im grossen zu betreiben. – In den letzten Tagen der Warschauer Erhebung, als wir es zu einer unserer besonderen Aufgaben gemacht hatten, versteckten Juden zu helfen, hatte ich einmal Geld und Lebensmittel in einen Keller gebracht, in dem Jakobs und Matus' Familien untergebracht waren. Diese Tatsache war bei der Entscheidung über meine Zulassung in den Bunker zweifellos mit ins Gewicht gefallen.

Alles im Bunker war recht gut organisiert. Zur Erledigung der verschiedenen notwendigen Aufgaben waren die Insassen in Gruppen eingeteilt. Drei davon gingen abwechselnd auf die nächtlichen Exkursionen durch die Keller der Umgegend. Ein Ausschuss war da, um für Ordnung und Sauberkeit im Bunker zu sorgen, ein anderer für die Zubereitung des Essens.

In der kleinen Gemeinde waren die verschiedensten Charaktere und Menschen aller möglichen Überzeugungen beieinander. Doch waren die meisten durch die furchtbaren Erlebnisse, die sie mitgemacht hatten, kränklich, schwach, nervös und reizbar. Es fehlte auch hier natürlich nicht an Anlässen zu Streitereien. Besonders traten soziale Spannungen zutage.

Die Leiter zum Beispiel, die aus den niederen sozialen Schichten

kamen, waren der Meinung, dass die einst reichen Kaufleute, die Rechtsanwälte und anderen Intellektuellen jetzt einmal die schmutzigen Handarbeiten verrichten sollten, wie jede Nacht allen tagsüber angesammelten Dreck und die Exkremente hinauszuschaffen. «Ihr habt es euer ganzes Leben so leicht gehabt», höhnten sie, «nun könnt ihr auch einmal ein bisschen Dreckarbeit tun.»

Die Nahrungsmittel waren Gemeingut. Alles, was die Expeditionen heimbrachten, ging in den allgemeinen Vorrat. Kleidung aber und alle Wertgegenstände waren Eigentum der Person oder Gruppe, die sie fand. Mir wurde erzählt, dass die Leiter in verschiedenen Kellern grosse Mengen Kleider, Pelze, Seiden, Gold- und Silberwaren vergraben hätten, eine Beute von den Suchpartien.

Eines Nachts traf eine Gruppe bei ihrer Nahrungsmittelsuche durch die Keller auf mehrere Polen aus einem Nachbardorf, die nach Warschau gekommen waren, um in den Ruinen nach Geld, Juwelen und Kleidern zu suchen. Es war bekannt, dass viele Einwohner Warschaus ihre Wertsachen vergraben hatten, bevor sie die Stadt verliessen. Nun gab es Leute, die ihr Leben riskierten, bei Nacht und Nebel durch die deutsche Postenkette schlichen, um nach diesen verborgenen Schätzen zu suchen. Sie wurden «Schabrovniks» genannt, das Wort für Einbrecher in der Kaschemmensprache. Die Mitglieder der Expeditionsgruppe vom Bunker sprachen alle gut Polnisch. Sie begegneten den Schabrovniks freundlich und trafen ein Abkommen mit ihnen: Die Polen sollten Nahrungsmittel von ihrem Dorf mitbringen, dafür würden sie im Tausch die von der Gruppe gefundenen Wertgegenstände bekommen. Natürlich wurde ihnen nicht gesagt, wo sich unser Bunker befand. Der Treffpunkt wurde weit genug entfernt verabredet, um eine Entdeckung möglichst auszuschliessen.

Ein lebhafter Handel begann zwischen unserem Bunker und den Schabrovniks. Die Verbindung mit ihnen brachte uns in Berührung mit der Aussenwelt. Sie brachten uns Nachrichten, die sie über das geheime Radio gehört hatten. Einmal sogar gaben sie uns eine deutsche Zeitung. Der Tauschhandel war für beide Teile lohnend. Wir erhielten gute Lebensmittel, wie Fleisch, Butter, Fett, frisches Brot, und sparten die gefährlichen Expeditionen durch die Keller. Die Schabrovniks bekamen Wertsachen aller Art, ohne in den Trümmern danach graben zu müssen.

Andererseits ruinierte dieses Geschäft und die damit verbundene Änderung in unserer Wirtschaftslage unsere Gemeinschaft und schaffte böses Blut unter den Mitgliedern. Es wurden Artikel getauscht, die bislang als das Privateigentum derjenigen angesehen worden waren, die sie gefunden hatten. Die Besitzer bestanden nun darauf, dass die dafür erhaltenen Lebensmittel auch als ihr persönliches Eigentum anzusehen wären und nicht in den gemeinsamen Topf gehen sollten.

Die Schabrovniks nahmen ausser Waren auch bereitwillig amerikanische Dollars, aber keine polnischen Złotys. Auch das schuf Konflikte und Verdächtigungen innerhalb der Bunkergemeinde. Einige behaupteten, dass Guzik die Taschen voller Dollars hätte; war er doch Finanzdirektor des amerikanischen Joint Distribution Committee gewesen. Er sollte nun grosszügig von seinen Dollars zuschiessen. Die Ankläger übertrumpften einander. Einige warfen ihm vor, dass er im Ghetto nur wenig für die Juden getan habe. Andere gingen sogar so weit, zu behaupten, dass er mit der Gestapo in dem tragischen Schwindel mit den ausländischen Pässen des Polski-Hotels unter einer Decke gesteckt hätte. Die Verleumdungskampagne gegen Guzik nahm groteske Formen an, und die Atmosphäre im Bunker wurde zusehends schlimmer. Julek Smokowsky flüsterte mir zu, dass er eine Unterhaltung über Guzik angehört hatte. Einige Leute beabsichtigten, mit ihm nachts nach draussen zu gehen, ihm seine Dollars abzunehmen und ihn umzubringen.

Ich wandte allen mir zu Gebote stehenden Einfluss auf, argumentierte mit jedem, der sich an der Hetze beteiligt hatte. Schliesslich berief ich eine Sitzung aller Mitglieder des Bunkers und warnte sie vor den Konsequenzen eines Komplottes. Darauf liess der innere Zwist etwas nach.

Der Bunker war gut getarnt. Der Eingang war ein enges Loch, gerade gross genug, dass man sich hindurchzwängen konnte. Vor Sonnenaufgang gingen immer zwei Personen hin und bedeckten die Öffnung sorgsam mit Erde und Trümmern. In der Nähe wurde ein kleines Feuer angelegt, so dass es den Eindruck eines rauchenden Trümmerhaufens erweckte. Darauf begaben sich die beiden Leute zu ihrem Beobachtungsposten, hoch in einer Hausruine. Den ganzen Tag lagen sie dort auf der Lauer, in Regen und Kälte, von allen Seiten einem unerbittlichen Wind ausgesetzt. Sie beobachteten das unaufhörliche Artilleriefeuer der Russen und der Deut-

schen. Allabendlich lauschten wir ihren Berichten und suchten darin nach Anzeichen für Gefahr wie auch für Hoffnung.

Die Bunkerbewohner hegten die verschiedensten und buntesten Pläne für ihre Zukunft. Sie beklagten sich dauernd darüber, dass die amerikanischen Juden so wenig Hilfe geschickt hätten. Jetzt, nachdem Millionen von Juden hingemordet worden waren, würde da nicht für die Überlebenden ein um so grösserer Anteil herauspringen? Sie setzten dem armen Guzik mit eindringlichen Fragen über alle möglichen Informationen zu, auf die sie ihre Berechnungen stützen könnten. Wieviel Geld hatte das JDC gewöhnlich von Amerika bekommen? Wieviel, glaubte er, würde wohl nach dem Kriege geschickt werden? Sie jonglierten mit Zahlen, rechneten und stritten. Ob sie ein besseres Auskommen haben würden, als sie vor dem Kriege gehabt hatten, und wie würde die Welt dann aussehen?

Das Leben im Bunker ging inzwischen seinen «normalen» Lauf. Wir hatten auch einen Todesfall. Spiegelman – einer der ganz wenigen, die den Aufstand im Todeslager von Treblinka mitgemacht hatten und entkommen waren – holte sich in einer der nächtlichen Exkursionen eine schwere Erkältung. Er war aus einem brennenden Keller in den Dezemberfrost hinausgegangen, hatte Lungenentzündung bekommen und starb. In einer pechschwarzen Winternacht mühten wir uns ab, seine Leiche durch den engen Ausgang aus dem Bunker zu befördern. Schon für einen lebenden Menschen, der sich winden und drehen konnte, war es ein nicht ganz leichtes Unterfangen hindurchzukommen. Wir bereiteten dem Toten in einer benachbarten Ruine unter Balken und Ziegelsteinen ein Begräbnis. Für einige Augenblicke standen wir in stummer Trauer da. Einige sagten leise Gebete.

Wir führten unser unglückliches, unterirdisches Dasein in der Hoffnung, dass es bald zu einem Ende kommen würde. Seit der Warschauer Erhebung waren fast vier Monate verflossen. Über unseren Köpfen ging der Kampf zwischen den Russen und Deutschen weiter. Sicherlich würden diese binnen Kurzem aus Warschau vertrieben werden, und die Befreiung stand vor der Tür. So lagen wir in unserer Höhle, wartend und träumend.

Mitten in der Nacht des 16. Januar 1945 kam unsere Expedition zurück und berichtete von sonderbaren Vorgängen an der Marshalkowska-Strasse. Es seien Leute da, die russisch sprächen. Wir nahmen den Bericht skeptisch auf. Unterhaltungen in Russisch wären

noch kein sicheres Zeichen. Es könnten auch ukrainische Banditen sein, die auf der deutschen Seite standen, oder Abteilungen der General-Wlassow-Armee. Wir beschlossen, lieber bis zum Morgen grauen zu warten, bevor wir uns aus dem Bunker hervorwagen wollten. Niemand konnte mehr schlafen. Wir lagen in fieberhafter Erwartung.

Bei Tagesanbruch kamen unsere beiden regelmässigen Beobachter in grosser Erregung herein. Die russische Armee marschierte die Marshalkowska-Strasse hinunter!

Unter Freudentränen umarmten und küssten wir einander. Dann krochen wir endlich aus unseren Löchern heraus ans Tageslicht.

Die Strasse war voll von russischen Soldaten. Tanks, Kavallerie, Artillerie sausten vorüber, jagten dem Feinde nach. In langen Reihen zogen sie durch die Strassen, die von rauchenden Trümmern und brennenden Häusern umsäumt waren.

Die Stadt war am vorhergehenden Tag, am 15. Januar, befreit worden.

## X.

Ich eilte zum Bunker an der Shenna-Strasse, in dem ich vor fast vier Monaten meinen Platz an Frau Papierna abgetreten hatte. Ich schlug gegen die Mauern und rief laut, bekam aber keine Antwort. Ich bahnte mir einen Weg durch die Trümmer, hämmerte an alle Wände, schrie in alle Löcher hinein, aber nirgends erweckte ich einen Widerhall. An drei aufeinanderfolgenden Tagen kam ich an den Ort zurück und wiederholte mein Rufen und Klopfen. Ich wagte nicht, nach dem Bunker zu graben. Wenn noch jemand lebend darin sass, würde er auf das Geräusch des Grabens hin sicher erst schiessen und dann nachforschen, was vorging.

Am vierten Tage gelang es mir, sie aus dem Bunker herauszuholen. Sie alle waren fast nackt, halbtot und kaum wiederzuerkennen. Sie hatten mein Klopfen von Anfang an gehört, aber fest geglaubt, dass es Deutsche oder Polen waren, die ihnen auf die Spur gekommen waren. In ihrer Angst hatten sie sich nur noch tiefer in die Höhle verkrochen. Dabei waren sie in einen Abwasserkanal gekommen, wo sie 24 Stunden bis an die Knie in eiskaltem Schlamm gestanden hatten, von Furcht gelähmt – während die Freiheit sie am lichten Tag erwartete.

In der dritten Nacht war einer von ihnen vorsichtig herausgekrochen. Nahe beim Bunker hatte er zwei Polen getroffen und seine Maschinenpistole auf sie gerichtet. Sie hatten ihm zugerufen: «Was fürchtest du denn noch? Warum vergrabt ihr euch noch? Ihr seid doch seit drei Tagen frei!» Er hatte ihnen aber nicht glauben wollen. Mit seinem Gewehr schoss er auf sie und verwundete einen der beiden Polen. Dann war er «entflohen».

Von Tag zu Tag sah man mehr Zivilisten in der Stadt, meist Polen und nur wenige Juden. Von den fünfhundert Juden, die nach Beendigung des Warschauer Aufstandes in die Bunker gegangen waren, hatten nur zweihundert die Zeit überlebt. Viele Bunker waren durch Bagger ausgehoben, andere durch besonders trainierte Bluthunde aufgespürt oder durch Abhörapparate der Deutschen entdeckt worden. Manche Juden wurden durch Feuer oder Explosionen getötet, und eine Anzahl schliesslich war an Krankheiten oder Hungers gestorben.

Von denen, die nun noch lebend aus den Bunkern hervorkrochen, waren viele krank. Wir konnten ihnen weder Arzneimittel geben noch einen Platz verschaffen, um sie anständig zu betten. Die mit einer Dreckkruste bedeckten menschlichen Skelette – wunderbare Beispiele für die Beharrlichkeit des Lebens – bewegten sich wie Gespenster durch die Strassen. Nach einigen Tagen kam ein Transport mit Lebensmitteln und etwas Medikamenten von Lublin an. Damit konnte wenigstens in den allerdringlichsten Fällen geholfen werden.

In Praga wurde eine Stelle des Jüdischen Komitees eingerichtet, die an alle täglich ein Pfund Brot ausgab. Aus den Lagern begannen Juden anzukommen, noch in ihrer gestreiften Gefängniskleidung. Sie kamen aus Dörfern und Wäldern, von Partisanengruppen in Litauen und von Bialystok; auch von Russland erschienen welche mit einem Militärpassierschein. Die Polen strömten nun von Pruschkow zurück und von anderen Plätzen aus der Warschauer Umgebung. Jeder jagte nach den Wertsachen, die er in der Erde vergraben oder in seiner Wohnung versteckt hatte. Das meiste davon war verschwunden: verbrannt, vernichtet oder gestohlen.

Heftige Streitigkeiten begannen zwischen Polen und Juden über den Besitz von Wohnungen und Bunkern. Die Polen fanden die wenigen Gebäude, die stehengeblieben waren, von Juden besetzt, die als erste da waren und die besten Quartiere mit Beschlag belegt hatten. Die früheren Eigentümer kamen und trieben sie in die Keller zurück oder setzten sie auf die Strasse. Viele Juden kehrten in ihre Bunker zurück, da sie keine andere Unterkunft finden konnten. Hauseigentümer, die Juden hinaussetzten, bestanden meist darauf, dass diese alle ihre Habe, einschliesslich angesammelter Lebensmittelvorräte, in der Wohnung zurückliessen.

Ich bekam die Ruhr, und das machte es mir bei meinem ohnehin geschwächten Zustand nicht länger möglich, mich weiterzuschleppen. Meine Füsse schmerzten mich sehr. Die Genossin Luba Byelitzka, Abrasha Blums Witwe, und ihre Schwester Riva nahmen mich in ihrer Wohnung in Shvider auf. Zwei Wochen lang pflegten sie mich liebevoll, bis ich allmählich wieder zu Kräften kam.

Mittlerweile kamen mehr Leute nach Warschau zurück. Juden belagerten das Jüdische Komitee, weinten, schrien, klagten und bettelten um einen Anzug, ein Brot, einen Platz zum Schlafen. Das

Komitee hatte nur geringe Mittel und war nicht in der Lage, den Unglücklichen auch nur das Allernotwendigste zu verschaffen.

Die grosse Mehrzahl der Polen stand den überlebenden Juden feindlich gegenüber. Dauernd konnte man hören: «Was, noch so viele Juden! Wo kommen die alle her?» Antisemitismus zeigte sich überall. Den zurückkehrenden Juden wurde bedeutet, dass sie überflüssig waren, dass jedes Stück Brot, das sie in den Mund steckten, einem besseren Menschen als ihnen weggenommen würde!

Auf den Strassen kamen wieder Verkaufsstände mit allerlei Waren zum Vorschein. Der Handel lag ausschliesslich in der Hand von Polen. In einer solchen Atmosphäre wagten die Juden nicht, in Konkurrenz zu treten. Der Schwarze Markt wurde ausnahmslos von Polen betrieben. An belebten Strassenecken standen sie und riefen laut auf Polnisch aus: «Kaufe Dollars, Gold und Diamanten. Suche Fertigwaren, Textilien!»

Juden hatten Angst, offen Jiddisch zu sprechen. Eines Tages ging ich mit einem Genossen auf der Strasse und unterhielt mich auf Jiddisch mit ihm, da rief uns jemand eine starke Beleidigung zu. Wir gaben es ihm ebenso scharf zurück, worauf er sich an einen Polizisten wandte, der uns zur Polizeistation führte. Dort wurde uns von obenherab erklärt, dass es «nicht ratsam» für Juden wäre, auf der Strasse Jiddisch zu sprechen.

Mit meinen Freunden aus der Untergrundbewegung, mit Sozialisten, Kommunisten und anderen, sprach ich über diese peinlichen Anzeichen von steigendem Antisemitismus. Einige schoben es auf Hitler: «So viele Jahre der vergiftenden Hasspropaganda!» Andere wieder schrieben es der Furcht vor dem Kommunismus zu: «Ihr kennt ja die alte Behauptung der polnischen Reaktionäre: alle Bolschewisten sind Juden.»

Unsere Beschwerden wurden von unseren polnischen Freunden verständnisvoll hingenommen, aber keine Aktion gegen die antijüdische Welle wurde eingeleitet. Es gab zu viel anderes zu tun! Nach den Jahren des Blutvergiessens und Terrors, während welcher jede menschliche Regung erstickt worden war, war das moralische Niveau des befreiten polnischen Volkes sehr gesunken. Auch die Haltung der Befreier, der Soldaten der Roten Armee, trug weiter zur Demoralisierung der Bevölkerung bei.

Das Chaos, die Anarchie des Wirtschaftslebens in Polen und die Unzufriedenheit und Enttäuschung der Leute wurden durch die

Massnahmen der neuen Herrscher noch verstärkt. Sie begannen damit, die Einrichtungen und Maschinen der Fabriken von Łódź und anderen industriellen Zentren abzumontieren. Der wirtschaftliche Ruin, den die Deutschen in fünf Jahren Raubbau angerichtet hatten, wurde noch verschlimmert. Die Arbeitslosigkeit nahm zu.

Als nächstes mussten wir feststellen, dass die Befreier nun auch noch eine politische Demoralisierung hinzufügten. Mit der russischen Besetzung kamen Leute ins Land, die beanspruchten, im Namen des Bundes zu sprechen. Ohne die Mitglieder zu befragen, gingen sie daran, die politischen Richtlinien des Bundes umzustossen und sie der «Linie» der von der Sowjetunion gestützten Lubliner Regierung anzugleichen. Durch all die schwierigen Zeiten unter der deutschen Besetzung waren wir darauf bedacht gewesen, unsere Organisation als eine demokratische politische Partei zu erhalten. Die politischen Entscheidungen hatten wir stets nur nach Diskussionen und Beratungen, oft im Schatten des Todes, gefällt. Die neuen Männer etablierten sich mit Hilfe der Sowjetbehörden als «der Bund», und die Erklärungen, die sie in unserem Namen abgaben, waren ein Hohn auf jene treuen Mitglieder, die die langen Jahre des Leidens hindurch die Ausdauernden gewesen waren.

Das NKWD, die sowjetische Geheimpolizei, nahm Massenverhaftungen von Menschen vor, die im Verdacht standen, der «Armia Kryowa», der militärischen Organisation der polnischen Exilregierung in London, angehört zu haben. Sie warfen Kämpfer der Widerstandsbewegung, Mitglieder der Polnischen Sozialistischen Partei und der Bauernpartei – überhaupt alle, die es ablehnten, sich gleichschalten zu lassen und die «Linie» der Lubliner provisorischen Regierung mitzumachen, ins Gefängnis. Diese Welle politischen Terrors vervollständigte das Chaos.

Mit fast physischem Schmerz empfand ich die tragische Nachricht, dass unser teurer Genosse Leon Feiner im Lubliner Krankenhaus gestorben war. Nach der Befreiung Warschaws war ich einmal zu einer politischen Konferenz nach Lublin gekommen und hatte ihn bei der Gelegenheit besuchen können. Zum letztenmal hatte ich das bleiche, eingesunkene, von Krankheit zerquälte Gesicht gesehen, mit den blauen, schon abwesend starrenden Augen. Bis zum letzten Atemzug hatte dieser fast legendäre Held des illegalen

Kampfes mit den schmerzlichen Problemen seines Volkes gerungen. Ausgebrannt durch die physische und geistige Überanstrengung der letzten fünf Jahre hatte er gerade lange genug gelebt, um die Befreiung zu sehen und dann in Frieden zu scheiden.

Genosse Herman Kirschenbaum, ein Führer des Bundes in Kutno und Mitkämpfer in der Warschauer Untergrundbewegung, war im Aufstand gefallen. Zusammen mit anderen war er irgendwo in einem Hinterhof in Zholibosh begraben worden. Auf dem Grab war eine Holztafel angebracht worden. Seine Witwe Eva, Mitglied des Kutnoer Stadtrates, bat darum, dass seine Leiche nach dem Jüdischen Friedhof übergeführt würde.

Die Strassenverbindung mit Zholibosh war noch nicht wiederhergestellt worden. Die Wege waren mit Trümmern überschüttet, durch Trichter und Gräben unterbrochen. Es dauerte mehrere Wochen, die nötigen Vorbereitungen zu erledigen. Endlich, an einem nebligen Märzorgen 1945, gingen wir hin, die Leiche unseres gefallenen Genossen zu holen. In einem Auto sassen die Witwe, Frau Schefner, Genosse Fischgrund, ein Vetter des Toten, und ich. Die Strasse war verlassen. Wir holperten über Trümmerstücke, durch Furchen und Löcher. Bei der Unterführung am Danziger Bahnhof hatte Eva Kirschenbaum eine Herzattacke. Wir liessen sie bewusstlos im Hause eines Arztes in Zholibosh zusammen mit Frau Schefner zurück. Dann Setzten wir unseren Weg fort, das Grab aufzusuchen.

Unter grossen Schwierigkeiten fanden wir die Holztafel, die das schneebedeckte Grab des Genossen Kirschenbaum unter Dutzenden von anderen andeutete. Einige Christen aus der Nachbarschaft halfen uns, den Leichnam auszugraben, und erwiesen unserem toten Genossen die letzte Ehre.

Es nahm viel Zeit, über die Felder und Strassen zum Jüdischen Friedhof zu kommen. Dort fanden wir alles in trostloser Verlassenheit vor. Es gab viele offene Gräber. Löcher waren unter Grabsteine gegraben worden, wo Leichenfledderer nach Goldzähnen von Toten gesucht hatten. Nahe an der Friedhofsmauer, bei der Leichenhalle, kam ich an einer halb verwesenen Leiche in Lumpen vorüber, die verscharrt im Schlamm steckte. Das Geschlechtsteil war blossgelegt. Die Mörder hatten eine einfache Art, die Zugehörigkeit ihrer Opfer festzustellen.

Wir gingen die rostigen Eisenbahngeleise entlang, über die die Nazis nach dem Aufstand ihre Beute aus dem Ghetto geleitet hat-

ten. Als ich an einer steinernen Grabkammer vorüberging, sprangen mehrere grosse Katzen heraus. Mir wurde übel bei dem Gedanken, dass sie da nicht an Nahrungsmangel gelitten hatten.

Unweit des Grabes von Beynisch Michalewitsch fanden wir ein Stückchen Grund. Hier begruben wir einen seiner besten Schüler, Herman Kirschenbaum, der bis zum letzten dem geistigen Erbe seines grossen Lehrers treu gewesen war. Dann eilten wir zurück nach Zholibosh voll Besorgnis über den Zustand der Genossin Eva. Bleich trat uns Frau Schefner entgegen und sagte, dass Eva tot sei. Der Arzt bestand darauf, dass wir sie sofort aus seinem Hause herausbrachten. Wir waren wie vor den Kopf geschlagen und wussten nicht, wo wir die Leiche über Nacht lassen sollten. Es war eine Beleidigung an der Toten, ihren noch warmen Körper zu Grabe zu tragen. Aber uns blieb nichts anderes übrig. Wir kehrten zum Friedhof zurück und legten die tote Genossin an die Seite ihres geliebten Mannes.

Im April 1945 organisierte die polnische Regierung eine Gedenkfeier zum zweiten Jahrestag des Ghettoaufstandes. Die Feier fand in Praga in einer Halle an der Enginierska-Strasse statt. Ich ging mit Riva Byelitzka hin.

Auf dem Wege dorthin trafen wir Major Rugg, der während der Warschauer Erhebung der Leiter des Kommissariats an der Koschikowa-Strasse gewesen war und bei der Unterstützung bedürftiger Juden mitgeholfen hatte. Er schien übergücklich, uns wiederzusehen, und fragte mich nach verschiedenen Genossen und dem Stand unserer Organisation. Er stellte mir seinen Begleiter vor, der ein polnischer Ingenieur und ein Führer der Bauernbewegung sei. Wir vier gingen dann zusammen zur Gedenkfeier.

Rugg wollte mich wiedertreffen und bestand darauf, dass wir eine feste Verabredung träfen. An einem Tag der kommenden Woche um 11 Uhr vormittags wollten wir uns in einem Café in Praga wiedersehen. Als ich mich am festgesetzten Tag nach Praga begab, traf ich auf dem Bahnhof Ruggs Freund, den Ingenieur, zusammen mit vier anderen Männern; einer davon war in der Uniform eines Hauptmanns der polnischen Armee. Es schien, dass sie auch auf dem Wege dorthin waren. Als ich in das Café kam, wo ich Rugg treffen sollte, fanden sie sich da ein. Sie erklärten mir, dass Rugg sich hier mit ihnen zur selben Zeit wie mit mir verabredet hatte.

Wir setzten uns an einen Tisch und bestellten Tee. Rugg kam zu spät und entschuldigte sich umständlich. Da sahen wir auch schon einen Lastwagen mit Beamten des NKWD ankommen. Vorbei an den erstaunt aufblickenden Gästen des Lokals kamen sie direkt auf unseren Tisch zu. Mit vorgehaltenen Revolvern verlangten sie unsere Papiere. Ohne diese näher anzusehen, steckten sie sie ein und befahlen uns kurzerhand mitzukommen.

Das war alles sehr seltsam, besonders aber Major Ruggs ruhige, sorglose Miene bei diesem Vorgang.

Als wir nebeneinander auf das Lastauto zingingen, fragte ich ihn: «Was soll denn das alles bedeuten?»

«Sei ruhig», flüsterte er, «sag ihnen nur, dass du mein Vetter seiest. Dir wird nichts geschehen.»

Die Männer nahmen uns mit zum NKWD-Gebäude und schlossen uns in einen leeren Raum ein. Nicht einmal ein Stuhl zum Sitzen war darin. Die Wachen verboten uns, miteinander zu sprechen und unsere Hände in die Tasche zu stecken. So standen wir stumm da, mehrere Stunden, und warteten.

Endlich wurden wir einzeln und in grossen Zeitabständen herausgerufen. Keiner, der herausgeholt worden war, kehrte in den Raum zurück. Ich kam als letzter an die Reihe.

Sie führten mich in einen einfach ausgestatteten Raum. Hinter einem Tisch sassen zwei Offiziere. Ein dritter ging im Hintergrund auf und ab. Alle paar Minuten kam ein Soldat herein, gewöhnlich mit einem Revolver hantierend. Er betrachtete mein Gesicht, ohne ein Wort zu sagen, und ging wieder hinaus. Nach langem Schweigen begann das Verhör.

Sie stellten die üblichen Fragen.

Ich sagte ihnen, dass ich Jude wäre, dass der Name auf meinem polnischen Pass nicht mein richtiger wäre und ich Bernard Goldstein hiesse.

«Warum haben Sie einen gefälschten Pass?»

Ich erklärte, dass viele Juden unter der Hitlerherrschaft versucht hätten, ihr Leben mit falschen Papieren zu retten.

«Ah!» antwortete der das Verhör leitende Offizier in einem Ton, der ganz offenbar andeuten sollte, dass er kein Wort davon glaubte. «Wer sind die Leute, mit denen Sie am Tisch sassen?»

«Ich kenne nur den Namen eines davon, der mir von Major Rugg vorgestellt wurde.»

«Wie haben Sie Major Rugg kennengelernt?»

«Er ist ein Freund von mir. Ich kenne ihn seit dem Aufstand.»  
«Worüber sprachen Sie in dem Café? Was für eine Konferenz war das?»

«Wir hatten keine Gelegenheit, über irgend etwas zu sprechen. Es war keine Konferenz. Sobald ich mit Rugg Platz nahm, kamen Sie herein und verhafteten uns.»

«Welcher Partei gehören Sie an?»

«Dem Bund.»

«Was für einem Bund? Sind Sie dabei, einen Aufstand vorzubereiten?» Er spielte mit dem Wort Bund in der russischen Bedeutung.

Ich versuchte zu erklären. «Der Bund ist der Name der Jüdischen Arbeiter-Partei.»

«Ah!» machte er wieder und tat, als ob er gerade etwas Seltsames und Interessantes erfahren hätte.

Der Offizier drückte die Klingel. Ein Soldat trat ein und führte mich zurück in den leeren Raum. Ich wurde anschliessend noch mehreremal zum Verhör herausgeholt. Es wurden immer wieder dieselben Fragen gestellt. Spät am Abend kam eine Wache und befahl mir, ihr zu folgen. Ich wurde durch dunkle Korridore zur Ausgangstür des Gebäudes geführt. Der Soldat sagte: «Sie sind frei. Sie können gehen.»

«Aber meinen Pass!» rief ich voller Verzweiflung. «Sie haben mir meinen Pass nicht zurückgegeben.»

«Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?» herrschte er mich an. Er führte mich wieder hinein, holte meinen Pass und befahl mir zu gehen.

Der Ekel stieg mir hoch, ich fühlte einen Widerwillen gegen mich selber und die ganze Welt. Ich zitterte am ganzen Körper. Bitteres Schluchzen schnürte mir die Kehle zu.

Auf der Strasse wartete Rugg auf mich. «Du siehst, ich habe dir doch gesagt, dass sie dich wieder freilassen würden.»

Er wollte ein neues Treffen mit mir verabreden. Ich sagte ihm nur, er sollte mich in Ruhe lassen. Ich wäre viel zu aufgeregt, um mit ihm jetzt noch weiter zu sprechen.

Später erfuhr ich, dass alle, die mit mir zusammen im Café verhaftet worden waren, aktiv in der Untergrund-Bauernbewegung gewesen waren. Man sah sie nie wieder.

Ich begab mich extra nach Podkowa-Leshna zum Sekretariat der PPS-Oppositionsgruppe, um über Major Rugg Erkundigungen einzuholen. Dort wurde mir der zweifelsfreie Nachweis geliefert, dass er jetzt als Agent des NKWD tätig war und die polnischen politi-

schen Parteien bespitzelte. Dabei bediente er sich der Kenntnisse und Bekanntschaften, die er sich in der Untergrundbewegung während der Besatzungszeit erworben hatte.

Es war klar, dass das NKWD mit mir ein Katze-und-Maus-Spiel trieb. Sie wussten genau, was der Bund war und wer ich war. Die Polnische Kommunistische Partei hatte einst ein offizielles Todesurteil über mich verhängt. Solche Ehre wurde nicht jedem Beliebigen angetan. Sicherlich hatte das NKWD auch dies in seinen Akten.

Einige Genossen, die von Russland zurückgekommen waren, hatten mir berichtet, dass sie im Verlauf von «Verhören» durch das NKWD über mich befragt worden waren. Sie drangen in mich, so schnell wie möglich aus Polen und überhaupt aus dem Bereich der Sowjetbehörde wegzugehen. Ich hatte alle solche Vorschläge abgelehnt – anfangs.

Auf Versammlungen des Bundes sprach ich ebenso offen wie bitter über die Ermordung von Erlich und Alter. Ich machte auch kein Geheimnis aus meinem Groll über den «neuen Kurs» des Bundes. Dabei wusste ich, dass einige der neuen «Genossen» alle meine Äusserungen für die Akten des NKWD notierten. Ich fühlte mich von Spitzeln und Polizeiagenten umgeben. Meine Verhaftung, so schien mir, war nur eine Probe aufs Exempel. Es war offensichtlich ihre Absicht, mich irrezuführen und wohl auch den Boden für eine zweite Verhaftung vorzubereiten. Im Augenblick konnte ich mich noch frei bewegen. Man brauchte die Dinge nicht zu überstürzen; ich war ja sicher in ihren Fängen.

Freiheit bedeutete für mich Aktivität. Nun durfte ich nicht mehr wagen, mich mit Genossen der polnischen Untergrundbewegung zu treffen. Es gab anscheinend kein Ausweichen vor Rugg. Wo immer ich ging, tauchte er plötzlich auf. Er zeigte sich jedesmal überaus erfreut, mich zu sehen, und aufs Freundlichste fragte er mich nach den verschiedenen Genossen. Sicherlich war Rugg einer der tüchtigsten Agenten des NKWD. Später erfuhr ich, dass er es war, der die aufsehenerregende Verhaftung der sechzehn Führer der polnischen Untergrundbewegung eingefädelt hatte, als sie sich in einem Flugzeug auf dem Wege nach Moskau zu einer «Konferenz» befanden.

Es war klar, dass dieser elende Wicht es darauf abgesehen hatte, mich in seinen Spionagedienst einzuspannen. Jede Person, mit der ich zusammen gesehen wurde, lief Gefahr, zu einem Ver-

hör abgeholt oder verhaftet zu werden. Ich versuchte, mich möglichst zu isolieren und Rugg jeden Faden abzuschneiden, der zu Freunden der sozialistischen und der Bauernbewegung führen konnte. Die Herren des NKWD sollten sich in mir verrechnet haben, wenn sie glaubten, dass ich ihnen als freier Mann nützlicher denn als ihr Gefangener sein würde. Aber freiwillig alte Genossen zu meiden und aus eigenem Entschluss politisch untätig zu sein, wurde mir mehr und mehr zuwider. Noch weniger hatte ich Lust, auf die unausbleibliche Verhaftung zu warten. Wenn Henrik Erlich und Viktor Alter als «Naziagenten» hingerichtet werden konnten, welche Hoffnung bestand da für mich? Viele sozialistische Genossen befanden sich bereits in polnischen Gefängnissen. Sollte ich nur warten, bis die Reihe an mich kam?

Ruggs unwillkommene Aufmerksamkeit, der unverhohlene Antisemitismus der breiten Masse des polnischen Volkes, die Atmosphäre politischer und geistiger Drosselung, die von dem neuen Polizeiregime geübt wurde, alles das machte mir Warschau und Polen nicht länger erträglich. Das war nicht die Befreiung, auf die wir fünf lange, schreckliche Jahre gehofft hatten, für die wir uns auf den Stand der kümmerlichsten Tiere hatten erniedrigen lassen, nur um zu überleben!

Unter den Nazis hatten wir unsere Heimat verloren. Das Leben von Millionen von Männern, Frauen und Kindern war geopfert worden – ein ganzes Volk, Opfer des Verbrechens gegen die Menschlichkeit, so unermesslich, so ungeheuerlich, dass dagegen die Grausamkeiten des dunkelsten Mittelalters verblassten. Jetzt aber waren wir dabei, den Glauben zu verlieren, dass nach all dem Leid und Schrecken, nach dem Alpdruck der Hilflosigkeit, endlich ein Tag der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und der Brüderlichkeit heraufziehen würde. Jener Glaube, jenes Verlangen, noch einmal aufrecht zu stehen mit dem Antlitz dem Lichte zugewandt, hatte uns den Willen zum Ausharren in den schlimmsten Stunden der Schreckensherrschaft gegeben.

Der Entschluss, Polen zu verlassen, war der schmerzlichste meines ganzen Lebens. Ich brauchte viele, lange Stunden quälenden Überlegens, um mich durchzuringen. Aber nachdem ich einmal den Entschluss gefasst hatte, fühlte ich eine Last von mir fallen. Nun lag mir daran, so schnell wie möglich wegzukommen.

Bevor ich Warschau verliess, nahm ich an einer Gedenkfeier

für das Ghetto teil, die von der Jüdischen Kampforganisation veranstaltet wurde. In den Ruinen nahe bei dem ehemaligen Gefängnis an der Zamenhof-Strasse, dem einzigen erkennbaren Teil eines noch stehenden Gebäudes, stand ich in einer Gruppe enger Genossen, die an dem Aufstand und dem Kampf der jüdischen Untergrundbewegung teilgenommen hatten. Um uns in weitem Umkreis waren staubige Ruinen, nichts als Ruinen. Es war kaum vorstellbar, dass eine Zerstörung so vollständig sein konnte.

Mein ganzes Leben hatte sich in dem lebendigen Strom abgespielt, der durch diese Strassen und Gassen einst geflossen war. Ich kannte jede Ecke, jedes Haus, jeden Pflasterstein. Wo war das alles geblieben? Wo waren die Nalefky-, Franciskanska-, Zamenhof-, Nowolipya-, Karmelitzka-Strasse? Wo die zahllosen Gassen und Gässchen, die immer mit dem Lärm des Lebens angefüllt gewesen waren, manchmal fröhlich, manchmal traurig, aber immer brausend und lebhaft? Alles war zu Staub geworden. Man konnte nicht einmal mehr angeben, wo die Strassen gewesen waren. Eine Trümmerallee glich der andern.

Ich fühlte tiefen und bitteren Schmerz. Der blaue Himmel und der lichte Frühlingstag schienen unserer zu spotten. Ich empfand die einsame Leere eines vom Körper gelösten Geistes, der nach der Katastrophe ziellos über den Ruinen schwebt.

Wer hatte schliesslich die Nazis um ihren Triumph gebracht? Jene, die unter den umgestürzten Steinen verwesten oder zu Asche in diesen Totengruben geworden waren – oder ich, der ich verurteilt war, meine Tage und Nächte in der quälenden Erinnerung an das Gewesene zu verbringen?

Dies war das Ende. Dies war die Schlussabrechnung von Hunderten von Generationen des Lebens und des Aufbaues, von Religion, Thora, von Frömmigkeit und Freidenkertum, von Zionismus und Bundismus, von Kämpfen und Ringen, von Hoffnungen eines ganzen Volkes – dieses – dieser grosse Schutthaufen.

Ich blickte umher nach dem, was die Juden von Warschau gewesen waren. Eine Hoffnung fühlte ich da, und ich fühle sie auch jetzt. Möge dieses Meer der gähnenden Leere auf brodeln und überschäumen, möge es die ewige Verdammnis über die Mörder und Räuber hinaussschreien, möge es auf immerdar die Schande der zivilisierten Welt kundtun, die alles das ansah und anhörte und dabei unbeweglich und stumm blieb.

Wie ein Dieb in der Nacht schlich ich mich aus der Stadt, die mein Leben gewesen war und die noch unter ihren Trümmern und ihrer Asche meine Seele gefangenhält. Mit einem falschen tschechischen Pass, auf den Namen Malinovsky, machte ich mich auf den Weg nach Prag. Ich hatte keinen festen Plan. Ich war nur getrieben von der Überzeugung, dass jener Wille zum Leben, der mich durch fünf Jahre Hölle geschleust hatte, mich nicht einen Augenblick länger in dieser hohnsprechenden, schändlichen Täuschung, «Befreiung» geheissen, halten würde.

In Prag bat ich den Sekretär der Tschechischen Sozialdemokratischen Partei, meine Freunde in New York durch ein Kabel über meine Situation zu unterrichten. Er zeigte sich sehr teilnahmsvoll, doch wies er darauf hin, dass noch das Kriegsrecht gelte. Nur die allerdringendsten Telegramme würden durchgelassen und diese genauestens von den russischen Behörden durchgesehen. Er riet mir zu warten, bis die Kontrollen etwas nachliessen, und dann würde er alles, was in seiner Macht stünde, für mich tun. Nur warten, gerade das konnte ich nicht. Weder meine innere Ruhelosigkeit noch das unangenehme Gefühl, jederzeit vom NKWD aufgegriffen werden zu können, liessen das zu. Was für eine Erklärung hätte ich vorbringen können, die den falschen Namen und die falschen Papiere gerechtfertigt erscheinen lassen würden?

Die Hoffnungen und Befürchtungen der Flüchtlinge und Verschleppten, die in den Strassen Prags umherirrten, fielen und stiegen entsprechend der Flut der Gerüchte und der mehr oder weniger richtigen Meldungen. Ich hörte von zwei Repatriierungszentren in der amerikanischen Zone der Tschechoslowakei, nahe bei Pilsen. Das eine sei für Menschen vom Osten Europas, hauptsächlich Polen, und das andere für Westeuropäer. Mit Sicherheit wurde dies von jemandem behauptet, der selber die Läger gesehen hatte.

Die Idee war verlockend. Ich hatte wenig zu verlieren. Wenn es mir gelänge, in das Lager für Westeuropäer zu kommen, würde ich eine weit bessere Gelegenheit haben, mit jenen Freunden in Verbindung zu treten, die Polen bei Ausbruch des Krieges nach Übersee verlassen hatten. Sie waren nun die einzigen, an die ich mich um Hilfe wenden konnte.

Ohne grosse Schwierigkeiten überschritt ich die militärische Zonengrenze. In Pilsen jedoch stiess ich auf Granit. Die verdutzten Beamten des amerikanischen Repatriierungsbüros lehnten mein Ansinnen in höchster Verwunderung ab. Das war denn doch zu-

viel! Ein Tscheche ersuchte in seinem eigenen Lande um Zulassung in ein Repatriierungslager für heimatvertriebene Ausländer. Ich wandte ein, dass meine ganze Familie und alle meine Freunde umgekommen wären und ich niemanden mehr in der Tschechoslowakei hätte. Die einzigen Menschen, zu denen ich jetzt gehen könnte, wären Verwandte in – in Holland. Der Reihe nach wurde ich von den Beamten, an die ich mich wandte, abgewiesen. Aber ich liess nicht nach und suchte den nächsten auf in der vagen Hoffnung, doch vielleicht noch Glück zu haben. Einer von ihnen schlug mir dann vor, dass er, wenn ich in der Tschechoslowakei wirklich so allein wäre und Hilfe brauchte, meine Zulassung ins Lager für Osteuropäer möglicherweise durchsetzen könnte. Ich lehnte hastig dankend ab.

Schliesslich geriet ich an einen Sergeanten der amerikanischen Armee. Er war Jude und verstand gerade genug Jiddisch, um herauszubekommen, was ich wollte. Er zeigte grosses Mitgefühl und war gewillt, die Angelegenheit seinem Vorgesetzten zu unterbreiten, obwohl dies eigentlich ein nicht zulässiger Weg war. Ich wartete eine Ewigkeit auf ihn, bis er dann mit einem Zettel in der Hand zurückkam. Mit diesem Papier, so erklärte er mir, würde ich ins Lager hineinkommen. Aber die Reise nach Holland wäre ganz und gar Sache der holländischen Behörden, die meinen Fall zu prüfen hätten.

Einmal im Lager zugelassen, hatte man nichts anderes zu tun, als zu warten. Ein Gesuch an die holländischen Behörden zu richten, kam für mich nicht in Frage. Das würde wahrscheinlich eine genaue Nachforschung heraufbeschwören und mit einer Rückreise nach Polen enden. Das Lager war immerhin ein guter Platz, sich auszuruhen. Ich war müde vom Umherlaufen und Verstecken und vom Horchen auf das Geräusch verdächtiger Schritte. Mein ganzer Körper schrie nach Ruhe. Das Gehen bereitete mir Schmerzen, meine Füsse waren immer noch geschwollen.

In dem Repatriierungslager gab es gegen fünfhundert Menschen, die in Baracken, nach Staatsangehörigkeit getrennt, untergebracht waren. Ich wurde in einen kleinen Schlafsaal eingewiesen, in dem etwa fünfzehn Männer auf ihre Repatriierung nach Holland warteten. Gutes Essen, Ruhe und der freundliche Sonnenschein in der Tschechoslowakei gossen mir frische Kraft in Leib und Seele, so dass ich mich sehr bald wieder gesund fühlte.

Abgesehen von ein paar anderen, die sich hier eingeschmuggelt hatten, waren die Insassen des Lagers alle Westeuropäer, die als Zwangsarbeiter von den Nazis ins Land gebracht worden waren. Sie warteten sehnsüchtig auf die Rückkehr nach der Heimat und zur Familie, von der sie lange Jahre getrennt waren.

Ich konnte ein Gefühl des Neides auf diese Menschen um mich nicht unterdrücken, die alle mit Vorbereitungen für die Heimreise beschäftigt waren. Ihre Träume gingen nun in Erfüllung. Sie füllten Formulare aus, schrieben Briefe und malten sich aus, laut und fröhlich, wie ihre Bekannten daheim und ihre vertrauten Dörfer und Städte wohl nach diesen Jahren des Krieges aussehen würden. Vorfreude strahlte auf ihren Gesichtern. An den Tischen im Speisesaal und auf den Bänken und Betten in den Wohnbaracken hörte man sie unausgesetzt von Heimat und Familie sprechen. Im Geiste umarmte schon jeder seine Lieben und konnte seine fliegende Phantasie dem schwerfälligen Tempo des Repatriierungsapparates nicht anpassen.

Sie alle eilten der Heimat zu. Ich aber beeilte mich, von der Heimat wegzukommen. Es war schon ein ungewöhnlich grosses Glück, dass ich in das Pilsenlager gekommen war, das unter amerikanischem Schutz stand, nur 14 Tage nachdem ich Warschau verlassen hatte. Ich empfand es dankbar, dennoch konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass es ein leerer Erfolg war. Ich konnte nicht sehen, was danach kommen sollte. Für die anderen war es der Heimweg. Für mich war es eine Sackgasse.

Nach einigen Tagen wurde ich näher mit einem freundlichen, jungen Belgier von etwa 30 Jahren bekannt. Er hiess Pierre. Er hatte mehrere Jahre in einem Lager für Zwangsarbeiter zugebracht. Die Repatriierungsformalitäten waren für ihn nun erledigt und alle seine Papiere in Ordnung. Er wartete voller Ungeduld auf den nächsten Transport, mit dem er in die Heimat gehen würde.

Es war so nett, im Lager auf dem Erdboden zu sitzen und zu schwatzen. Man sah durch den Stacheldrahtzaun und an den in gleichmässigem Abstand aufgestellten Wachtürmen vorbei in die warme, grüne tschechische Landschaft, die sich vor unseren Augen dehnte. Man hatte nicht das Gefühl des Eingesperrtseins. Selbst die Wachtürme erschienen fast wie freundliche Schilderhäuschen. Pierre und ich konnten stundenlang dasitzen und uns in gebrochenem Deutsch unterhalten. So vertrieben wir einander die Wartezeit. Ich fand heraus, dass Pierre Sozialist war.

Seine Gefängnisjahre hatten aus ihm keinen Zyniker gemacht. Er ging heim, um neu aufzubauen. Ich hörte mit schmerzlichem Sehnen zu, als er eifrig davon sprach, wie schön die Welt sein könnte, wenn wir es wollten und mit Kraft dafür arbeiteten. Würde auch ich je wieder solche Hoffnung hegen, solchen Glauben an die Zukunft aufbringen können?

Wir beide wurden gute Freunde. Ich bat ihn, Briefe von mir an Paul-Henri Spaak, den späteren belgischen Premierminister, und an Professor Allar, Viktor Alters Schwager, der damals im belgischen Aussenministerium tätig war, mitzunehmen. Er wollte das gern für mich tun.

Pierre brauchte nicht mehr lange zu warten. Eines frühen Morgens im Juli wurden wir durch das Gerasche von vielen Flugzeugen direkt über dem Lagergelände geweckt. Wir zogen uns schnell an und liefen hinaus. Das ganze Lager tummelte sich geschäftig. Über unseren Köpfen kreiste ein Dutzend grosser amerikanischer Flugzeuge, um auf dem nahegelegenen Flugplatz zu landen. Die glücklichen Heimkehrer stellten sich schon in kleinen Gruppen mit ihrem Gepäck auf. Es herrschte Feiertagstimmung. Jene, die noch dableiben mussten, rannten umher, um ihren Freunden Glück für die Heimfahrt zu wünschen.

Zwischen zwei grossen Koffern stand Pierre, umringt von seinen strahlenden Landsleuten. Er winkte mir selig zu. Er drückte mir die Hand und versicherte mir wiederholt, dass er meine Briefe in Belgien abliefern werde.

Durch den Lautsprecher wurden Anordnungen bekanntgegeben, und die Gruppen begannen, sich dem Ausgangstor des Lagers zuzubewegen. Pierre bückte sich, um sein Gepäck aufzunehmen. Ich legte eine Hand abwehrend auf seinen Arm und, ohne ein Wort zu sagen, liess er mich den einen Koffer tragen, während er den andern nahm. So gingen wir nebeneinanderher. In mir kam schon das Gefühl der Einsamkeit auf. Ich dachte daran, wie lange ich wohl warten müsste, bis ich etwas über den Erfolg meiner Briefe hören würde. Den Abschied von meinem jungen belgischen Freund zog ich möglichst lange hinaus. Noch wollte ich mich ein bisschen an der Atmosphäre ungemischter Glückseligkeit wärmen, die von den Heimkehrenden ausstrahlte. Bis zum letzten Augenblick wollte ich mit ihnen zusammen sein, die Motoren surren hören und die Flugzeuge sich vom Boden heben und gegen Westen davonfliegen sehen.

Die Freude der glücklichen Menschen wirkte ansteckend. Sie hatten ihren Passierschein in der Hand. Da zog ich mein wertloses Dokument hervor, hob es – wie sie es taten – hoch und versuchte, möglichst wie ein freudig bewegter belgischer Heimkehrer auszu-sehen. Die Wachen lächelten einfach ihre Glückwünsche den Ab-ziehenden zu und schoben sie durch das Tor, mich mit ihnen. Wir marschierten zum Flugplatz. Die blinkende Sonne, die sich auf den polierten Flächen der Riesenflugzeuge spiegelte, machte meine Sinne rasend. Sie waren so nahe, diese Flugzeuge, so nahe . . . viel-leicht . . . vielleicht.

Meine Sachen befanden sich drüben in der Baracke, aber mein wertvollstes Besitztum war ein kleiner Beutel, den ich mit einem Bindfaden um den Hals trug: jene kleine Lederbrieftasche, die mir Sonja Novogrodsky gegeben hatte, als wir zusammen auf den Tod warteten.

Mein Begleiter lächelte mich an. Wir sagten kein Wort zueinan-der. Er verstand die verrückten Gedanken, die mir im Kopf schwirr-ten. Unsere kleine Gruppe wurde zu einem der parkenden Flug-zeuge geführt. Ich folgte Pierre hinein und setzte mich neben ihn. Er griff von ungefähr herüber und zog seinen Koffer zu sich heran. Der Schweiß rann mir in Strömen. Der Bart brannte mir im Ge-sicht. Er hatte mir fünf Jahre zur Vermummung gedient. Jetzt zeich-nete er mich als Fremden, als einen Hochstapler.

Ein amerikanischer Offizier kam ins Flugzeug und ging langsam herum, die Dokumente der Reihe nach zu prüfen. Ich reichte ihm meinen tschechischen Pass. Sein erstaunter Gesichtsausdruck ver-wandelte sich bald in Verwunderung und Missbehagen. Er packte mich ziemlich barsch am Arm und führte mich aus dem Flugzeug heraus. Quer über das Feld brachte er mich zum Verwaltungsge-bäude. Hinter mir wurde die Tür des Flugzeuges zugeschlagen, und das Surren der Motoren wurde stärker.

In der grossen Halle des Verwaltungsgebäudes standen zwei Of-fiziere, von denen der eine der Kommandant zu sein schien. Sie wa-ren in eifrigster Unterhaltung und achteten nicht auf unser Kom-men. Der mich begleitende Offizier sagte mir in Tönen, die über alle Sprachgrenzen hinweggingen, dass ich hier warten sollte, bis der Kommandant Zeit für mich hätte. Er ging dann weiter seinem Dienst nach.

Durch die Fensterscheiben der Halle beobachtete ich, wie ein Flugzeug nach dem anderen seine Passagiere aufnahm und sich in

die Luft erhob. Bald war nur noch ein Flugzeug auf dem Platz. Davor stand ein Schwarm von Heimkehrern, die darauf warteten, einsteigen zu können.

Der Kommandant war immer noch in die Unterhaltung vertieft. Von meiner Anwesenheit hatte er offenbar noch gar keine Notiz genommen. So unbekümmert tuend, wie es mein pochendes Herz zuliess, ging ich hinter seinem Rücken nach dem Ausgang der Halle. Von der Schwelle ab aber rannte ich so schnell, wie meine Beine mich tragen wollten, über den Flugplatz zu der letzten wartenden Gruppe. Ich kam gerade an, als sie in das Flugzeug zu klettern begannen.

Alle vor mir waren schon eingestiegen, und ich stand noch immer zögernd da. Der Soldat an der Tür des Flugzeuges schrie mich ungeduldig an. Er zeigte eindringlich auf den Eingang. Da nun stieg auch ich ein, und er schlug die Tür hinter mir zu. Ich fand noch einen Sitzplatz. Das Flugzeug bebte, und das Gesurre der Motoren war ohrenbetäubend.

Ich hatte noch nie in einem Flugzeug gesessen. Es bewegte sich. Ich sah zum Fenster hinaus. Es hatte sich schon vom Boden gehoben. Wir schwebten in der Luft. Für einen Augenblick wurde ich von einem schwindelerregenden Zweifel befallen. Vielleicht war ich in eine Falle geraten. Wenn nun dieses Flugzeug doch nach Osten flog!

Ich schrie in das Ohr eines Passagiers neben mir. Er sah mich verdutzt und ungläubig an. «Natürlich fahren wir nach Hause.»

«Nach Hause?»

«Ja doch – nach Belgien!»

Die Beamten des Brüsseler Flughafens warfen einen Blick auf meinen tschechischen Pass und schickten mich ins nächste Gefängnis. Aber es dauerte nur ein paar Stunden, und ich war frei. In wenigen Tagen hatte ich einen neuen Pass, der von der polnischen Exilregierung auf meinen richtigen Namen ausgestellt worden war.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Brüssel besuchte mich Mark Novogrodsky, der jetzt Sergeant im amerikanischen Heer war. Er hatte einen kurzen Urlaub von der Front bekommen, um nach Jahren der Ungewissheit die Geschichte des Todes seiner Mutter zu vernehmen. Gross und schlank, mit dem schmalen bleichen Gesicht, an das ich mich so gut erinnerte, stand er vor mir. Bevor ich sprechen konnte, wusste er, was ich zu berichten hatte.

Er sagte mir, dass die Nachricht über Sonjas Tod durch die polnische Untergrundbewegung weitergegeben worden und nach New York gelangt war. Aber die Angehörigen hatten einfach nicht glauben wollen, dass Sonja tot war.

Ohne ein Wort *zu* sagen, doch mit Tränen in den Augen, hörte er an, was ich ihm über Sonjas Tätigkeit im Ghetto und besonders während der Deportierungen berichtete, von ihrer Hingabe und ihrem Heroismus und schliesslich ihrer Todesbereitschaft. Dann nahm ich aus dem Beutel die kleine Briefftasche aus mexikanischem Leder, die Sonja mir vor so vielen Monaten übergeben hatte. Ich hatte sie immer bei mir getragen, durch die dunklen Verstecke auf der arischen Seite, durch Abwässerkanäle und Keller des verlassenen Warschau, durch die Befreiung und das Entkommen aus dieser «Befreiung». Mit dem Gefühl des Unwirklichen, wie ein Schauspieler in einer bizarren Oper, übergab ich dem schluchzenden Jungen die Briefftasche.

Einige Monate später ging ich nach Amerika. Dies ist vielleicht das Ende meiner Fahrt. Während ich auf die Entscheidung der Einwanderungsbehörde warte, ob ich hierbleiben darf, können meine Gedanken nicht ruhen. In Polen, Tausende von Meilen entfernt, wo wir einst unser Leben lebten, ist nun eine Leere. Wir hätten da von Neuem aufbauen können, wenn man uns eine Chance gegeben hätte. Aber es gab keine.

Am Ende des Krieges waren dort vielleicht noch 250'000 Juden. Dieses Überbleibsel einer Vorkriegsbevölkerung von mehr als 3% Millionen hatte starke Bande zu den Traditionen des polnischen Judentums. Sie hatten den Krieg überstanden entweder in Sowjetrußland, in den Nazi-Vernichtungslagern oder in Polen selber unter falschem Namen und in tausend Todesnöten. Dennoch hatten sie Energie und Lebenswillen behalten. Sie waren zurückgekehrt mit der Absicht, wieder aufzubauen. Fast unmittelbar nach ihrer Rückkehr riefen sie politische Parteien, Schulen, Produzentengenossenschaften, Theatergruppen und ähnliche Einrichtungen ins Leben. Sie schufen von Neuem in kleinem Massstab die alte, blühende Jüdische Gemeinde.

Diese Juden waren zurückgekehrt in die Ruinen, von denen jeder Stein, jedes Stück aus dem Schutthaufen sie an die herzzerbrechenden Erlebnisse erinnerte. Sie waren, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, gewillt, mit ihrem Kummer zu leben. Dieser Rest von

250'000 Menschen hätte in ein paar Generationen an Zahl genügend gewachsen sein können, um ihr Weiterbestehen für die Zukunft zu sichern. Trotz aller Zerstörung und aller Trostlosigkeit waren sie entschlossen, vorwärts zu schreiten. Sie waren bereit, alles zu tun, damit das polnische Judentum mit seiner neunhundert Jahre alten Geschichte nicht restlos unterginge.

Aber es gab zwei Dinge, auf die sie nicht vorbereitet waren: Antisemitismus und Kommunismus.

Niemals in all den Jahren vor 1939 fühlten sich die polnischen Juden so unsicher ihres Daseins, so furchterfüllt wie jetzt nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Antisemitismus war viel ausgesprochener, heftiger und blutrünstiger, als er vor dem Kriege je gewesen war. In den alten Tagen, als die Juden zehn Prozent der polnischen Bevölkerung ausmachten, hatten «gebildete» Antisemiten als Rechtfertigung angegeben, dass es im Lande zu viele Juden gäbe. Doch jetzt, da die Juden auf einen kleinen Bruchteil ihrer früheren Zahl reduziert worden waren, ging die allerschlimmste Woge des Antisemitismus über das Land hin.

Viele Juden, die trotz allem Antisemitismus an ihrer alten Heimat hingen und dableiben wollten, wichen nun vor dem Kommunismus zurück. Die ersten Hoffnungen im Nachkriegspolen, die aus dem vorläufigen Abkommen zwischen Mikolajczyk und den russischen Herren des Landes geboren waren, erloschen sehr bald. Massenverhaftungen, das Auftauchen von Polizeispitzeln in allen Organisationen, die verheerende Anwendung terroristischer Methoden gegen Andersdenkende öffneten den Juden, die unter dem Kommunismus in Russland gelebt hatten, schnell die Augen. Es waren während des Krieges ungefähr 250'000 Juden als Flüchtlinge nach der Sowjetunion gegangen, von denen annähernd 150'000 zurückkehrten. Als die Sowjetregierung ihnen die Naturalisation anbot, nahmen nur sehr wenige sie – nicht etwa, weil das frühere Leben in ihrer polnischen Heimat so über alle Massen schön gewesen wäre, sondern weil es ihnen im Vergleich zu dem Dasein unter dem Sowjetregime doch wie ein angenehmer, dahingeschwundener Traum vorkam. Als sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat dann Sowjetmethoden in Polen aufkommen sahen, warteten sie nicht länger, bis sich die Diktatur voll entwickelt habe; die ersten Anzeichen genügten ihnen vollauf. Jede Institution und jede politische Partei in Polen, und der Bund nicht ausgenommen, wurden dazu verboten, den Absichten der neuen Herren zu dienen.

Bezeichnungen, mit denen die Menschen Wertvolles zu verbinden gewohnt waren, wurden als Aushängeschilder gebraucht, mit denen die jetzigen Herrscher ihre hohlen Schlagworte von Diktatur an den Mann zu bringen suchten. Mit der Zeit, als das neue Regime fester im Sattel sass, wurde selbst der Schein politischer Freiheit abgestreift. Die Polnische Sozialistische Partei wurde liquidiert, als sie ihren Zweck für die Besatzungsmacht erfüllt hatte. Inzwischen hat auch der Bund dasselbe Schicksal erlitten.

Die Menschen hatten nur noch eine Möglichkeit, gegen diese Bedingungen zu stimmen – mit ihren Füßen. Die wiedererstandene Jüdische Gemeinde schmolz dahin. Sie sickerte aus dem Land heraus, in die Läger für heimatvertriebene Personen in Deutschland, nach Palästina oder auf die ewige Wanderung – irgendwohin, nur um wegzukommen.

Jetzt sind es nur noch 60'000 oder 70'000, die geblieben sind, und auch diese versuchen auszuwandern. Als kulturelles und nationales Gebilde liegt die kleine Gemeinde in Todeszügen. Das jüdische «Yischuw» (Gemeinschaft) in Polen, einst der wichtigste Teil der Judenheit der Welt, existiert nicht mehr. Die noch Verbliebenen sind zu wenige, um es wiederzubeleben. Es stimmt zwar, dass Männer wie Wine, Berman, Zambowski, Boreisza und andere Juden hohe Stellungen in der kommunistischen Herrscherschicht einnehmen. Sie sind angeworbene Puppen in der Diktatur. So spielen die übriggebliebenen Juden von Polen den Schlussakt der grossen nationalen Tragödie, die im September 1939 begann.

Jene von uns, die den Opfergang der Massen überlebt haben, sind erstaunliche Beispiele des unbezwingbaren menschlichen Willens zum Leben. Aber wir sind auf unsere Weise ebenso tot wie unsere glücklicheren Brüder, die den ewigen Frieden gefunden haben. Wir leben weiter, aber unser Leben ist dahin.

Wenn unser Überdauern einen Sinn haben soll, dann liegt er vielleicht darin, Zeugnis abzulegen. Es ist eine Schuld, die wir nicht nur den Millionen gegenüber zu erfüllen haben, die zu ihrem Tod in die Gaskammern und Krematorien geschleppt worden sind, sondern auch allen gegenüber, die Menschenantlitz tragen und die brüderlich zusammen auf der Welt leben wollen – und die einen Weg dazu finden müssen.

**Eugen Kogon**

## **Der SS-Staat**

**Das System der deutschen Konzentrationslager**

181.-200. Tausend

Mit einem Plan des KL Buchenwald und einer farbigen Wiedergabe der Häftlingskennzeichen

XXIV, 420 Seiten, Ganzleinen 14,80 DM, kartoniert 9,80 DM

## **Auschwitz**

**Zeugnisse und Berichte**

Mit vielen Originaldokumenten und bisher unveröffentlichten Aufnahmen

Herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner

424 Seiten, Leinen 24,- DM

## **KZ-Verbrechen vor deutschen Gerichten**

**Dokumente aus Prozessen gegen**

**Sommer (KZ Buchenwald)**

**Sorge, Schubert (KZ Sachsenhausen)**

**Unkelbach (Ghetto Czenstochau)**

Herausgegeben von Dr. H.G. van Dam und Ralph Giordano

584 Seiten, Leinen 25,- DM

**Richard Errell**

## **Bilderbuch für Nachdenkliche**

104 Aufnahmen in 52 Bildpaaren und 72 Seiten Text

Lexikonformat, Leinen 18,- DM

**Europäische Verlagsanstalt • Frankfurt a. M.**

**Literatur  
Kolumne  
der  
Prominenz**



**jede  
Woche  
im  
SPIEGEL**

Über die wichtigen Neuerscheinungen in Deutschland  
schrieben seit Januar 1964 im SPIEGEL:

Friedrich Sieburg

Carlo Schmid

Reinhard Baumgart

Rudolf Augstein

Arno Schmidt

Ulrich Sonnemann

Carl Amery

Robert Neumann

Golo Mann

Wolfgang Stammberger

Herbert Ihering

Michael Freund

Heinrich Böll

Senfton Delmer

Hans Magnus Enzensberger

Peter Rühmkorf

Gregor v. Rezzori

Fritz Schäffer

Helmut Gollwitzer

Walter Marlumont

Karl Theodor Reichsfreiherr

von und zu Guttenberg

Fabian von Schlabrendorff

Theodor W. Adorno

Paul Pörtner

# Leon Weliczker Wells

## Ein Sohn Hiobs

Bericht. Aus dem Englischen von Hans Th. Asbeck

335 Seiten, 4 Karten. Leinen DM 24.80, Paperback DM 14.-

Der Erlebnisbericht des aus Galizien stammenden Autors über seine glückliche Kindheit, seine Jugend und über die Leiden, die er und sein Volk unter der deutschen Gewaltherrschaft erduldet haben. Kernstück ist ein wörtlich wiedergegebenes Tagebuch, das der Autor in der schlimmsten Zeit der Drangsalierung, als Angehöriger der »Todesbrigade«, führen und bei seiner Flucht retten konnte. Mit bewundernswerter Gelassenheit, ohne romanhafte Kunstgriffe, ohne Haß schrieb Wells sein Buch; neben der zeitgeschichtlichen Bedeutung macht eben diese überlegene Haltung, aus der heraus der Bericht verfaßt wurde, den besonderen Wert des Buches aus.

»Leon W. Wells konnte den sich selbst gegebenen Auftrag, »die Welt wissen zu lassen, was geschah«, erfüllen. Er hat damit den Leidensweg des östlichen Judentums aufgezeichnet. Der dokumentarische Wert dieses Berichtes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.«  
Abendzeitung, München



Carl Hanser Verlag München

- |              |                            |  |
|--------------|----------------------------|--|
| 241          | Henry de Montherlant       | Blüte im Sand. Roman   |
| 242          | William Faulkner           | Requiem für eine Nonne   |
| 243          | Marie Luise Kaschnitz      | Lange Schatten. Erzählungen  |
| 244          | Georg Kreisler             | Zwei alte Tanten tanzen Tango  |
| 245          | Felix Karlinger (Hrsg.)    | Das Mädchen im Apfel. Ital. Volksmärchen                                     |
| 247          | Marion Gräfin Dönhoff      | Namen die keiner mehr nennt  |
| ***248/49    | Ivo Andrić                 | Wesire und Konsuln. Roman  |
| 250          | Ernst Ginsberg (Hrsg.)     | Komm, güldner Friede<br>Lyrik des Barock<br>Wenn wir alle Engel wären. Roman |
| 251          | Heinrich Spoerl            | Jiddisch. Abenteuer einer Sprache  |
| **252        | Salcia Landmann            | Das Andere Amerika   |
| 254          | Michael Harrington         | Von Abel bis Zwirnagel   |
| 255          | Herbert Maas               | Der Untertan. Roman  |
| ***256/57    | Heinrich Mann              | Die Hochzeit   |
| 258          | A. Morrow Lindbergh        | Die diebischen Freuden des Herrn<br>von Bisswange. Ein Schelmenroman         |
| 259          | M. Beheim-Schwarzbach      | Laß nur die Sorge sein. Ein fröhliches<br>Hausbuch mit Versen von gestern    |
| **260        | M. Maser-Friedrich (Hrsg.) | Politik und Geist  |
| 261          | Carlo Schmid               | Peking und Moskau  |
| ***263/64/65 | Klaus Mehnert              | Die Ermordung einer Butterblume und andere<br>Erzählungen                    |
| 266          | Alfred Döblin              | Die Dame Mila. Roman   |
| 267          | Bruce Marshall             | Ein Schlag auf den Schädel und du bist<br>eine Schönheit. Ein Super-Thriller |
| 268          | Carlo Manzoni              | Begegnungen mit dem Vormenschen  |
| 269          | G.H.R. v. Koenigswald      | Joseph Goebbels  |
| ***271/72    | Helmut Heiber              |  |

#### IN DEN NÄCHSTEN MONATEN ERSCHEINEN

- |       |   |  |
|-------|---|--|
| 273   | Georg Britting                                  | Das Duell der Pferde. Erzählungen (Feb. '65)   |
| **274 | Matthew Gregory Lewis                           | Der Mönch. Ein Schauerroman (Feb. '65)   |
| 275   | E. Janda u. F. Nötzoldt<br>(Hrsg.)              | Warum weinst du holde Gärtnersfrau...<br>Alte Bänkellieder (Feb. '65)                              |
| 276   | Siegfried Lenz                                  | Jäger des Spotts (Feb. '65)  |
| **277 | Paul Claudel/André Gide                         | Zweifel und Glaube (Feb. '65)  |
| **280 | Hans von Hentig                                 | Der Friedenschluß (Feb. '65)   |
| **281 | Heimito von Doderer                             | Die Merowinger oder<br>Die totale Familie. Roman (März '65)  |
| **282 | Ernst Jünger                                    | Strahlungen II. Das zweite<br>Pariser Tagebuch (März '65)  |
| 283   | Leo Slezak                                      | Mein Lebensmärchen (März '65)  |
| 284   | Karl Hoenn (Hrsg.)                              | Der unzufriedene Esel. Fabeln der Antike (März '65)  |
| 285   | Miguel León-Portilla u.<br>Renate Heuer (Hrsg.) | Rückkehr der Götter. Die Aufzeichnungen der<br>Azteken über den Untergang ihres Reiches (März '65) |
| 287   | Leo Navratil                                    | Schizophrenie und Kunst (März '65)   |
| 288   | Eugen Roth                                      | Abenteuer in Banz. Erzählungen (Jan. '65)  |

- \*\*8 Das Urteil von Nürnberg 1946  
13 Deutsche Reden und Rufe
- \*\*18 Meister der deutschen Kritik  
Band I: 1730-1830  
Von Gottsched zu Hegel
- 24 Der Prozeß Jeanne d'Arc  
1431 und 1456. Akten und Protokolle
- 29 Käthe von Normann:  
Tagebuch aus Pommern 1945/46
- \*\*34 Letzte Briefe zum Tode  
Verurteilter 1939-1945 (vergr.)
- \*\*39 Der Ruf - Eine deutsche  
Nachkriegszeitung
- \*\*44 Margarete Buber-Neumann:  
Als Gefangene bei Stalin und  
Hitler (vergr.)
- \*\*49 C. J. Burckhardt:  
Meine Danziger Mission 1937-1939  
55 Hier hielt die Welt den  
Atem an (vergr.)
- \*\*62 Die Tragödie Schlesiens 1945/46  
68 Deutsche Briefe des 20. Jahrhunderts
- \*\*74 Koestler/Silone/Gide u. a.:  
Ein Gott, der keiner war
- \*\*80/81 Die Niederlage 1945  
Aus dem Kriegstagebuch des OKW  
87 Leo Trotzki: Tagebuch im Exil
- \*\*94 Gespräche mit Napoleon
- \*\*99 Alexander Hohenstein:  
Wartheländisches Tagebuch 1941/42
- \*\*106 Meister der deutschen Kritik  
Band II: 1830-1890  
Von Börne zu Fontane
- \*\*112 Die Affäre Dreyfus  
114 Kommandant in Auschwitz  
Autobiographische Aufzeichnungen  
des Rudolf Höß
- \*\*120/21 Lagebesprechungen im  
Führerhauptquartier 1942-1945
- \*\*130 Die Invasion 1944  
Aus dem Kriegstagebuch des OKW
- \*\*134 Die Idee Europa  
Quellen zur Geschichte der  
politischen Einigung
- 140 Mozart  
Dokumente seines Lebens
- \*\*146 Die Moskauer Schauprozesse  
1936-1938
- \*\*152/53 Potsdam 1945. Quellen zur Kon-  
ferenz der »Großen Drei«
- \*\*160 Der Luftkrieg über Deutschland  
1939-1945. Deutsche Berichte und  
Pressestimmen des neutralen Aus-  
lands. Auswahl und Einleitung von  
Erhard Klöss
- 167 Joseph Scholmer:  
Arzt in Workuta
- \*\*\*174/75 Deutschland und die Welt  
Zur Außenpolitik der Bundes-  
republik 1949-1963
- \*\*181 Israels Weg zum Staat. Von Zion  
zur parlamentarischen Demokratie  
Hrsg.: Arno Ullmann
- \*\*\*187/88 Ich kam, sah und schrieb.  
Augenzeugenberichte aus fünf  
Jahrtausenden  
Hrsg.: Martin Wein
- \*\*\*195/96 Ich schneide die Zeit aus.  
Expressionismus und Politik in  
Franz Pfemferts »Aktion«  
Hrsg.: Paul Raabe
- \*\*202 Briefe zur Weltgeschichte  
Von Cicero bis Roosevelt  
Hrsg.: Karl Heinrich Peter
- \*\*209 Von El Alamein bis Stalingrad  
Aus dem Kriegstagebuch des OKW  
Hrsg.: Andreas Hillgruber
- \*\*219 Das politische Tagebuch  
Alfred Rosenbergs  
1934/35 und 1939/40  
Hrsg.: Hans-Günther Seraphim
- \*\*\*227/28 Die russische Revolution 1917  
Hrsg.: Manfred Hellmann
- \*\*\*238/39 Kirche und Staat  
Hrsg.: Heribert Raab
- \*\*246 Der neue Kurs. Amerikas Außen-  
politik unter Kennedy 1961-1963  
Hrsg.: Klaus Schoenthal
- \*\*253 Utopie und Mythos der Welt-  
revolution. Zur Geschichte der  
Komintern 1920-1940  
Hrsg.: Theo Pirker
- \*\*262 Bernard Goldstein:  
Die Sterne sind Zeugen  
Der Untergang der polnischen  
Juden (Jan. '65)
- \*\*270 Verrat hinter Stacheldraht?  
Das Nationalkomitee »Freies  
Deutschland« und der Bund  
Deutscher Offiziere in der Sowjet-  
union 1943-1945  
Hrsg.: Bodo Scheurig (Febr. '65)
- \*\*\*278/79 Hitlers Weisungen für die  
Kriegführung 1939-1945  
Dokumente des OKW  
Hrsg.: Walther Hubatsch (März '65)
- Normalband  
Großband\*\*  
Doppelband\*\*\*